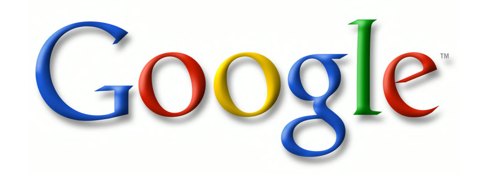


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

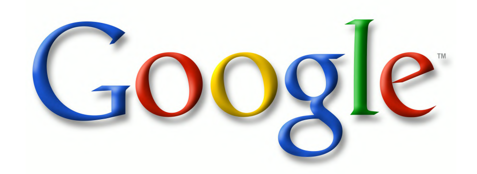
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


UC-NRLF
$B 183 572


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



O N 50

~~[illegible]~~

A. Alahambus

Paris, 191[illegible]

Geschichte

der

deutschen National-Literatur.

Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten

und

zum Selbststudium bearbeitet

von

Professor Dr. Hermann Kluge.

Fünfunddreißigste, verbesserte Auflage.

Altenburg.

Druck und Verlag von Oskar Bonde.

1904.

260652

UNIV. OF
CALIFORNIA

PT95
K6
1904

Vorwort zur ersten Auflage.

Während noch im Anfange unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte kaum eine nennenswerte Leistung vorhanden war, ist nach und nach für diesen Gegenstand ein immer regeres Interesse erwacht, und es sind namentlich die letzten Jahrzehnte nach dieser Seite hin außerordentlich fruchtbar gewesen. Wir besitzen nicht nur eine zahllose Menge von Monographien über einzelne Dichter nebst zum Teil sehr weitschichtigen Kommentaren über ihre Werke, es haben auch die einzelnen Perioden ihre Bearbeiter gefunden. Endlich ist das gesamte Gebiet der deutschen Literaturgeschichte in ausführlichen Werken bearbeitet worden, von denen ein jedes seine besonderen Vorzüge hat. Hier begegnen wir, freilich bisweilen in etwas schwerfälliger Gestalt, der gründlichsten Gelehrsamkeit und einem wahrhaft deutschen Fleiße, wie bei Koberstein und Goedeke, dort vereinigt sich Wissenschaftlichkeit mit einer meisterhaften Gewandtheit der Form, mit einer wohltuenden Wärme und Frische der Darstellung, wie bei Vilmar, Roquette und zum Teil auch bei Gervinus, wozu sich noch in andern eine reiche Auswahl von Proben gesellt, wie in dem großen, vierbändigen Werke von Heinrich Kurz.

Wenn wir demnach zugeben, daß es eine reiche Auswahl von umfangreichen und vortrefflichen Werken gibt, welche den Forderungen der Wissenschaft in jeder Hinsicht genügen, so muß unser Urteil über die für den Schulgebrauch bestimmten Darstellungen der Literaturgeschichte anders lauten. Es gibt auch deren eine unabsehbare Menge, aber von allen den Grundrissen und Leitfäden, die mir bekannt sind, entspricht keiner vollständig den Ansprüchen, die an ein für den Unterricht bestimmtes Buch zu stellen sein möchten. Einzelne darunter haben zwar den Vorzug der Kürze, allein sie bieten nicht mehr als ein mageres Gerippe von Namen und Zahlen, wie dies z. B. in dem Grundrisse von Helbig (6. Aufl. 1862) der Fall ist, worin Lessing noch nicht eine, Goethe und Schiller zusammen noch nicht drei kleine Oktavseiten einnehmen, und worin von den Meisterwerken dieser Dichter nur die Titel ohne jeglichen Zusatz angeführt werden. Die in dem eben genannten Buche enthaltenen Namen und Zahlen haben andere um das Zehnfache dadurch vermehrt, daß sie bei Behandlung der neueren Literaturgeschichte alle bedeutenderen Theologen und Kanzelredner, Sprachforscher und Grammatiker, Philosophen, Naturforscher, Historiker &c. mit ihren Werken anführen. Außer verschiedenen anderen gehören hierher die vielgebrauchten und weitverbreiteten Schulbücher von Pischon (12. Aufl. 1868) und Heinrich Kurz (2. Aufl. 1865). Der Leitfaden von Pischon hat zwar durch die Bearbeitung von Passow und Palm eine wesentliche Beschränkung der für die Jugend unbrauchbaren bibliographischen Notizen, die z. B. über

260652

die Werke unserer Klassiker ganze Seiten füllten, sowie noch in mancher andern Hinsicht eine Verbesserung erfahren, allein auch noch jetzt lernt der Schüler Hunderte von Namen kennen, die ihm füglich unbekannt bleiben können, während er in die Meisterwerke unserer größten Dichter nicht eingeführt wird. — Noch unbrauchbarer für die Schule ist der „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur von H. Kurz“. In demselben ist der innerhalb der einzelnen Perioden festgehaltene Schematismus, nach welchem zunächst von der lyrischen, didaktischen, epischen, dramatischen Poesie, sodann von der Prosa, und zwar nacheinander von dem Roman, der historischen, didaktischen, rhetorischen Prosa gehandelt wird, für die neuere Zeit höchst störend und nicht durchführbar. Der Schüler hat denselben Namen unter den verschiedensten Abschnitten zu suchen und kann sich nur mit Mühe in dem Gewirr zurecht finden. Außerdem stehen oft eine Reihe von Namen nebeneinander, ohne daß ein Urteil über dieselben beigefügt wäre. So werden, um nur eins der auffallendsten Beispiele anzuführen, auf Seite 300 nicht weniger als 54 zum Teil ganz unbekannte politische Redner der neuesten Zeit ohne jegliche erläuternde und erweiternde Zutat nacheinander aufgezählt. Mit einem solchen Register von Namen kann am allerwenigsten die Jugend etwas anfangen.

Wenn es aber mit Recht die Ansicht der bedeutendsten Pädagogen unserer Tage ist, daß der Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte sich vor allem auf Lektüre gründen und mit derselben in lebendigem Zusammenhange stehen müsse, so darf ein für den Unterricht bestimmtes Lehrbuch nicht ein Chaos von Namen und Zahlen bieten, aus denen der Schüler keine Nahrung für Herz und Gemüt ziehen kann, vielmehr muß dasselbe eine weise Beschränkung üben, es darf nur die hervorragendsten und einflußreichsten Erscheinungen der deutschen Literatur vorführen. Anfänge zu einer richtigen Behandlung des Gegenstandes sind bereits vorhanden. Es haben u. a. Wilhelm Pütz und Werner Hahn den glücklichen Versuch gemacht, den Schwerpunkt auf die Werke der Dichter zu legen. Allein während W. Pütz in seiner „Uebersicht“ (Koblenz 1855) von mehreren Zeiträumen nur ein unvollkommenes Bild gibt und einzelne Meisterwerke unserer Klassiker zu dürftig charakterisiert, bietet das in mancher Beziehung vortreffliche Buch von W. Hahn (4. Aufl. 1868), indem es weitergehenden Forderungen gerecht zu werden sucht, zu viel und zu vielerlei, was im Unterricht nicht zu verwerten ist. Überdies enthalten die letzten Seiten dieses Werkes eine Unmasse von Namen, Büchertiteln und Zahlen, mit denen wohl anderen Kreisen, aber nicht der Schule gedient sein kann.

Demgemäß habe ich, gestützt auf eine längere Erfahrung in diesem Unterrichtsgegenstande, es unternommen, ein Lehrbuch zu schreiben, das auf erschöpfende Vollständigkeit Verzicht leistend, sich vor allem auf die Bedürfnisse der Schule beschränkt. Dasselbe will zunächst dem Schüler dazu verhelfen, daß er im allgemeinen den Entwickelungsgang überschaue, den die deutsche Literatur genommen hat. Vor allem aber hat es sich die Aufgabe gestellt, die Jugend mit den klassischen Werken unseres Volkes vertraut zu machen. Es fehlen daher in diesem Buche Hunderte von Namen, die in anderen Werken stehen, dafür werden aber die bedeutenderen Erscheinungen aus den beiden Blüteperioden unserer

deutschen Literatur um so eingehender besprochen. In der älteren Zeit verweilt dasselbe am längsten bei dem Nibelungenliede, Gudrun, Parzival, Walther von der Vogelweide; in der neueren bei Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller. Was die Literatur der Gegenwart betrifft, so hängt diese Entwickelungsstufe in dem geistigen Leben unseres Volkes zu eng mit den Interessen des Tages zusammen und ist noch zu wenig zum Abschluß gekommen, als daß sie mit allen ihren Erscheinungen in den Kreis des Unterrichts gezogen werden könnte, zumal schon unsere beiden klassischen Perioden überreichen Stoff bieten. Nur einzelne der hervorragendsten Erscheinungen aus unsern Tagen durften nicht übergangen werden.

Sollte trotz der geübten Beschränkung das Buch vielleicht für manchen Lehrer noch mehr enthalten, als er im Unterricht brauchen kann, so wird derselbe bei der Übersichtlichkeit des Ganzen je nach Bedürfnis eine mehr oder weniger begrenzte Auswahl treffen können. Dieses Bedürfnis aber ist an den verschiedenen Anstalten je nach den Verhältnissen ein verschiedenes, und auch die Zahl der für unsern Gegenstand angesetzten Stunden ist nicht allenthalben die gleiche. Ja es wird vielleicht an einer und derselben Anstalt der Lehrer mit den verschiedenen Jahrgängen einen Wechsel eintreten lassen und bald dieses, bald jenes Werk eingehender betrachten, über andere dagegen kürzer hinweggehen. Gewiß aber wird die Mehrzahl der Lehrer auch darauf Gewicht legen, daß die Jugend angeleitet werde, die eine und die andere klassische Dichtung, zu deren Lektüre im Unterrichte die Zeit mangelt, privatim zu lesen. Für diesen Zweck sollen die im Buche enthaltenen Angaben ein Wegweiser sein, sie sollen dem Schüler das Verständnis erleichtern, ihn aber auch zur Selbsttätigkeit anregen.

Die in einigen einleitenden Paragraphen über den indogermanischen Sprachstamm und über die deutschen Dialekte vorausgeschickten Bemerkungen, sowie die wenigen einander gegenübergestellten grammatischen Formen, die in kürzester Fassung eine Anschauung von dem geschichtlichen Entwickelungsgange unserer Sprache geben, werden hoffentlich vielen Lehrern willkommen sein.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß das Buch, dessen Bestimmung es ist, in die Schätze deutschen Geistes und deutschen Gemütes einzuführen, eine Liebe zu unserer nationalen Literatur in den jugendlichen Herzen erwecken möge.

Altenburg, den 20. Februar 1869.

Aus dem Vorwort zur fünfzehnten und achtzehnten Auflage.

Zu meiner Freude hat mein Buch sich zahllose Freunde erworben und einen Erfolg gehabt, den weder ich noch mein Verleger zu hoffen wagen durften. Wie in Deutschland hat dasselbe auch im Auslande eine weite Verbreitung gefunden. Eine französische Bearbeitung erschien unter dem Titel: „Histoire de la Littérature Allemande d'après

le Dr. Hermann Kluge par J. Philippi avec une préface de L. Crouslé. Paris, J. Bonhoure et Cie Éditeurs, rue de Lille 48." Der französischen Uebersetzung des Buches folgte zunächst eine italienische. Fortunato Demattio, Professor der italienischen Sprache an der Universität Innsbruck, hat vorläufig einen Teil desselben übertragen unter dem Titel: „Saggio della letteratura tedeska. Klopstock, Wieland, il Parnasso di Gottinga, Lessing, Herder. Pagine dettate ad uso degli italiani sulla decima quinta edizione della storia della letteratura nationale tedesca di Erm. Kluge", Innsbruck (Wagner) 1886. — Zwei Jahre später erschien eine englische Uebersetzung unter dem Titel: „Primer of German Literature (based on the work of Professor Kluge) by J. T. Lublin, London (Swan Sonnenschein, Lowrey and Co. Paternoster Square) 1888".

Vorwort zur fünfunddreißigsten Auflage.

Die vorliegende neueste Auflage ist eine vielfach veränderte, vermehrte und, wie ich wohl annehmen darf, wesentlich verbesserte. Als ich mein Buch schrieb, stand mir das Wort des Dichters vor der Seele: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister". Es lag mir vor allem daran, daß die beiden Blüteperioden unsrer deutschen National-Literatur zu ihrem Rechte kommen und die großen Dichter und Denker jener Tage der Jugend lebendig vor die Augen gestellt werden sollten. Darum verweilt mein Buch in der älteren Zeit am längsten beim Nibelungenliede, Gudrun, Parzival, Walther von der Vogelweide; in der neueren Zeit bei Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller. Die spätere Zeit wurde wesentlich kürzer behandelt. Eine besondere Auszeichnung erfuhren noch die Dichter der Befreiungskriege. Die allerneueste Zeit hatte ich anfangs ganz von meinem Buche ausgeschlossen. Dies wurde je länger, je mehr als ein Mangel empfunden. Als in den letzten Jahrzehnten neue, gewaltige Geister auf den Plan traten, wurde das Verlangen immer dringender, auch diese neuesten Dichter und Denker nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Es genügte auch nicht, wie es in den letzten Auflagen geschah, einige der maßgebendsten Persönlichkeiten in der siebenten Periode an geeigneter Stelle einzufügen. Es erschienen diese Notizen als zu dürftig und der Bedeutung der in Frage kommenden Dichter nicht genügend. So entschloß ich mich denn, meinem Buche eine achte Periode anzufügen, um den hervorragendsten Dichtern und Dichterinnen unserer Tage den ihnen gebührenden Platz einzuräumen und sie nach ihrer Bedeutung zu würdigen. Daß mir dies gelungen sei, ist mein innigster Wunsch.

So möge mein Büchlein auch im neuen Gewande freundliche Aufnahme finden und zu den alten Freunden neue gewinnen.

Altenburg, im März 1904.

Hermann Kluge.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Fünfte Periode.

Die deutsche Literatur im Zeitalter der Reformation. 1500—1624.

Seite

Sechste Periode.

Die Poesie in den Händen der Gelehrten oder die Periode der Nachahmung. 1624—1748.

Siebente Periode.

Zweite Blütezeit unserer deutschen Literatur und ihre Nachwirkungen. 1748—1871.

Goethe.

Schiller.

Die romantische Schule und die neuere Zeit.

Achte Periode.

Die deutsche Literatur von 1871 bis zur Gegenwart.

Einleitung.

§ 1. Begriff der deutschen Literaturgeschichte.

Die *deutsche Literatur* im weitesten Umfange ist der Inbegriff aller in Sprache und Schrift niedergelegten Geisteswerke des deutschen Volkes. Von dieser Gesamtheit bildet die deutsche *Nationalliteratur* nur einen Teil. Sie hat es nicht mit *allen* Geistesprodukten unseres Volkes zu tun, am wenigsten mit der sogenannten *gelehrten* oder *wissenschaftlichen* Literatur, sie umfaßt vielmehr nur diejenigen literarischen *Kunstwerke*, welche ein eigentümlich deutsches Gepräge tragen, d. h. die unserm deutschen Volke eigentümliche Anschauung, Gesinnung, Sitte abspiegeln. Da nun in der *Poesie*, der ältesten und eigentümlichsten Sprache aller Völker, vor allem deutscher Geist und deutsches Leben sich ausprägt, so wird vorzugsweise die *poetische Nationalliteratur* der Deutschen ins Auge zu fassen sein. Die *Geschichte* dieser Literatur stellt den Entwicklungsgang der geistigen Bildung des deutschen Volkes dar, so wie diese sich aus jenen Werken erkennen läßt [1]).

---

[1]) Die bedeutendsten und brauchbarsten Werke, welche die deutsche Literaturgeschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit behandeln, sind: *August Koberstein* (Prof. in Schulpforta, † 1870 in Kösen), Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 6. von *Karl (Friedrich) Bartsch* († 1888 in Heidelberg) umgearbeitete Auflage, 5 Bände, Leipzig 1884 ff. — *Georg (Gottfried) Gervinus* († 1871 in Heidelberg), Geschichte der deutschen Dichtung, 5. Auflage (von K. Bartsch besorgt), 5 Teile, Leipzig 1871—74. — *Heinrich Kurz* († 1873 in Aarau), Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller, 8. Aufl., 4 Teile, Leipzig 1887. — *Wilhelm Schäfer* († 1880 in Bremen), Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur, 2. Aufl. (bearbeitet von Fr. Muncker), 2 Teile, Leipzig 1885. — *Karl Goedeke* († 1887 in Göttingen), Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung (bibliographisch bedeutend), 2. Aufl., fortgesetzt von *Edmund Goetze* in Dresden, 6 Bände, Dresden 1884 ff. — *August (Friedrich Christian) Vilmar* († 1868 als Konsistorialrat und Prof. der Theologie in Marburg), Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 25. von *Adolf Stern* (Dresden) besorgte Auflage. Marburg 1901. — *Wilhelm Wackernagel* († 1869 als Prof. in Basel), Geschichte der deutschen Literatur, 2. Auflage von *Ernst Martin* (in Straßburg), neu bearbeitet und zu Ende geführt, 2 Bände, Basel 1894. — *Wolfgang Menzel* († 1873 in Stuttgart), Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Ausg., 3 Bde., 1875. — *Otto Roquette* († 1896 in Darmstadt), Geschichte der deutschen Dichtung, 3. Aufl., 2 Bände, Frankfurt 1882. — *Wilhelm Lindemann* († 1879 in Niederkrüchten am Rhein), Geschichte der deutschen Literatur, 7. Aufl. (bearb. von Anselm Salzer), Freiburg 1897. — *Werner Hahn* († 1890 in Sacrow bei Potsdam), Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen, 14. Aufl. (herausg. von Gotthold Kreyenberg) Berlin 1901. — *Edmund Höfer* († 1882 in Cannstatt), deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart 1876. — *Robert Koenig* († 1900 in Potsdam), deutsche Literaturgeschichte (wertvoll durch die Facsimiles und Illustrationen), 29. Aufl., bearbeitet von Karl Kinzel, 2 Bände, Bielefeld 1903. — *Otto von Leixner* (Berlin), Geschichte der deutschen Literatur, 6. Aufl., Leipzig 1903 (durch die Facsimiles und Illustrationen der vorigen verwandt). — *Friedrich Vogt* und *Max Koch* (Breslau), Geschichte der

§ 2. Der indogermanische Sprachstamm.

Unsere deutsche Sprache, in der die Schätze unserer Literatur niedergelegt sind, gehört nebst den anderen germanischen Dialekten (§ 3) zu dem sogenannten indogermanischen (richtiger indoeuropäischen oder arischen) Sprachstamme [1].

Dazu gehören in Asien die Sprache der Inder, deren heilige Bücher, die Veden, sowie die Heldenepen (Mahabharata, Ramayana) und andere klassische Dichtungen im Sanskrit-Dialekt (Sanskrit = die vollkommene, reine Sprache) geschrieben sind, während die heutigen Mundarten Hindostans auf die alten Dialekte des Pali, Prakrit usw. zurückgehen. Ferner die Zendsprache (die Sprache des Avesta, der heiligen Schriften der Parsen), das Altpersische, Neupersische und das Armenische.

Die europäischen Zweige dieses Stammes sind:

1. die griechische Sprache.

2. das Lateinische mit seinen romanischen Töchtersprachen (italienisch, spanisch, portugiesisch, französisch, churwälsch in Graubünden, rumänisch oder wallachisch usw.).

3. die slavischen Sprachen, wozu jetzt vor allem das Russische, Slovenische (Kärnten, Steiermark, Krain), Polnische, Serbische, Bulgarische, Tschechische, Wendische gehören. Beim Bulgarischen ist das Neubulgarische vom Altbulgarischen zu unterscheiden. Das letztere ist das sogenannte Kirchenslavische, d. h. die Sprache, in welche Cyrillus und Methodius um die Mitte des 9. Jahrhunderts die Bibel übersetzten.

4. das Litauische mit den verwandten Dialekten des Altpreußischen (im 16. Jahrhundert erloschen) und Lettischen (in Kurland und im südlichen Livland).

---

deutschen Literatur (gleichfalls illustriert), Leipzig 1897. — Wilhelm Scherer († 1886 in Berlin), Geschichte der deutschen Literatur, 9. Auflage (besorgt von Edward Schröder). Berlin 1901. — Friedrich Sehrwald (Eisenach), deutsche Dichter und Denker, 2. Aufl., 2 Bände. Altenburg 1883—84. — Von einem besondern Gesichtspunkte aus behandelt die deutsche Literatur Leo Cholevius († 1878 in Königsberg), Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, 2 Teile, Leipzig 1856. — Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte ist der vortreffliche Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur, bearbeitet von Archivrat Gustav Könnecke, 2. Aufl. Marburg (Elwert) 1895. — Beachtenswert sind die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, mit Unterstützung von Erich Schmidt herausgegeben von Julius Elias, Szamatolski († 1894) und Max Osborne, Band 1 ff. Stuttgart (Göschen) 1892 ff.

[1] Die unvollkommensten der uns bekannten Sprachen sind diejenigen, die nur aus einsilbigen unveränderlichen Wurzeln, welche Träger der Begriffe sind, bestehen und daher auch isolierende genannt werden. Diese erste Stufe wird vertreten durch das Chinesische, durch die Sprachen des angrenzenden Hinterindiens, das Birmanische, Siamesische, Anamitische, sowie durch einige afrikanische, z. B. die Namaqua-Sprache. — Auf der zweiten Stufe stehen die turanischen oder finnisch-tartarischen Sprachen (auch agglutinierende genannt), wozu das Tungusische, Mongolische, Türkische, die Sprachen Dekhans (Telinga, Tamulisch, Malabarisch, Singhalesisch), Japans, die Dialekte Tibets und Bhotans, die Dialekte der Malayen und Polynesier, die zahlreichen Indianersprachen Amerikas, das Finnische mit dem Esthnischen, Livischen (im nördl. Livland) und Lappischen, das Ungarische, Baskische gehören. — Die dritte Stufe nehmen die flektierenden Sprachen ein, wozu die arischen und semitischen gehören. Der letztere Sprachstamm umfaßt das Hebräische, Syrische und Chaldäische, Phönizische, Assyrische, Babylonische, Arabische, Äthiopische.

5. die keltische Sprache, von der sich noch Reste finden in Irland, Hochschottland (gälisch), Wales (walisisch oder kymrisch) und der Bretagne (armorisch).

6. die Sprache der Germanen, die also nicht eine Tochter des Sanskrit, ebensowenig des Zend und des Altpersischen, wohl aber eine Schwester dieser ältesten asiatischen, wie der europäischen Sprachen ist[1]).

Die Zusammengehörigkeit und gemeinsame Abstammung aller dieser Sprachen wurde zuerst nachgewiesen durch den Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, Franz Bopp (geb. 1791 in Mainz, † 1867 in Berlin). Auf der von Bopp gelegten Grundlage fußend haben seine Nachfolger August Schleicher († 1868 als Professor in Jena), Johannes Schmidt († 1891 in Berlin), Karl Brugmann u. a. diese Wissenschaft weiter ausgebaut[2]). Zunächst ist diese Übereinstimmung der indogermanischen Sprachen nachweisbar aus den Worten selbst. Es mögen einige Beispiele solcher verwandten Wortstämme folgen und zwar so, daß Sanskrit neben Altbaktrisch (Zend), Griechisch, Lateinisch und Deutsch gestellt wird: pitar — patar — *πατήρ* — pater — Vater; nâman — nâman — *ὄνομα* — nomen — Name; asti — asti — *ἐστί* — est — ist; tischthâmi — histâmi — *ἵστημι* — sto — stehe; vêda — vaêda — *οἶδα* — video — weiß. Während diese Tatsache bereits Bopp und Schleicher feststellten, sind J. Schmidt, K. Brugmann und andere Forscher der neuesten Zeit zu vorher ungeahnten Ergebnissen über das Aussehen, den Wortreichtum und die Flexionsfähigkeit der erschlossenen indogermanischen Ursprache gelangt. Je weiter wir nämlich die obengedachten Sprachen zurückverfolgen, um so ähnlicher werden sie untereinander, so daß es uns jetzt möglich ist, die gemeinsame Mutter, die Ursprache, zum größten Teile wieder herzustellen. Aus ihr lassen sich dann nach bestimmten Entwicklungsgesetzen die einzelnen indogermanischen Sprachen ableiten. Man vergleiche indogerm. mātēr, altindisch mātā, griech. *μήτηρ* (*μάτηρ*), lat. mater, altniederdeutsch mōdar, Mutter; indogerm. bhēro, altindisch bharāmi, griech. *φέρω*, lat. fero, deutsch (ge-)bäre (trage), engl. bear; indogerm. tréjes, altindisch tráyas, griech. *τρεῖς*, lat. tres, engl. three, drei.

Aber nicht bloß die Worte sind urverwandt und aus einer gemeinsamen Grundform gesetzmäßig ableitbar, in allen indogermanischen Sprachen beruht auch die Flexion auf demselben Prinzipe. Es geschieht nämlich dieselbe sowohl durch den Wechsel des Wurzelvokals, den Ablaut (z. B. *λιπ*,

[1]) Das Wort Germanen, das keltisch ist und „Nachbarn" bedeutet, läßt sich erst seit dem Ende des 2. Jahrhunderts nachweisen.

[2]) Im Jahre 1816 erschien das Konjugationssystem von Bopp, welches den Grund legte zu dem Werke eines 20jähr. Fleißes, zu seiner vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, des Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Gotischen und Deutschen 1833—1852; 3. Auflage, welche auch das Armenische und Altslavische aufgenommen hat, 3 Bände, Berlin 1869—71. — August Schleicher, „Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen", 4. Auflage (herausgeg. von Johannes Schmidt), Weimar 1876. — Karl Brugmann und Berthold Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, 5 Bände, Straßburg 1886—1900. — Einen kurzen Abriß bietet Rudolf Meringer (Wien), Indogermanische Sprachwissenschaft, Leipzig 1897. — Wilhelm Streitberg (München), Die indogermanische Sprachwissenschaft, Straßburg 1902. — Vergl. auch Max Müller († 1900 als Prof. in Oxford), die Wissenschaft der Sprache, deutsch von R. Fick und W. Wischmann, 2 Bände, Leipzig 1892—93.

λειπ, λοιπ; τρεπ, τραπ, τροπ; singe, sang, gesungen, engl. sing, sang, sung; binde, band, gebunden; winde, wand, gewunden; kommen, kam, gekommen, engl. come, came, come), als auch durch Anhängung von ursprünglich gleichfalls selbständigen Verbal- und Pronominalwurzeln. So ist das lat. ama-bam entstanden aus ama-fuam (vom alten Verbum fuo); ama-bo aus ama-fuo; das franz. chanterai aus chanter-ai (1 pers. praes. von avoir); das gotische sâlbodêdum = salben taten wir. So besteht die oben angeführte Form asti des Sanskrit aus der Wurzel as (sein) und dem Pronomen ti (= ta), welches er bedeutet; asti mithin wörtlich: sein er. Dasselbe ti befindet sich im griech. ἐστί, während im lat. est, im franz. est, im deutschen „ist“ von der ursprünglichen Pronominalwurzel bloß das t noch vorhanden ist, das sich in „tut“, „kommt“, „fait“, „vient“ usw. zur Bezeichnung der 3. Person findet.

In der Ursprache bildete auch der Accent eine große Rolle, der nicht an die Stammsilbe gebunden war wie im Germanischen oder nur auf die vorletzte und drittletzte Silbe fallen konnte wie im Lateinischen, den vielmehr auch viele Verbal- und Nominalendungen tragen, ja der sogar ganz fehlen konnte.

Die Urheimat der Indogermanen, die man auch Arier (Arya) nannte (im Sanskrit Arjās = die Hohen, Trefflichen)[1], festzustellen, ist schwierig. Während neuere Sprachforscher dieselbe in Europa suchen, halten andere am mittelasiatischen Hochland fest (Hochebene von Pamir oder dem alten Baktrien). Von dieser ihrer ursprünglichen Heimat wanderten sie vor Jahrtausenden aus und teilten sich auf ihrem Wanderzuge in verschiedene Stämme. Einer davon ließ sich im Norden des Hindukusch nieder und führte den Namen Iranier, die sich wieder in Ostiranier oder Altbaktrer (das Zendvolk genannt) und Westiranier oder Altperser teilen. Ein zweiter Stamm drang weiter nach Süden durch die Pässe des Gebirges hindurch in das fruchtbare Stromgebiet des Indus und erhielt den Namen Inder. Westlich nach dem Mittelmeer zogen die Graeko-Italiker. Die Mitte Europas nahmen die Kelten ein, während den Germanen der Norden des Erdteils zufiel und ihre östlichen Nachbarn, die litauisch-slavischen Völker, hinter der Weichsel blieben.

§ 3. Der germanische Sprachstamm und seine Dialekte.

Während der Wanderungen der einzelnen indogermanischen Völker aus ihren Ursitzen in ihre geschichtlichen Wohnsitze und auch noch später erlitten ihre Sprachen naturgemäß mannigfache Veränderungen, die sie immer weiter von der Ursprache entfernten. Bei dem einen Volke war es mehr das Vokalsystem, das dabei umgestaltet wurde, wie bei den Indo-Iraniern, bei den anderen mehr das Konsonantensystem, wie bei den Italikern und Kelten. Keine Sprache aber hat eine so durchgreifende Umgestaltung ihres Konsonantensystems erlitten wie die der Germanen. Sie erfolgte noch in der Zeit, da alle germanischen Stämme eine gemeinsame Sprache redeten, die wir als

---

[1] Nach August Fick's (Göttingen) vergleichendem Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, 4. Aufl., Göttingen 1890, 2 Bände, bedeutet arya: treu, ergeben, zugetan; die Arier wären hiernach die Treuen, die Stammesgenossen. — Friedrich Kluge (Freiburg), etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 6. Aufl. Straßburg 1899.

das **Urgermanische** zu bezeichnen pflegen[1]). **Jacob Grimm** (geb. 4. Januar ~~1815~~ 1785 in Hanau, † 20. September 1863 in Berlin), der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der Germanistik[2]), nannte diese Erscheinung **Lautverschiebung**. Nach dieser sogenannten Lautverschiebung wurden die stummen Konsonanten (mutae) des Griechischen und Lateinischen im Gotischen und dem auf derselben Stufe stehenden Englischen dergestalt verschoben, daß die tenuis (t, p, k) zur aspirata (f, th, h), die aspirata zur media (b, d, g), die media wieder zur tenuis geworden ist (Merkwort: tam!). Man vergleiche *πατήρ*, pater und father (engl.); *τρεῖς*, tres, three (got. threis); *ἕκατον*, centum, hundred; *δύο*, duo, two; lat. decem, got. taihun (engl. ten); *ἔδειν*, edere, got. itan (engl. eat); *θυγάτηρ*, engl. daughter (got. daúhtar); *θάνατος*, engl. death (got. dauthus); *θύρα*, engl. door (got. daúro); dens, got. tunthus (engl. tooth); digitus, got. taikns (engl. token); *θήρ*, got. dius; *γιγνώσκω*, engl. know; *φέρω*: bear; *χολή*: gall[3]).

Die **germanischen** Sprachen scheiden sich in 3 Hauptgruppen: **Ostgermanisch** (gotisch), **Nordgermanisch** (altnordisch) und **Westgermanisch** (urdeutsch mit seinen verschiedenen Zweigen)[4]).

Diese drei Hauptgruppen mögen in folgendem eingehender behandelt werden:

1. Das **Gotische**, das sich auszeichnet durch reine und volltönende Vokale auch in den End- und Flexionssilben, durch die reichste Mannigfaltigkeit und die größte Regelmäßigkeit in der Bildung der Formen. Es können fast alle Kasus durch Endungen von einander unterschieden werden, z. B. dags (der Tag) gen. dagis, dat. daga, acc. dag; plur. nom. dagôs, gen. dagê, dat. dagam, acc. dagans. Sing. nom. giba (die Gabe), gen. gibôs, dat. gibai, acc. giba; plur. nom. gibôs, gen. gibô, dat. gibôm, acc. gibôs. Beim Pronomen und beim Verbum hat das Gotische noch einen Dualis. So bedeutet veis wir, vit wir beide, so heißt von galeithan, gehen, der Dualis galeithôs, wir beide gehen, der Plural galeitham, wir gehen. Das Präteritum von salbôn, salben lautet: salbôda, salbôdês, salbôda; Dualis salbôdêdu (1. pers.), salbôdêduts (2. pers.); Plural: salbôdêdum,

---

1) **Wilhelm Streitberg**, urgermanische Grammatik, Heidelberg 1900.

2) J. **Grimm**, deutsche Grammatik, 4 Teile, Göttingen 1819 ff. Neuer vermehrter Abdruck, Band 1 und 2 besorgt von Wilh. Scherer, Band 3 und 4 von Gustav Roethe (Göttingen) und Edward Schröder (Marburg), Gütersloh 1879—97. — Geschichte der deutschen Sprache, 4. Aufl., 2 Bände, Leipzig 1880. — Die erste vollständige wissenschaftliche deutsche Grammatik nach Jacob Grimm schreibt W. **Wilmanns** (Bonn), 2. Aufl., von der bis jetzt 2 Bände (Lautlehre und Wortbildung) Straßburg 1897 und 1899 erschienen sind.

3) Daß der Accent dabei eine große Rolle spielt und sich daher viele Ausnahmen erklären, entdeckte der dänische Gelehrte **Verner**. Aus *φράτωρ* (frater) wird richtig brôthar, weil der vorhergehende Vokal betont war. So erklärt sich das got. fadar gegenüber *πατήρ*, weil der vorhergehende Vokal accentlos war. Auf diesem Vernerschen Gesetz beruht auch der grammatische Wechsel in schneiden, schnitt, ziehen, zog usw.

4) **Heinrich Zimmer** (Greifswald) und **Adalbert Bezzenberger** (Königsberg) nehmen nur eine Zweiteilung in **Ostgermanisch** (gotisch und nordisch) und **Westgermanisch** (urdeutsch mit allen seinen Zweigen) an. — **Moritz Heyne** (Göttingen), Kurze Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Dialekte, 3. Aufl., Paderborn (Schöningh) 1880. — **Paul Piper** (Altona), Die Sprache und Literatur Deutschlands bis zum 12. Jahrh., 2 Bände, Paderborn (Schöningh) 1880. — **Hermann Paul**, Grundriß der germanischen Philologie, 2 Bände, Straßburg 1891—93.

salbôdêduth, salbôdêdun. Auch ein Passivum kann das Gotische bilden ohne Hilfszeitwort, z. B. haita, ich rufe; haitada, ich werde gerufen.

2. das Altnordische, das sich in den Mundarten des Norwegisch-Isländischen und des Schwedisch-Dänischen fortentwickelt hat. Die altnordischen Schriftdenkmäler werfen auch einiges Licht auf die sonst sehr dunkle deutsche Mythologie [1]). Der Götterglaube hatte sich gebildet, als die germanischen Stämme noch in Gemeinschaft mit einander lebten; derselbe war neben der gemeinsamen Sprache ein zweites Band, das sie alle unter einander zusammenhielt. Desgleichen deuten die Grundzüge der Göttermythen nicht minder wie die Sprache auf den Zusammenhang des germanischen Volkes mit dem indischen, persischen und griechischen Altertume. In Deutschland verhinderte die frühe Verdrängung des Heidentums durch das Christentum die schriftliche Aufzeichnung der Göttersagen. Anders war es bei den Skandinaviern in Island, wohin das Christentum erst um das Jahr 1000 kam, und wo sich ein besonderer Sängerbund der Skalden gebildet hatte, in deren Verpflichtung es lag, die alten Sagen des Volkes zu bewahren. Hier entstanden zwei Sammelwerke, welche als die ältesten und reichhaltigsten Quellen der germanischen Mythologie zu betrachten sind, es sind dies die ältere oder Lieder-Edda und die jüngere oder Prosa-Edda (Edda im Altnordischen = Urgroßmutter). Die Lieder der ersten hat angeblich gesammelt und aufgezeichnet der gelehrte Isländer Sämund Sigfusson († 1133); doch sind dieselben viel älter. Die Lieder-Edda befindet sich handschriftlich in Kopenhagen in dem codex regius. Die prosaische oder sogenannte jüngere Edda von dem isländischen Geschichtsschreiber Snorri Sturleson († 1141) verfaßt, enthält eine Poetik für die nordischen Sänger [2]).

[1]) J. Grimm, deutsche Mythologie, 4. Aufl. (besorgt von Hugo Meyer in Bremen), 2 Bände, Göttingen 1855 ff. — Wilhelm Müller († 1890 in Göttingen), Geschichte und System der deutschen Religion, Göttingen 1844. — Karl Simrock († 1876 in Bonn), Handbuch der deutschen Mythologie, 6. Aufl., Bonn 1887. — Ernst Bratuschek, germanische Göttersage, 2. Aufl., Leipzig 1878. — Adolf Holtzmann († 1870 in Heidelberg), Deutsche Mythologie (Vorlesungen, herausgegeben von A. Holder), Leipzig 1874. — Felix und Therese Dahn, Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. 12. Aufl., Leipzig 1898. — Wilhelm Wägner (in Kettenheim), unsere Vorzeit, 7. Aufl., Leipzig 1901. — Jakob Nover (Mainz), nordisch-germanische Götter- und Heldensagen, Leipzig 1881. — Elard Hugo Meyer, germanische Mythologie, Leipzig 1891. — Wolfgang Golther (Rostock), Handbuch der germanischen Mythologie, Leipzig 1895. — Theodor Colshorn († 1895 in Hannover), deutsche Mythologie (Vorhalle zu wissenschaftlichem Studium), 2. Aufl., Hannover 1877. — Friedrich Kauffmann (Kiel), deutsche Mythologie (Sammlung Göschen 15), Stuttgart 1890. — Paul Herrmann, deutsche Mythologie, Leipzig 1898. — Eugen Mogk (Leipzig), Germanische Mythologie, 2. Aufl., Straßburg 1898. — Albert Freybe (Parchim), Altdeutsches Leben, 1. Band, 1878 (enthält u. a. lehrreiche Aufsätze über Island und seine Literatur, deutsche Mythologie, die Edda usw.).

[2]) Die Lieder der älteren Edda (Sämundar Edda) gaben heraus Karl Hildebrand († 1875 in Halle), Paderborn 1876, sowie F. Detter (Prag) und R. Heinzel (Wien), 2 Bände, Leipzig 1903; die jüngere (Snorra Edda) im Auszuge Ernst Wilken, Paderborn 1878. — Die ältere und die jüngere Edda übersetzte K. Simrock, 9. Aufl., Stuttgart 1888; die ältere (Sämundar Edda) Bodo Wenzel, 2. Ausgabe, Leipzig 1882; Wilhelm Jordan, Frankfurt a. M. 1889; Hugo Gering, Leipzig 1892. — Adolf Noreen, altnordische Grammatik, 2. Aufl., Halle 1892. — B. Kahle, altisländisches Elementarbuch, Heidelberg 1900. — Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme, daß die altnordischen Götterlieder urgermanisch und ungefälschte Zeugnisse des germanischen Götterglaubens seien, behauptet Sophus Bugge in Christiania in seinem Werke „Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage", deutsch von

Unbekannt sind uns dagegen aus dieser Periode die Sprachen der übrigen germanischen Stämme, von welchen wir keine Literaturdenkmale haben, wie das Vandalische, Longobardische und leider auch das Urdeutsche, die Mutter unserer deutschen Sprache.

3. die deutsche Sprache, die wir erst im Zeitalter Karls des Großen kennen lernen, als sie durch die zweite Lautverschiebung sich schon (etwa im 7. Jahrhundert) in 2 oder 3 Teile gespalten hatte, das Hochdeutsche, das Mitteldeutsche und das Niederdeutsche [1]).

a) das Hoch- und Oberdeutsche, im gebirgischen südlichen Deutschland gesprochen, umfaßt die Dialekte des Alemannisch-Schwäbischen (zu beiden Seiten des oberen Rheins) [2]), des Oberfränkischen (am linken Ufer des Rheins nördlich von Weißenburg), des Bayrischen und Österreichischen.

b) das Mitteldeutsche: Mittelfränkisch (am Rhein und Main um Mainz und Coblenz), Hessisch, Thüringisch und Obersächsisch.

c) das Niederdeutsche in der norddeutschen Tiefebene: Niederfränkisch (in den Niederlanden), Friesisch, Niedersächsisch (mit Westfälisch). In angelsächsischer Sprache, woraus unter Beimischung eines romanischen Elements das Englische entstand, wurde das altgermanische Epos Beowulf gedichtet, das wie die spätere Gudrun an den Küsten der Nordsee spielt und Kämpfe mit Meerungeheuern schildert [3]).

§ 4. Das Hochdeutsche und die zweite Lautverschiebung.

Während das Konsonantensystem der niederdeutschen Mundarten (Niedersächsisch, j. Plattdeutsch und Niederfränkisch, j. Niederländisch und Englisch) im wesentlichen auf dem Standpunkte des Urgermanischen beharrte, erlitt das Oberdeutsche (Alemannische und Bayrische und in geringerem Grade das Mitteldeutsche (Mittel- und Oberfränkische, Thüringische, Obersächsische) eine weitere Verschiebung seines Konsonantensystems. Im Unterschiede von der ersten Lautverschiebung, die zeitlich schwer zu bestimmen ist, geht die zweite in geschichtlicher Zeit, etwa im 5. bis 7. Jahrhundert n. Chr. vor sich; sie ist zur Zeit, aus der uns die ältesten Denkmäler der althochdeutschen Zeit überliefert sind, vollendet. Am weitesten ging die Verschiebung im Hochgebirge des südlichen Deutschland, nimmt ab im mittleren Deutschland und verliert sich ganz an der Grenze der norddeutschen Tiefebene. Durch die sogenannte zweite Lautverschiebung

---

Otto Brenner, München 1899, daß dieselben unter dem Einflusse des Christentums und der abendländischen Kultur entstanden seien.

1) Paul Piper, Deutschlands Dialekte, mit Karte (Abdruck aus Kettlers Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie I, 4).

2) Friedrich Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart, Straßburg 1890. — Hermann Fischer (Tübingen), Geographie der schwäbischen Mundart (mit Atlas von 28 Karten), Tübingen 1895.

3) Ausgaben von Heinrich Leo († 1878 in Halle) 1839; Christian (Michael) Grein († 1877 in Hannover) 1867; Moritz Heyne, 6. Aufl. (besorgt von Adolf Socin) Paderborn 1898; Richard Wülcker (in Leipzig) 1883; und Alfred Holder, 3. Aufl., Freiburg 1895. — Übersetzungen von Ludwig Ettmüller († 1877 in Zürich) 1840; M. Heyne, 2. Aufl. 1898; K. Simrock 1859; Christian Grein, 2. Aufl. 1883 (besorgt von Richard Wülcker). — Hans v. Wolzogen, Leipzig (Reklam). — Eduard Sievers (Leipzig), angelsächsische Grammatik, 3. Aufl. 1894.

gehen die urdeutschen tenues t, p, k nach Vokalen in die entsprechenden Spiranten über, also t in ss, p in f und ff, k in ch, z. B. engl. eat, hochd. essen; niederd. dat, hochd. dass; engl. hope, hochd. hoffen; niederd. up, hochd. ûf, auf; engl. make (niederd. maken), hochd. machen. Im Anlaut sowie nach Konsonanten wird die urdeutsche tenuis t zu z, z. B. niederd. tûn, hochd. zûn, Zaun; engl. tooth, hochd. Zahn; niederd. holt, hochd. Holz; engl. sit, hochd. sitzen; p wird zu pf, z. B. engl. pound, hochd. Pfund; engl. help, hochd. helfen; k ist nur im Alemannischen zu ch verschoben geblieben (chunne = können). Von den urdeutschen mediae d, b, g ist nur d durchgängig zu t geworden, z. B. engl. day = Tag, deep = tief; th ist zu d geworden, z. B. engl. brother = Bruder, thief = Dieb, thick = dick.

Schon nach diesem Gesetz der Lautverschiebung ist die Schreibung „teutsch" falsch und „deutsch" einzig richtig. Das gotische thiudisks wird im althochd. diutisc, im mittelhochd. diutsch, deutsch. Die Form thiudisks aber ist ein Adjektiv, das durch die Endung isk (hochd. isch) von dem got. Substantiv thiuda, ahd. diot, mhd. diet, Volk abgeleitet ist. Hiernach bedeutet das Wort „deutsch", das zuerst in der Zeit Karls des Großen auftritt [1]), seiner Ableitung nach so viel als „volkstümlich". Als gemeinsamer Volksname drang das Wort, das ursprünglich nur die Sprache bezeichnete, erst unter den Ottonen durch [2]).

Der Vokalismus des Hochdeutschen erlitt durch den sogenannten Umlaut, d. h. die Trübung des reinen Stammvokals durch ein i der Endung mancherlei Veränderungen. Das Gotische kennt ihn nicht. Im Althochdeutschen finden sich dazu die Anfänge. In seiner vollen Kraft tritt er erst im Mittelhochdeutschen auf. Durch diesen Umlaut wird aus a, o, u (au): ä, ö, ü (äu). Man vergleiche Graf: gräflich; hoch: höchlich; Hochmut: hochmütig; Raum: räumlich. Sehr oft ist das i der Endung schon im Mhd. zu e geworden, so daß wir nur noch seine Nachwirkung sehen, z. B. möchte, ahd. mohti, zähe: zâhi; Höhe: hôhî. Durch den Umlaut wurde ferner e zu i, z. B. Gebirge (ahd. gabirgi und nhd. Berg), û zu iu (ahd. brûti, mhd. briute, Bräutigam).

Der Umstand, daß der Entwicklungsgang der deutschen Bildung in der älteren Zeit vom südlichen Deutschland ausging und sich erst allmählich über den Norden verbreitete, hat zur Folge gehabt, daß die oberdeutschen und hochdeutschen Dialekte für die deutsche Literatur eine überwiegende Geltung haben. Diese hochdeutsche Sprache, in der sich recht eigentlich das

---

[1]) In der Bedeutung Volkssprache zum Unterschiede von der Gelehrtensprache, dem Latein, begegnet uns der Ausdruck 786 zuerst in den Jahrbüchern des Klosters Lorsch (tam latine, quam theodisce). In einer Verordnung vom Jahre 803 befiehlt Karl der Große den Geistlichen, dem Volke das Evangelium diutisca lingua zu predigen.

[2]) A. Schleicher, die deutsche Sprache. 5. Aufl. (herausg. von Johannes Schmidt), Stuttgart 1888. — Heinrich Rückert († 1875 in Breslau), Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, 2 Bände, Leipzig 1875. — Wilhelm Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache, 2. Ausgabe (Abdruck) Berlin 1900. — Adolf Socin, Schriftsprache und Dialekt im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache, Heilbronn 1888. — Otto Behaghel (Gießen), die deutsche Sprache, 2. Aufl., Leipzig 1902. — Franz Linnig, Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache, 2. Ausgabe, Paderborn 1895. — Besonders empfehlenswert ist Oskar Weise (Eisenberg), Unsere Muttersprache, ihr Werden und Wesen, 4. Aufl., Leipzig 1902.

geistige Leben des deutschen Volkes offenbart, entwickelt sich in den drei auf einander folgenden Perioden:

1. des Althochdeutschen (Ahd.), das der Zeit nach bis zum Jahre 1100 reicht [1]).

2. des Mittelhochdeutschen (Mhd.) von 1100—1500 [2]) In beiden Perioden herrschen die oben angeführten Dialekte, doch finden sich im Mhd. schon Ansätze zur Entwicklung einer die Unterschiede ausgleichenden Schriftsprache.

3. des Neuhochdeutschen (Nhd.), d. h. der Schriftsprache, welcher vorzugsweise die obersächsische Mundart zu Grunde liegt, seit etwa 1500 [3]). Neben derselben leben aber noch die ober-, mittel- und niederdeutschen oder plattdeutschen Dialekte fort.

Im Vergleich mit dem Gotischen haben sich schon im Ahd. die Flexionsformen sehr vereinfacht, namentlich ist der Dualis in der Konjugation gänzlich verschwunden, ebenso das Passivum. Indem der Ton immer entschiedener auf die Wurzeln tritt, entsteht eine Abschwächung der Endungen, die je

---

[1]) Eberhard Gottlieb Graff († 1841 in Berlin), althochdeutscher Sprachschatz 6 Bände, 1834—42, Band 6 herausgegeben von Hans Ferdinand Maßmann (Prof. in Berlin, † 1874 in Muskau), der auch 1846 einen selbständigen alphabetischen Index hinzufügte. — Althochdeutsche Grammatiken von Karl August Hahn († 1857 in Wien), 5. Aufl., besorgt von Joseph Strobl, Prag 1882, Wilhelm Braune (Heidelberg), 3. Aufl. Halle 1890, und Th. Schauffler, 2. Aufl. Leipzig 1896 (Sammlung Göschen). — W. Braune, althochdeutsches Lesebuch mit Glossar, 4. Aufl., Halle 1897.

[2]) Die beliebte Ansicht, daß sich das Mhd. auf die schwäbische Mundart gründe, bestreitet Franz Pfeiffer († 1868 in Wien), freie Forschung, kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache, Wien 1867 (Abhandlung über die mhd. Hofsprache). Nach einer ebenfalls irrigen Annahme von Adolf Holtzmann ist das Mhd. wesentlich fränkisch (vergl. dessen altdeutsche Grammatik). Hermann Paul (in München), „Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?" 1873, verneinte diese Frage, und leugnet, daß es eine ganz einheitliche mittelhochdeutsche Dichtersprache gegeben habe. Daß aber Ansätze zu einer einheitlichen Sprachentwicklung vorhanden waren, zeigt Otto Behaghel, „Zur Frage nach einer mittelhochdeutschen Schriftsprache", Basel 1886.

Von den zahlreichen mittelhochdeutschen Grammatiken mögen die von Karl Weinhold († 1901 in Berlin), 2. Aufl., Paderborn (Schöningh) 1883; Hermann Paul, 4. Aufl., Halle 1894; Ernst Martin (nebst Wörterbuch zu den Nibelungen, Walther und Laurin), 11. Aufl., Berlin (Weidmann) 1889; Oskar Brenner, 2. Aufl., München 1890; Julius Zupitza, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen, 5. Aufl. (besorgt von Franz Nobiling), Berlin 1897, und Victor Michels (Jena), mittelhochdeutsches Elementarbuch, Heidelberg 1900, genannt werden. Das umfassendste mittelhochdeutsche Wörterbuch bearbeiteten mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedr. Benecke († 1844 in Göttingen), Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke († 1891 in Leipzig), 4 Bände, Leipzig 1854—1866. Als Ergänzung desselben dient das mittelhochdeutsche Handwörterbuch von Matthias v. Lexer († 1892 in Nürnberg), 3 Bände, Leipzig 1896 ff. Ein Auszug daraus ist das mittelhochdeutsche Taschenwörterbuch von M. Lexer, Leipzig 1879. — Die ahd. und mhd. Zeit und alle Dialekte umfaßt das altdeutsche Wörterbuch von Oskar Schade (in Königsberg), 2. Aufl., Halle 1872—1882.

[3]) Das großartigste neuhochdeutsche Wörterbuch, begonnen von den Brüdern J. und W. Grimm, fortgesetzt von Rudolf Hildebrandt († 1894 in Leipzig), Karl Weigand († 1878 in Gießen), Matthias Lexer, Ernst Wülcker († 1859 in Weimar), Hermann Wunderlich (Heidelberg), Theodor Siebs (Greifswald) und Moritz Heyne 1854 ff. ist noch unvollendet. Unter den fertigen kleineren nhd. Wörterbüchern zeichnen sich durch wissenschaftliche Zuverlässigkeit aus das von Karl Weigand, 5. Aufl., 2 Bände, Gießen 1881—82; Moritz Heyne, Leipzig 1891 ff., 2 Bände, und Hermann Paul, Halle 1896. Gute Dienste leistet auch das Wörterbuch von Daniel Sanders (in Altstrelitz), 3 Bände, Leipzig 1860 ff.

länger, je mehr zunimmt. Doch finden sich im Ahd., das an sinnlicher Fülle dem Gotischen am nächsten kommt, zumeist noch da volltönende Vokale in den Endungen, wo im Mhd., besonders aber im Nhd., das stumme oder tonlose e eingetreten ist. Das gotische dags, dagis, daga, dag; dagôs, dagê, dagam, dagans (§ 3, 1) wird im Ahd. tac, takes, taka, tac; takâ, takô, takum, takâ; im Mhd. tac, tages, tage, tac; tage, tage, tagen, tage. Das gotische giba, gibôs, gibai, giba; gibôs, gibô, gibôm, gibôs ist im Ahd. kepa, kepô, kepô, kepa; kepô, kepônô, kepôm, kepô; im Mhd. gebe, gebe, gebe, gebe; gebe, geben, geben, gebe. Die ahd. Adjektivformen kuatônô und liohtêrâ lauten im Mhd. guoten, liehter, im Nhd. guten, lichter. Der gotischen Verbalform salbôdêdum vergleicht sich das Ahd. salpôtumês (2. p. salpôtut, 3. p. salpôtun), Mhd. salbeten, so daß der Wegfall der vollen Endung der 1. pers. plur. die Vorsetzung des persönlichen Fürworts nötig gemacht hat.

Die Abschwächung der Endungen hat im Neuhochdeutschen noch weitere Fortschritte im Vergleich zu dem Mittelhochdeutschen gemacht und dieser Entwicklungsgang scheint noch nicht abgeschlossen. Man denke z. B. nur an das Dativzeichen e, das im Schwinden begriffen ist. Am weitesten von allen germanischen Dialekten ist bekanntlich in der Abschwächung der Endungen das Englische gegangen, in dem fast alle germanischen Stammwörter auf ihre Wurzelgestalt vereinfacht sind. Diesem Vorgange liegt ein allen Sprachen gemeinsames Entwicklungsgesetz zu Grunde, das Bestreben nämlich, möglichste Deutlichkeit bei möglichster Zeit- und Krafterspsparnis zu erreichen. Diesem Ziele ist von den germanischen Dialekten und allen europäischen Sprachen überhaupt das Englische am nächsten gekommen, und diesem Umstande hat es nicht zum mindesten seine weltbeherrschende Stellung zu verdanken.

§ 5. Perioden der deutschen Literaturgeschichte.

Am einfachsten teilt man die Geschichte der deutschen Literatur in folgende acht Perioden ein:

1. Von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen, 800. Es ist dies vorwiegend die Zeit des altheidnischen Volksgesanges und die Periode, in der sich die alten Heldensagen bildeten.

2. Von Karl dem Großen bis Anfang des 12. Jahrhunderts, 800 bis 1100. In dieser Zeit unterliegt das alte nationale Heidentum nach hartem Kampfe dem Christentume. Die Literatur steht vorzugsweise unter dem Einflusse der Geistlichkeit.

3. Erste Blütezeit unserer deutschen Literatur, von 1100 bis 1300. Die Poesie wird hauptsächlich von den Rittern geübt und gepflegt.

4. Entwicklung der Poesie in den Händen des Bürger- und Handwerkerstandes, von 1300 bis 1500.

5. Die deutsche Literatur im Zeitalter der Reformation, von 1500 bis 1624.

6. Die Poesie in den Händen der Gelehrten; Zeit der Nachahmung, von 1624 bis 1748.

7. Die zweite Blütezeit unserer deutschen Literatur und ihre Nachwirkungen 1748—1871.

8. Von 1871 bis auf die Gegenwart.

Erste Periode.[1]

Von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen. 800.

§ 6. Die ersten Spuren deutscher Dichtung.

Was wir mit Sicherheit von der ältesten Poesie der Deutschen wissen, beschränkt sich allein auf das, was uns der römische Geschichtsschreiber Tacitus um 100 n. Chr. in seiner Germania darüber berichtet. Unter den Nachrichten, die uns derselbe von den Verhältnissen des Landes und den Zuständen des Volkes gibt, findet sich auch die Angabe, daß die Germanen Lieder gehabt haben, welche sie teils vor der Schlacht, teils beim fröhlichen Mahle anstimmten. In diesen Gesängen, die Tacitus als alte, sowie als die einzigen Urkunden und Geschichtsdenkmäler bezeichnet, welche die Deutschen besessen, feierten sie Götter und Helden, insbesondere die Stammväter ihres Geschlechts, den Tuisko oder Tuisto und dessen Sohn Mannus (Germania cap. II: „Sie — die Deutschen — verherrlichen in alten Liedern, der einzigen Art von Jahrbüchern und Urkunden, die sie besitzen, den Tuisko, den erdgeborenen Gott, und dessen Sohn Mannus als Stammväter und Gründer des Volks") [2]). In gleicher Weise sollen sie auch den Herkules besungen haben (Germania cap. III: „Man erzählt, daß auch Herkules bei ihnen gewesen ist, und ihn besingen sie vornehmlich unter allen tapferen Männern, wenn sie in die Schlacht ziehen") [3]). Derselbe Schriftsteller bezeugt in seinen Annalen, daß die Deutschen auch den Arminius, den Befreier vom Römerjoch, in Liedern feierten (Annal. II, 89: „Noch jetzt wird Arminius bei den Barbaren — d. h. Deutschen — besungen, den Jahrbüchern der Griechen unbekannt, da diese nur das Ihre bewundern, bei den Römern nicht in gleicher Weise berühmt, da wir nur das Alte erheben, um das Neue uns nicht kümmern") [4]).

Zugleich gedenkt Tacitus einer eigentümlichen Sitte der Deutschen, wenn sie singend in die Schlacht zogen. Damit nämlich der Klang der Kampfgesänge ein recht voller werde und durch den Widerhall anschwelle, hielten

---

[1]) Joh. Kelle, Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zum 13. Jahrhundert, 2 Bände, Berlin 1892—96. Rudolf Koegel († 1899 in Basel), Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters, Band 1, Straßburg 1894.

[2]) Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus, Tuisconem (Tuistonem) deum terra editum et filium Mannum, originem gentis conditoresque.

[3]) Fuisse apud eos et Herculem memorant primumque omnium virorum fortium ituri in proelia canunt.

[4]) Canitur adhuc barbaras apud gentes, Graecorum annalibus ignotus, qui sua tantum mirantur, Romanis haud perinde celebris, dum vetera extollimus, recentium incuriosi. — Hinzuweisen ist hier auf Lohensteins Roman, Klopstocks Bardiete, auf die den Cherusker verherrlichenden Dramen von Köster, Gustav Wacht, Kösting, Heinrich von Kleist, Grabbe, Alexander Nowack, sowie auf das Hermannsdenkmal bei Detmold. Aus neuester Zeit ist hervorzuheben Maria Eugenia delle Grazie (Wien), Hermann, deutsches Heldengedicht in 12 Gesängen, Wien (A. Hartleben) 1883 und Karl Preser, das Arminslied, Großenhain 1895.

sie die Schilde vor den Mund [1]). Ihre Absicht war, dadurch den Feind zu schrecken, und je kräftiger die Töne klangen, um so sicherer erwarteten sie den Sieg. Diese Art zu singen nannten sie barditus, eine Bezeichnung, die entweder auf das altnordische bardhi Schild zurückzuführen oder nach Müllenhoff als „Bartgesang“ (in den Bart „murmeln“) zu erklären ist. (Germ. III: „Die Deutschen besitzen auch solche Lieder, durch deren Vortrag, Barditus genannt, sie den Mut anfeuern und den Ausgang des erwarteten Kampfes aus dem Gesange selbst voraus deuten. Denn je nachdem der Gesang in der Schlachtreihe ertönt, werden sie entweder ermutigt oder mutlos und es ist, als wenn nicht Menschenstimmen, sondern der Kriegsmut selbst also sänge“) [2]). Dieses Wort barditus gab zu der irrtümlichen Meinung Veranlassung, als hätten die alten Deutschen einen besonderen Sängerstand, den der Barden, gehabt. Diese Ansicht war namentlich allgemein verbreitet zur Zeit Klopstocks, der selbst in seinen vaterländischen Schauspielen, die er Bardiete nannte, Nachahmungen jener alten Bardengesänge dichtete, worin ihm dann Männer, wie Denis (Lieder Sineds, des Barden) und Kretschmann (Gesang Ringulphs, des Barden) folgten [3]). Einen besondern Stand von Sängern, die im Besitz jener Lieder gewesen und als Harfner dem Heere vorangezogen wären, um dieses durch ihre Gesänge anzufeuern, hat es bei den Deutschen in der ältesten Zeit nicht gegeben, vielmehr waren diese Lieder Eigentum und Gemeingut des deutschen Volkes, und es entspricht dies ganz der segensreichen Natur unsrer Vorfahren. Barden heißen die Sänger der Kelten, Skalden die der nordischen Stämme.

Von jenen Dichtungen, deren Tacitus gedenkt und die sich nur durch mündliche Überlieferung fortpflanzten, hat sich keine erhalten, vielmehr sind dieselben durch die Völkerwanderung in Vergessenheit geraten.

§ 7. Die Bibelübersetzung des Ulfilas.

Unter allen germanischen Völkerschaften war die der Goten die bildungsfähigste; sie nahm zuerst das Christentum (Arianismus) an und erhielt eine Übersetzung der h. Schrift in der Volkssprache. Diese gotische Bibelübersetzung ist das älteste Denkmal, das in germanischer Sprache geschrieben ist. Veranstaltet wurde dieselbe von dem Bischof der Westgoten, Ulfilas (die got. Form lautet Vulfila, d. h. Wölflein, Wölfl), geb. ums Jahr 311 und gest. im Sommer 383 in Konstantinopel [4]). Dieser übersetzte angeblich die ganze h. Schrift ins Gotische, mit Ausnahme der Bücher der

---

[1]) Objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat.

[2]) Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. Terrent enim trepidantve, prout sonuit acies, nec tam vocis quam virtutis concentus videtur. — Zu wenig beglaubigt ist die Lesart barritus oder baritus, die gewöhnlich von dem friesischen Worte barja, schreien, abgeleitet wird.

[3]) Eugen Ehrmann, die bardische Lyrik im 18. Jahrh. Halle 1892.

[4]) Wilhelm Bessel (Professor in Göttingen, † 1864 in Hannover), über das Leben des Ulfilas, 1860. — Georg Waitz († 1886 in Berlin) nahm in seiner Schrift „Über das Leben und die Lehre des Ulfilas 1840“ als Geburtsjahr 318 und als Todesjahr 388 an. — Daß Ulfilas von Geburt ein Gote war, hat aufs neue bewiesen Karl Kirchner (Chemnitz), über die Abstammung des Ulfilas (Programm) 1879.

Könige, weil er dem Kriegseifer seines Volkes nicht neue Nahrung geben wollte, und zwar legte er bei dem Alten Testamente die Septuaginta, die griechische Übersetzung des hebräischen Urtextes, bei dem Neuen Testamente das griechische Original zu Grunde[1]). Das Alphabet, dessen sich Ulfilas bediente, bestand zunächst aus den Runen (rûna ahd. Geheimnis, geheimes Wissen), den ältesten Schriftzeichen der Germanen, die ursprünglich nicht zu zusammenhängendem Schriftgebrauch, sondern zu religiösen Zwecken (Los, Weissagung, Zauber) gebraucht wurden[2]). Zu den Runen fügte er noch lateinische und griechische Schriftzeichen und schuf aus diesen drei Bestandteilen das gotische Alphabet. — Ein vollständiges Exemplar dieser Bibelübersetzung hat sich bis heute noch nicht gefunden, wohl aber besitzen wir mehrere Handschriften, welche bedeutende Bruchstücke derselben enthalten. Am vollständigsten sind uns die vier Evangelien (namentlich Lucas) in der sogenannten silbernen Handschrift (codex argenteus) erhalten (von ursprünglich 330 Blättern sind noch 177 vorhanden). Dieselbe wurde im 16. Jahrhundert in der Abtei Werden an der Ruhr (Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf) aufgefunden und befindet sich jetzt in Upsala in Schweden. Den Namen der silbernen Handschrift erhielt sie wegen der Silberschrift auf purpurfarbigem Pergament; später ließ sie Marschall Lagardie noch mit einem silbernen Einbande versehen. Eine zweite kurze Handschrift ist der codex Carolinus in Wolfenbüttel (im 18. Jahrh. von dem Abt Knittel aus Braunschweig entdeckt), in dem sich einzelne Teile des Römerbriefes finden. Endlich befinden sich noch in Mailand Handschriftfragmente (Codices Ambrosiani), welche aus dem lombardischen Kloster Bobbio stammen. — Dieselbe entdeckte der Kardinal Angelo Mai († 1854) und gab sie im Vereine mit dem Grafen Castiglione heraus. Es enthalten diese Fragmente Bruchstücke aus dem Matthäus, aus den paulinischen Briefen, aus Esra und Nehemia[3]). Die Texte der Bibelübersetzung stammen aus dem 6. Jahrhundert von den Ostgoten.

---

[1]) Ernst Bernhardt (in Erfurt), kritische Untersuchungen über die gotische Bibelübersetzung (2 Programme 1864 und 1868).

[2]) W. Grimm, über deutsche Runen, 1821. — Adolf Kirchhoff, das gotische Runenalphabet, 2. Aufl., Berlin 1854. — Julius Zacher († 1887 in Halle), das gotische Alphabet Vulfilas' und das Runenalphabet, 1855. — Rochus von Liliencron (in Schleswig), und Karl Müllenhoff († 1884 in Berlin), zur Runenlehre, 2 Abhandlungen, Braunschweig 1852. — Ludwig Wimmer (Kopenhagen), die Runenschrift, übersetzt v. F. Holthausen. Berlin 1887. — Die Runen wurden auf Buchenstäbchen geritzt, wrîtan, ahd. rîzan, reißen (vergl. Reißzeug, Grundriß); lesan = auflesen (die Runenstäbchen).

[3]) Die erste Gesamtausgabe des Ulfilas ist die der beiden Altenburger Hans Conon von der Gabelentz († 1874) und Julius Löbe († 1900), 2 Bände, 1836—46 (1836 Text, lat. Übersetzung und krit. Anmerkungen, 1843 Glossar, 1846 Grammatik). — Später erschien die Ausgabe von Maßmann, Ulfilas, gotischer, griechischer und lateinischer Text, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtliche Einleitung, 1857. — Große Verdienste um den Text des Ulfilas erwarb sich der schwedische Gelehrte Andreas Uppström († 1865 in Upsala), namentlich hat er aus den italienischen Handschriften große Ausbeute gewonnen und hiernach den Text berichtigt. Zuerst gab Uppström 1850 den Matthäus heraus, 1854 die vier Evangelien nach der silbernen Handschrift, dann nach einander die sämtlichen erhaltenen gotischen Sprachdenkmale. (Sein Sohn Wilhelm Uppström vollendete die Arbeit 1868.) — Die neuesten Ausgaben sind die von Friedrich Ludwig Stamm († 1861 als Pastor in Helmstedt), Ulfilas, Text und Wörterbuch, 10. Aufl., besorgt von M. Heyne, Paderborn 1903 (Grammatik von Ferd. Wrede) und von E. Bernhardt, die gotische Bibel des Vulfila, herausgegeben und erklärt, Halle, 2. Aufl., 1894; (kleinere Ausgabe, Halle 1884). — Für den ersten Anfang bestimmt

Als eine Probe aus Ulfilas geben wir die Übersetzung des Vater Unser:

Atta unsar, thu in himinam, veihnai namô thein, qimai thiudinassus
Vater unser, du in Himmeln, geweihet werde Name dein, es komme Herrschaft
theins; vairthai vilja theins, svê in himina, jah ana airthai; hlaif unsarana,
dein; es werde Wille dein, wie im Himmel, auch auf Erden; Brot unseres,
thana sinteinan, gif uns himma daga; jah aflêt uns, thatei skulans
das fortwährende, gib uns an diesem Tage; und erlasse uns, daß Schuldige
sijaima, svasvê jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim; ja ni briggais
wir seien, so wie auch wir erlassen den Schuldigern unsern; und nicht bringe
uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; untê theina ist
uns in Versuchung, sondern löse uns von dem Übel; denn dein ist
thiudangardi jah maths jah vulthus in aivins. Amên.
Königreich und Macht und Glanz in Ewigkeit. Amen.

§ 8. Die Volkspoesie während der Völkerwanderung.

Jene Wanderzüge der Germanen im 4., 5., 6. Jahrhundert, die wir mit dem Namen der Völkerwanderung bezeichnen, üben auf die Poesie des deutschen Volkes einen umgestaltenden Einfluß aus. An die große Weltbegebenheit lehnte sich nämlich eine neue deutsche Heldensage an, die wir zwar erst aus späteren Bearbeitungen kennen, deren Ursprung aber in der Zeit der Völkerwanderung selbst zu suchen ist[1]). Indem sich die im Munde des Volkes lebenden Gesänge einen oder mehrere der in der Zeit der Völkerwanderung hervorragenden Helden zum Mittelpunkt nehmen, entsteht eine Reihe von Sagenkreisen, in denen die freischaffende Phantasie manches zeitlich und räumlich Getrennte mit einander verband, desgleichen Historisches mit Mythischem untermischte. Es bildeten sich um jene Zeit namentlich folgende Sagenkreise:

1. der **ostgotische.** Der Held der älteren Sage, welche aus der frühesten Zeit der Völkerwanderung stammt, ist Ermanrich oder Hermanrich, jener tapfere und kriegerische König der Ostgoten (am schwarzen Meere), der sich als 100jähriger Greis bei der Ankunft der Hunnen selbst den Tod gab, um den Untergang seines Reiches nicht mit anzusehen († 375). Der Held der späteren Sage ist der berühmte König der Ostgoten Theoderich der Große († 526), der ein ostgotisches Reich in Italien gründete und seine Residenz in Ravenna, zuweilen auch in Verona wählte, daher in der Sage Dietrich von Bern (d. h. Volksfürst von Verona) genannt[2]).

---

sind Karl August Hahn, Auswahl aus Ulfilas mit Grammatik und Wörterbuch, 3. Aufl. (besorgt von Adalbert Jeitteles) 1874, Wilhelm Braune, gotische Grammatik (mit einigen Lesestücken und Wortverzeichnis) 4. Aufl., Halle 1895, W. Streitberg, gotisches Elementarbuch, Heidelberg 1900. — Eine gotische Grammatik schrieb auch Ernst Bernhardt. — Außer Ulfilas gibt es noch die sogenannten Skeireins, Erklärungen zum Evangelium Johannes und 7 kleinere gotische Fragmente.

[1]) Theodor Gräße († 1885 in Dresden), die großen Sagenkreise des Mittelalters, Dresden 1842. — W. Grimm, die deutsche Heldensage, 3. Aufl. (von Reinhold Stein besorgt), Gütersloh 1889. — A. Raßmann (Pfarrer zu Holzhausen in Oberhessen), die deutsche Heldensage. 2 Bde., 1857—59. W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage. Heilbronn 1886. — Otto Jiriczek, die deutsche Heldensage. 2. Aufl. Stuttgart 1897.

[2]) Der Reichtum, den die Goten an Volkssagen besaßen, ist erkennbar aus Jordanes de Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis, herausgegeben von Karl August Closs, 3. Aufl., Reutlingen 1888, Alfred Holder 1881, und Theodor Mommsen 1882 (Monumenta Germaniae historica), übersetzt von Wilhelm Martens, Leipzig 1884. (Nur die Form Jordanes oder Jordanis, nicht aber Jornandes ist urkundlich gesichert!)

2. der **fränkische** oder niederrheinische, der sich um Siegfried, den Helden von Niederland, dessen Wohnsitz Xanten (Santen) am Niederrhein ist, gebildet und frühzeitig mit mythologischen Elementen vermischt hat.

3. der **burgundische**, dessen Helden die Burgunderkönige Gunther (die Geschichte kennt einen König Gundikar, dessen Macht im Jahre 437 von den Hunnen vernichtet wurde), Gernot und Giselher sind, mit ihren Mannen, unter denen Hagen und Volker besonders hervorragen, und ihrer Schwester Kriemhilde. Ihre Residenz ist Worms am Rhein.

4. der **hunnische**, dessen Mittelpunkt Attila, der König der Hunnen († 453), bildet, der in der Sage den Namen Etzel führt (attila das Diminutiv vom got. atta, Vater), dessen Gemahlin Helche ist, und unter dessen Mannen vor allen Rüdiger von Bechlarn sich auszeichnet.

5. der **longobardische**, der sich um König Rother[1]), König Ortnit (Otnit), Hugdietrich und dessen Sohn Wolfdietrich gebildet hat.

Von allen diesen Helden gingen Jahrhunderte hindurch zahlreiche Lieder von Mund zu Mund, aber dieselben sind gleichfalls wie die von Tacitus erwähnten verloren gegangen. So sind uns also aus den ersten 7 Jahrhunderten nach Christus mancherlei Sagenstoffe bekannt, aber es ist uns aus dieser Zeit kein vollständiges Denkmal deutscher Poesie erhalten worden.

6. der **alemannische** (Walther von Wasgenstein und Hildegunde).

7. der **friesische** (Gudrun).

§ 9. Hildebrandslied. Alliteration.

Der einzige Überrest jener reichen Volksdichtung stammt aus dem 8. Jahrhundert und ist **das Hildebrandslied**, welches einen Teil der gotischen Dietrichsage behandelt. Seinen Namen hat das Lied erhalten von Hildebrand, dem Waffenmeister Dietrichs von Bern. Beide waren der Sage zufolge vor Odoaker zum Hunnenkönig Etzel geflohen. Nach vielen Jahren kehrt Hildebrand, der zu Hause einen unerwachsenen Sohn Hadubrand zurückgelassen hatte, in sein Heimatland Italien zurück. An der Grenze des Landes tritt ihm ein Recke an der Spitze einer Gefolgsmannschaft entgegen und wehrt ihm den Eingang. Ein Kampf soll beginnen; zuvor aber fragt Hildebrand nach dem Namen seines Gegners. Dieser gibt sich als Hadubrand, den Sohn Hildebrands, zu erkennen, glaubt aber der Aussage des Gegners nicht, daß er Hildebrand, sein Vater sei. Über dessen Tod durch — wie er meint — glaubwürdige Männer unterrichtet, wirft Hadubrand seinem Gegner Lüge und Feigheit vor. In Hildebrands Seele kämpfen väterliche Freude und Helden-Ehre. Von Schmerz übermannt beginnt er mit seinem Sohne den Kampf, dessen Ausgang unser Gedicht, das eben nur ein

---

[1]) Die Geschichte kennt einen lombardischen König Rothari, der 614 geboren wurde, 636 zur Regierung gelangte und 660 starb, den Schöpfer der Gesetzgebung seines Volkes und seines Staates.

Bruchstück ist, nicht enthält. Aus dem 15. Jahrhundert hat uns Kasper von der Roen in seinem Heldenbuche eine andere Bearbeitung desselben Gegenstandes hinterlassen. Hiernach wird der Sohn vom Vater überwunden und dadurch zur Anerkennung gezwungen. — Das Hildebrandslied wurde auf den inneren Deckblättern eines im Kloster zu Fulda aufbewahrten lateinischen Gebetbuches entdeckt und befindet sich in Kassel [1]).

Die Sprache des Gedichts ist vorwiegend altniederdeutsch, aber mit althochdeutschen Elementen gemischt. Die Form ist die der **Alliteration.** Der alliterierende Vers ist eine Langzeile mit 8 Hebungen, d. h. stark betonten Silben, neben unbestimmt vielen Senkungen. Jede Langzeile zerfällt durch einen Einschnitt in zwei Halbzeilen von je 4 Hebungen. Die 4 Hebungen ruhen jedoch nicht ausschließlich auf den Stammsilben, sondern auch auf den im Altdeutschen viel klangreicheren Flexionsendungen. Auf jenen ruht allerdings der Hauptaccent oder Hochton, während die Hebung der Flexionssilben den Nebenaccent oder Tiefton erhielt; z. B. lándè, síttèn (sitzen), úntar hérjûn tuém (zwischen zwei Heeren). Die Senkungen fehlen zuweilen ganz, z. B. bárn únwáhsán: ein unerwachsenes Kind [2]). Die Alliteration, welche in der angelsächsischen, altnordischen und ältesten deutschen Poesie den fehlenden Endreim ersetzt, besteht darin, daß diejenigen Wörter oder Stammsilben der Langzeile, welche die stärkste Betonung haben, mit dem gleichen Anfangskonsonanten beginnen. Eine Langzeile konnte 4, mußte aber mindestens zwei Alliterationen haben; in der Regel haben zwei Wörter in der ersten Vershälfte mit einem Worte in der zweiten Vershälfte gleichen Anlaut; z. B. **d**éganó **d**échistó | wás er **D**éotríché (der Helden liebster war er dem Dietrich), aber auch **g**érú scál mán | **g**éba infáhán (mit dem Gere soll der Mann Gabe empfangen) und: ér furlét in **l**ántè | **l**úttila síttèn | **p**rút in **b**úrè, | **b**árn únwáhsán | d. h. er ließ im Lande elend sitzen die Frau im Hause (und) ein unerwachsenes Kind. Neben der konsonantischen findet sich in der altdeutschen Poesie auch vokalische Alliteration, bei der alle Vokale, nicht nur die gleichen, unter einander alliterieren. So beginnt das Hildebrandslied mit den Worten: **I**k gihôrta dhat seggen | dhat sih **u**rhêttun ênôn muotin (ich hörte das sagen, daß sich herausforderten zu einem Einzelkampf oder: **w**ie sich er**w**ählten zu einem **W**affengang). Eine der schönsten Stellen des Liedes lautet:

---

[1]) Herausgegeben wurde das Lied zuerst von den Brüdern Grimm 1812 (zugleich mit dem Wessobrunner Gebet). Facsimile der Handschrift gab W. Grimm 1830. Erklärung des kritisch hergestellten Textes von Karl Lachmann 1833. — Einen wesentlichen Fortschritt in der Kritik und der Erklärung der kleinen Überreste aus der althochdeutschen Zeit bezeichnet die Sammlung von K. Müllenhoff und Wilhelm Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrh., 3. Ausgabe von Elias Steinmeyer, 2 Bände, Berlin 1892. Mit photographischen Facsimiles hat das Hildebrandslied nebst den Merseburger Zaubersprüchen herausgegeben E. Sievers, 1872. — Ein dem Hildebrandsliede urverwandter Sagenstoff tritt uns entgegen in Rückerts Epen Rostem und Suhrab (§ 64).

[2]) Es darf nicht verschwiegen werden, daß eine andere von W. Wackernagel, Ferdinand Vetter (Bern), Max Rieger, E. Sievers u. a. vertretene Theorie jene 4 Hebungen der Kurzzeile für die Alliterationspoesie verwirft und als einziges Maß der Kurzzeile zwei betonte Wörter anerkennt, Verse also wie lúttila sítten und géba infáhan nur mit 2 Accenten liest. — E. Sievers, altgermanische Metrik, Halle 1893. — Friedrich Kauffmann, deutsche Metrik (Fortsetzung seiner deutschen Grammatik), Marburg 1896.

welaga nu, waltant gôt, wêwurt skihit!
ih wallôta sumarô enti wintrô sehstic ur lante,
dâr man mih êo scerita in folc sceotanterô,
sô man mir at burc aenigeru banun ni gifasta;
nu scal mih suâsat chind suertu houwan,
bretôn mit sînu billju, eddo ih imo ti banin werdan.

Wehe nun, waltender Gott, Wehgeschick naht (geschieht)!
Ich wallete der Sommer und Winter sechzig außer Landes,
Wo man mich immer scharte in die Schar (Volk) der Schützen (Streiter).
Doch vor keiner Burg man den Tod mir brachte (gab);
Nun soll mein eigenes Kind mich mit dem Schwerte hauen,
Morden mich mit der Mordaxt, oder ich ihm zum Mörder werden. —

Die hervorragendsten alliterierenden Worte, die Träger des Verses, nannte man auch Liedstäbe, auf denen die Zeile gleichsam ruht (Hauptstab und Nebenstab), daher man die Alliteration auch Stabreim nannte.

Diese Alliteration, welche schon im 9. Jahrhundert dem Endreim Platz machte, hat sich bis auf den heutigen Tag in gewissen sprichwörtlichen Redensarten erhalten, z. B. Mann und Maus, Stock und Stein, Bausch und Bogen, Wind und Wetter, Kind und Kegel, Stumpf und Stiel.

Nicht ohne Geschick hat die moderne Kunstpoesie die alliterierende Form erneuert. Bekannt ist Rückerts alliterierendes Gedicht: „Roland der Ries' am Rathaus zu Bremen steht er im Standbild standhaft und wacht"; desgleichen die Strophe von Bürger: „Wonne weht von Tal zu Hügel, weht vom Feld und Wiesenplan, weht vom glatten Wasserspiegel; Wonne weht mit weichem Flügel des Piloten Wange an". Hierher gehört auch die „Frostnacht" von Karl Lappe (Friede dir, freudiger Frost der Nacht!). Viele Dichter lassen zum Zweck einer bestimmten Wirkung einzelne Worte im Verse alliterieren, z. B.: „Und hohler und hohler hört man's heulen". In größerem Umfange bediente sich der Alliteration Fouqué in „Sigurd der Schlangentöter"; Chamisso in seinem „Liede von Thrym", aus dem Isländischen übersetzt. Mit der größten Meisterschaft hat sie Wilhelm Jordan gehandhabt in seinem Epos „Die Nibelungen" (§ 66).

Außer dieser Heldendichtung gab es in jener alten Zeit auch eine Spruchpoesie, von der uns in den beiden sogenannten Merseburger Zauber- oder Heilsprüchen, dem einen zur Befreiung eines Kriegsgefangenen, dem anderen gegen die Fußverrenkung eines Rosses, zwei bedeutsame Beispiele erhalten sind. Diese zwei kurzen Sprüche, in deren einem alte heidnische Götter genannt werden, wurden in Merseburg durch Georg Waitz entdeckt. Die Form derselben ist die der Alliteration [1]). In neuester Zeit kamen dazu ein Hunde- oder Hirtensegen, den Theodor von Karajan († 1873 in Wien) entdeckte, und ein Bienensegen, den Franz Pfeiffer herausgab. Dieselben sind jedoch jüngeren Ursprungs, verraten statt heidnischer schon christliche Anschauung und weisen zum Teil bereits den Endreim auf.

[1]) Die beiden Merseburger Zaubersprüche gab heraus J. Grimm 1842, vergl. auch dessen kleinere Schriften, 6 Bände, 1865—82 (Band 2). — Sammlung von Müllenhoff und Scherer. 3. Aufl. 1892. — Ausgabe von E. Sievers 1872. — Gotthold Bötticher und Karl Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Literatur 13 Hefte (5 Bände) Heft 1: Hildebrandslied und Waltharilied nebst den Zaubersprüchen und Muspilli (erläutert von G. Bötticher) 6. Aufl. Halle 1899.

Zweite Periode.

Von Karl dem Großen bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts. 800—1100.

§ 10. Die Karolingische Zeit.

Einen bedeutenden Wendepunkt für das geistige Leben, sowie für die Literatur des deutschen Volkes bildet die Zeit Karls des Großen (768—814). Derselbe verfolgte den großen Plan, alle Völker germanischer Abkunft unter seinem Zepter zu vereinigen und sie dem Christentum und dadurch der Zivilisation entgegenzuführen. Daher hat er nicht nur äußerlich sein Reich nach allen Seiten hin siegreich erweitert und namentlich durch Unterwerfung der Sachsen das Christentum über das ganze nördliche Deutschland verbreitet, sondern war auch im Innern rastlos tätig, den neuen Glauben zu befestigen und die Bildung des Volkes zu fördern. Vor allem lag ihm daran, die Geistlichen, welche zu Lehrern des Volkes berufen waren, auf eine höhere Stufe der Bildung emporzuheben. Da es unter den Franken an gelehrten Männern mangelte, berief er tüchtige Gelehrte des Auslandes an seinen Hof, namentlich den gelehrten Angelsachsen Alkuin († 804), den Longobarden Paul Warnefried (Paulus Diaconus) und den Italiener Peter von Pisa. Nach dem Muster der von Alkuin gegründeten Schule von Tours stiftete er eine ganze Anzahl Klosterschulen im fränkischen Reiche, unter denen namentlich die von Hrabanus Maurus († 856), dem berühmten Schüler von Alkuin, seit 804 geleitete zu Fulda den ersten Rang einnahm, der ihr nur später durch St. Gallen streitig gemacht wurde. Karl selbst fing in dem Streben nach Bildung bei sich und seinem Hause an. Er selbst schämte sich nicht, noch in seinen Mannesjahren sich im Lateinischen und als Greis sogar in der Schreibkunst unterweisen zu lassen, desgleichen stiftete er an seinem Hofe eine eigene Schule für seine und seiner Dienstleute Kinder. Vor dem deutschen nationalen Wesen hatte Karl große Hochachtung; er führte unter anderem deutsche Monatsnamen ein [1]) und begann die Abfassung einer deutschen Grammatik. Vor allem aber ließ er nach der Erzählung seines Geschichtsschreibers Eginhard (Einhard) die alten deutschen Volkslieder aufschreiben und sammeln [2]).

Allein sein Nachfolger Ludwig der Fromme (814—840) verfolgte ganz andere Grundsätze und vernachlässigte das Vaterländische und Nationale. Unter ihm gingen wahrscheinlich jene gesammelten Volkslieder verloren und sind seitdem nicht wieder gefunden worden. Der altheidnische Volksgesang

---

[1]) wintarmanoth, hornung, lenzinmanoth, ostarmanoth, winnemanoth (oder wunnimanoth), brachmanoth, hewimanoth (Heumonat), aranmanoth (Erntemonat), widemanoth (Jätemonat), widumemanoth (Weinlesemonat), herbistmanoth, heilagmanoth (Heiligmonat, Christmonat).

[2]) Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Einharti vita Caroli Magni c. 29. Nach den Ausgaben von Pertz-Waitz (1880) und Jaffé-Wattenbach (1876) zuletzt herausgegeben von Alfred Holder.

erlosch immer mehr, seitdem die Deutschen zum Christentum bekehrt waren. Die Geistlichkeit, welche in fast ausschließlichem Besitze der Schreibkunst war, suchte, anstatt jene Lieder aufzuzeichnen, bei den Neubekehrten alles auszurotten, was an die alte Götterwelt erinnern und einen Rückfall ins Heidentum herbeiführen konnte. Durch die Konzilien aber und durch die Kapitularien der fränkischen Könige wurde das Absingen der altheidnischen Volkslieder aufs strengste verboten. Statt dessen bildete sich eine christliche Poesie, die in den Klöstern gepflegt wurde und im 9. Jahrhundert einige bedeutende Erzeugnisse hervorbrachte, dann aber auf längere Zeit zurücktrat.

§ 11. Christliche Poesie des 9. Jahrhunderts.

Die wichtigsten Denkmäler der christlichen Poesie des 9. Jahrhunderts sind:

1. **Das Wessobrunner Gebet**, das seinen Namen von dem bayrischen Kloster Wessobrunn oder Weißenbrunn führt, wo dasselbe gefunden wurde. Es besteht aus einigen alliterierenden Versen, welche die Zeit vor der Schöpfung schildern, als nur der eine allmächtige Gott mit seinen Engeln da war. Wenn auch einzelne Ausdrücke an die altheidnische Poesie, an die Edda, insbesondere an die Völuspa, d. h. jenen Gesang erinnern, welcher den altnordischen Schöpfungsmythus enthält, so haben wir doch ein christliches Gedicht vor uns. An die alliterierenden Verse reiht sich ein Gebet um den rechten Glauben und um Kraft, Gottes Willen zu tun [1]).

2. **Muspilli**, ein gleichfalls alliterierendes Gedicht [2]), das vom Ende der Welt und vom jüngsten Gericht handelt und eine Mahnung zur Buße enthält. Die Benennung Muspilli (die althochd. Form für das altnord. muspell = der Allzerstörer), womit die altdeutsche Mythologie den Weltbrand bezeichnete, hat das Gedicht von dem Herausgeber Prof. Johann Andreas Schmeller in München († 1852) erhalten. So enthält die Schilderung des jüngsten Gerichts Anklänge an den Glauben der alten Germanen von einem allgemeinen Weltbrande. Die Erde führt den mythologischen Namen mittilgart (Mitgart), d. h. der mittlere Garten, ein Ausdruck, mit welchem die Heimat der Menschen bezeichnet wurde, welche zwischen Jötunheim, der Welt der Riesen, und Asgard, der Burg der Götter, wohnten. Nach unserm Gedicht wird zur Ankündigung des jüngsten Gerichts ins himmlische Horn gestoßen, gleichwie nach der Edda bei Beginn des Göttergerichts (ragnarök, d. h. Götterdämmerung) Heimdall, der Wächter der Götter, ins Horn bläst. Wie hier der Kampf der Asen und der Einherier (der Helden der Walhalla) mit Surtur an der Spitze von Muspells Söhnen geschildert wird, so dort der Kampf des Elias mit dem Antichrist. Aus dem Blute des Elias, das aus Mittilgart herabträufelt, entzündet sich Muspilli, das große Weltfeuer, das alles verzehrt. Dennoch sind die heidnischen Vorstellungen ins Christliche umgebildet worden. Es ist sonach unser Gedicht „ein schönes Zeugnis von dem jugendlich kräftigen Sinne, mit dem der germanische Geist sich des Christentums bemächtigte". — Leider ist das an

[1]) Ausgabe von den Brüder Grimm 1812. W. Wackernagel 1827. Müllenhoff und Scherer, Denkmäler.

[2]) F. Vetter, zum Muspilli und zur germanischen Alliterationspoesie, Wien 1872. — Elard Hugo Meyer, Völuspa. Eine Untersuchung. Berlin 1889. (Das Gedicht Stilübung eines hochgebildeten Theologen, vielleicht Sämunds des Weisen.) — Jacob Rover, Götterdämmerung.

erhabenen Schilderungen reiche Gedicht nur ein Fragment. — Dasselbe wurde im bayrischen Kloster Emmeran in einem König Ludwig dem Deutschen (828 König von Bayern, 843—876 deutscher König) gewidmeten Buche aufgefunden, auf dessen Rändern es wahrscheinlich vom König selbst aus dem Gedächtnis niedergeschrieben wurde.

3. **Heliand** (die altsächsische Form für das ahd. heiland: diese Bezeichnung erhielt das Gedicht von dem Herausgeber Schmeller), ein Leben Jesu nach den vier Evangelien in altsächsischer Sprache und in der Form der Alliteration. Dieses Werk, das gegen 6000 Verse enthält, wurde nach der lateinischen Vorrede auf Veranlassung Ludwigs des Frommen durch einen bei den Seinen nicht unbekannten Sänger (welchen nach der Sage ein Engel auf dem Felde zum Werke berief) verfaßt. Kann aber auch der Dichter, der außer der lateinischen Evangelienharmonie des Tatian noch eine Reihe von Kirchenvätern benutzte, nur ein Gelehrter, und zwar ein sächsischer Geistlicher gewesen sein [1]), so hat er doch den schlichten Ton des Volksepos aufs glücklichste getroffen. Indem der Sänger sich an das Volksleben anschloß, das sich eben aus dem Heidentum erhoben, braucht er zuweilen Ausdrücke, welche an den alten Glauben anklingen. So wird der Tod personifiziert und führt den Namen der Todesnorne, Wurd (= Urd, d. i. das Gewordene, die Vergangenheit); so besitzt Satan den unsichtbar machenden Helm (helidhelm, Hehlhelm) der heidnischen Sage; so setzt sich der hl. Geist Christo in Gestalt einer Taube auf die Achsel, gleichwie dem Odin der Rabe als Symbol der Allwissenheit auf der Schulter saß. Das Feuer des Gerichts führt in diesem, wie in dem vorigen Gedicht den mythologischen Namen Muspell. Der Schauplatz der hl. Geschichte ist nach Deutschland gerückt, und die Städte des jüdischen Landes erscheinen wie Burgen, die sich im Innern des Sachsenlandes erhoben, auf denen die Edellinge des Volkes hausten. Der Saal, in welchem Herodes sein Festmahl hält, ist die hölzerne Halle der Germanen. Die Gäste saßen auf Bänken (an benkium), der König auf seinem Königsstuhl (koning stôle). Das Schiff, in welchem der Herr über das Galiläische Meer fährt, ist das Hochbordschiff (hôh-hurnid skip), das hochgehornte Schiff der alten nordgermanischen Seehelden. Die Weisen aus dem Morgenlande sind gewaltige Helden (snelle thegnôs, schnelle Degen), die dem Gottessohn den Vasalleneid leisten. Während es im Evangelium von der Geburt des Herrn bei Lucas heißt: „und es waren Hirten in derselbigen Gegend“, sagt der Dichter des Heliand: werôs warun wiggeô an wahtu, d. h. Männer waren auf der Wacht der Rosse; sie werden deshalb auch ehuskalkôs, Rossehüter, genannt. Wie Christus als ein mächtiger Völkerkönig erscheint, der durch das Land zieht, so die Jünger als seine Mannen, die ihm in Dienst- und Lehenstreue ergeben sind. Demgemäß wird er auch bei der Bergpredigt dargestellt als ein König, der mit seinen Fürsten und Herzögen im Angesichte des ganzen Heeres und Volkes eine Beratung, gleichsam einen Dingtag, unter

[1]) Ernst Windisch (in Leipzig) hat in seiner Schrift „der Heliand und seine Quellen 1868“ nachgewiesen, daß neben Tatian auch Hrabanus Maurus, Beda und Alkuin benutzt sind. Nach ihm entstand das Gedicht, das wir noch in zwei Handschriften, der Münchener und Londoner, haben, um 830. — Daß der Dichter des Heliand auch das alte Testament poetisch gestaltet hat, beweisen einige in Rom aufgefundene Bruchstücke aus dem 1. Buche Mosis, die Karl Zangemeister und Wilhelm Braune herausgaben, Heidelberg 1894. — F. Vetter, die neuentdeckte deutsche Bibeldichtung (altsächsische Genesis) des 9. Jahrhunderts. Text und Übersetzung der vatikanischen Bruchstücke. Basel 1895.

freiem Himmel hält. Als mächtiger Herrscher thront er vor den Versammelten, die mit ihrem Gefolge von allen Burgen und Vesten gekommen sind [1]). Die betreffende Stelle, welche den Eingang zur Bergpredigt enthält, möge als Probe im Urtext und in der Übersetzung folgen:

Thô umbi thana neriendon Krist nâhor gêngun
Da um den heilbringenden Krist näher gingen
sulîke gisidôs, sô he im selbo gikôs,
solche Gefährten, die er sich selbst erkor,
waldand undar them werode. Stôdun wîsa man,
der Waltende unter dem Volke. Es standen die weisen Männer,
gumon umbi thana godes sunu gerno swido,
die Mannen um den Gottes Sohn begierig gar sehr,
werôs an willeon, was im therô wordô niud:
die Männer williglich, es war ihnen nach den Worten Verlangen;
thâhtun endi thagôdun, hwat im therô thiodô drohtin
sie sannen und schwiegen, was ihnen der Völker Herrscher
weldi, waldand self, wordun kudian,
wollte, der Waltende selber, mit Worten künden,
thesun liudiun te liobe. Than sat im the landes hirti
diesen Leuten zu Liebe. Dann saß der Landeshirt
geginward for thêm gumun, godes êgan barn,
angesichts der Mannen, Gottes eignes Kind,
welda mid is sprâkun spâhword manag
er wollte mit seiner Sprache kluger Worte manches
lêrean thea liudî, hwô sie lof gode
lehren die Leute, wie sie Lob Gotte
an thesum weroldrikea wirkean skoldin.
in diesem Weltreiche wirken sollten.
Sat im thô endi swîgôda endi sah sie an lango,
Er saß da und schwieg und sah sie an lange,
was im hold an is hugi hêlag drohtin,
war ihnen hold in seinem Herzen der heilige Herr,
mildi an is mode, endi is mud antlôk,
mild in seinem Gemüte, und seinen Mund öffnete er,
wîsda mid is wordun waldandes sunu
wies mit seinen Worten des Waltenden Sohn
manag mârlik thing, endi them mannum
manches herrliche Ding, und den Mannen
sagda spâhun wordun, thêm the he te theru sprâku thârod
sagte er in weisen Worten, denen, die er zu der Beratung dorthin
Krist alowaldo gekoran habda,
Krist der Allwaltende erkoren hatte,
hwilîke wârin allarô irminmannô
welche wären von allen Erdenbewohnern
gode werdôston gumanô kunnies,
Gotte die wertesten von dem Menschengeschlechte,

[1]) Außer von Schmeller, der 1830 den Text, 1840 das Glossar herausgab, wurde der Heliand mit Übersetzung, Wörterbuch und Anmerkungen herausgegeben von Köne († 1860 in Münster) 1855; M. Heyne, 3. Auflage, 1883; H. Rückert 1876; E. Sievers 1878; Otto Behaghel 1886; P. Piper, die altsächsische Bibeldichtung (Heliand und Genesis), Stuttgart 1897; Ferdinand Holthausen (Gotenburg), altsächsisches Elementarbuch, Heidelberg 1900. — Übersetzungen erschienen von Karl Ludwig Kannegießer († 1864 in Berlin) 1847, Georg Rapp 1856, K. Simrock, 3. Aufl. 1882, Grein, 2. Aufl. 1869. Paul Herrmann (Torgau) Leipzig (Reclam); Johannes Seiler (Auswahl), Halle 1900. Eduard Behringer, Aschaffenburg 1898. — Vergl. außerdem noch Vilmar, deutsche Altertümer im Heliand, 2. Aufl. 1962. — Grein, die Quellen des Heliand, 1869. — Hedler, Geschichte der Heliandforschung bis Schmeller, Rostock 1890. — Zu beachten ist auch die praefatio zu dem Gedicht.

sagda im tho te sôde, quad, that the sâlige wârin
sagte ihnen da sicherlich, sprach, daß die selig wären
man an thesoro middilgard thie her an irô môde wârin
die Männer in diesem Mittelgarten, die hier in ihrem Gemüte wären
arme thurh ôdmôdi, thêm is that êwiga rîki,
arm durch Demut, denen ist das ewige Reich,
swido hêlaglîk an heban wange
sehr heiliglich auf der Himmelsaue
sinlîf fargeban.
unvergängliches Leben verliehen.

4. Das **Evangelienbuch** des Otfried, eines Benediktinermönchs aus Franken, in alhochdeutscher Sprache. Dieser, ein Schüler des berühmten Hrabanus Maurus an der Klosterschule zu Fulda, später Vorsteher der Klosterschule zu Weißenburg im Elsaß (damals Speiergau, zu Ostfranken gehörig), ist der älteste deutsche Dichter, den wir dem Namen nach kennen. Das von ihm 868 vollendete und Ludwig dem Deutschen gewidmete Werk hat den Stabreim durch den Endreim ersetzt, und wir haben in demselben das früheste größere Denkmal der Reimpoesie. Das Werk besteht aus fünf Büchern, weil es allen Sinnen zur Reinigung und Heiligung gereichen soll. Das Ganze ist strophisch gegliedert, und zwar besteht jede Strophe aus zwei Langzeilen, jede zu 8 Hebungen neben unbestimmt vielen Senkungen. Wie früher die Alliteration, so ist es jetzt der Reim, d. h. der Gleichklang im In- und Auslaut der vierten Hebung, der die beiden Vershälften zu einer Langzeile verbindet. In diesen stets stumpfen Reim können bei Otfried auch solche Silben treten, welche bei uns zu unbetonten Endsilben geworden sind, die also im Althochdeutschen noch stark betont wurden, z. B. nist mán nihéin in wóroltí, ther ál io tház irságetí, d. h. es ist kein Mensch in der Welt, der alles dies aussagte. Während der Heliand den Inhalt der Evangelien mehr zusammenhängend erzählt, unterbricht Otfried die Erzählung häufig durch allerhand Reflexionen und moralische Betrachtungen. Während der Heliand durch und durch poetisch gehalten ist, finden sich im Krist neben den epischen viele lyrische und didaktische Stellen. So steht dies Werk an poetischem Wert unter dem Heliand, dagegen ist das Gedicht wertvoll für die deutsche Metrik, namentlich aber unschätzbar als Sprachquelle des Althochdeutschen [1]). Als Probe der Sprache Otfrieds mögen folgende zwei Strophen mit Angabe der Hebungen angeführt werden:

Thô wấrun thấr in lánte hírtâ hálténtê,
Da waren dort im Lande Hirten haltend,

Thes féhes dấtun wártá wídar fíántấ;
Des Viehes taten sie Wartung wider Feinde;

Zi‿ín quam bóto scốní, éngil scînéntí,
Zu ihnen kam ein Bote schön, ein Engel glänzend,

Joh wúrtun si‿ínliúhtế fon hímilísgen líohté.
Und wurden sie erleuchtet von himmlischem Lichte [2]).

[1]) Nach Graff (1831), der unsrer althochdeutschen Evangelienharmonie den Namen „Krist“ gab, wurde Otfrieds Evangelienbuch herausgegeben von Johann Kelle (in Prag), Band 1 Text mit Einleitung und Metrik 1856; Band 2 die Laut- und Formenlehre der Sprache Otfrieds 1869; Band 3 Glossar 1882. Zuletzt von Paul Piper (Altona) 1882; und Oskar Erdmann († 1895 in Kiel), Halle 1882; und zwar beide in je einer großen und kleinen Ausgabe. — Übersetzt von G. Rapp 1858 und von J. Kelle 1870.

[2]) Zwei mit dem Zeichen ‿ versehene Silben werden nur als eine gelesen, z. B. zi‿in = zin.

5. **Das Ludwigslied,** ein Gedicht auf den Sieg, den Ludwig III., Sohn Ludwigs des Stammlers, Enkel Karls des Kahlen, seit 879 König in Westfranken, über die Normannen in der Schlacht bei Saucourt in der Picardie 881 erfocht. Als Dichter dieses Liedes, das ein gleichzeitiges Ereignis darstellt, hat man einen Mönch Hucbald vermutet, der in dem flandrischen Kloster St. Amand sur l'Elnon bei Valenciennes lebte, wo das Gedicht aufgefunden wurde [1]). Das Lied, in welchem, wie bei Otfried, statt des Stabreimes der Endreim herrscht, beginnt mit den Worten:

Eínan kúning wéiz ih, heíszit hér Hlúdwíg,
Einen König weiß ich, heißet er Ludwig,

Ther gérno góde thiōnôt: Ih wéiz her ímos lônôt.
Der gerne Gotte dienet: Ich weiß, er ihm's lohnet.

Es gehört unser Lied, wie eine Anzahl andere (Lied auf den heiligen Petrus, den heiligen Georg, Christus und die Samariterin) zu der Gattung der sogenanuten Leiche. Mit diesem Ausdrucke, der ursprünglich Weise, Melodie, wohl auch Chorgesang bedeutete, bezeichnete man ungleichstrophige Lieder. Über die Form des Leichs im Mittelhochdeutschen s. § 20.

§ 12. Lateinische Poesie der Geistlichen im 10. Jahrhundert.

Vom Jahre 900 an ruht die deutsche Poesie einige Zeit. Am Hofe der Ottonen (Otto I. 936—973, Otto II. 973—983, Otto III. 983—1002), unter denen durch die Verbindung mit Italien und sogar mit Konstantinopel die klassische Literatur in Deutschland heimisch wurde, sang man nur lateinisch; es gab eine lateinische Hofdichtung. Dasselbe gilt auch von den fränkischen (salischen) Kaisern (1024—1125). Vor allem aber wurde in den Klöstern die gelehrte Bildung gepflegt und zu allen poetischen Arbeiten ausschließlich die lateinische Sprache angewendet. So entstand eine lateinische Klosterdichtung. Die bedeutendsten dieser lateinischen Gedichte sind folgende:

1. **Walther von Aquitanien** (Waltharius), ein dem alemannischen Sagenkreise angehöriges Gedicht, ist nicht als ein Werk freischöpferischer Phantasie in romantischer Einsamkeit entstanden, wie dies Joseph Viktor Scheffel in seinem trefflichen Roman „Ekkehard" ausführt, sondern ist eine Schularbeit, die der Mönch Ekkehard von St. Gallen († 973) in lateinischen Hexametern für seinen Lehrer Geraldus verfaßte, der dieselbe verbesserte, worauf sie später der Chronist Ekkehard IV. († um 1060) nochmals überarbeitete. Der Dichter hat zwar die Sprache Virgils nachgeahmt und dem Ganzen eine antike Form gegeben, der Gehalt aber des Gedichts mit seiner heroischen Freude an Kampf und Wunden ist ein durchaus deutscher. Der Inhalt desselben ist folgender: Attila, der mächtige König der Hunnen, zieht aus Pannonien, um die Völker des Westens zu bezwingen und sich zinspflichtig zu machen. Am Rheine stößt er auf die Franken, an der Saone und Rhone auf die Burgunder, und von da dringt er weiter

[1]) Hoffmann von Fallersleben, Elnonensia, 1837. — Eduard Samhaber (Laibach) hat zwei Programme über das Ludwigslied geschrieben (Freistadt in Oberösterreich 1877 und 1878).

nach Aquitanien vor. Alle diese Reiche unterwerfen sich freiwillg und stellen Geiseln. Der König der Franken, Gibich, der zu Worms residierte, sendet, weil sein Söhnlein Gunther noch allzujung war, dem Attila den Hagen von Tronje mit unermeßlichen Schätzen. Von burgundischer Seite wird Hildegund, die Tochter des Königs Herrich, der zu Chalons saß, als Geisel gestellt. Alpharis endlich, der König von Aquitanien, überantwortet dem Attila seinen Sohn Walthari, der schon im Kindesalter mit Hildegunden verlobt worden war. Mit solcher Beute ziehen die Sieger nach Pannonien zurück. Dort werden die Geiseln freundlich gehalten und vom König Attila, sowie von seiner Gemahlin Ospirin ausgezeichnet. Allein die Liebe zur Heimat ist zu mächtig, und sie sinnen auf Flucht. Zuerst entflieht Hagen, nachdem er die Kunde erhalten, daß Gibich im Frankenlande gestorben sei und dessen Sohn Gunther den Zins verweigere. Später gelingt es auch Walther und Hildegunde, mit reichen Schätzen glücklich zu entkommen. Am vierzigsten Tage kommen sie an den Rhein in die Nähe von Worms. Der Fährmann, der sie übersetzt, bringt dem König Gunther Kunde von den reichen Schätzen, die die Flüchtlinge mit sich führten. Sofort beschließt derselbe, den Helden zu verfolgen, um ihm seine Schätze abzunehmen. Zu diesem Zwecke erwählt er sich zwölf erprobte Kämpfer, unter denen sich auch Hagen befindet, der vergebens den König von seinem Vorhaben abzuhalten sucht und für seinen alten Waffenbruder Fürsprache einlegt. An einem Engpaß der Vogesen (Wasgau) werden die Fliehenden ereilt. Mit allen Helden Gunthers muß Walther kämpfen und elf derselben tötet er im Zweikampf, darunter auch den Neffen Hagens. Jetzt beginnt auch dieser, der bis dahin den Bitten des Königs widerstanden, mit seinem Jugendfreunde den Kampf, an dem auch Gunther teilnimmt. Vom Morgen bis zum Mittag währt der ungleiche Kampf, bis endlich alle drei Helden schwer verwundet und verstümmelt sich versöhnen. Walther setzt seinen Weg fort und erreicht mit Hildegunden glücklich sein Land. Hier vermählt er sich mit ihr und regiert nach des Vaters Tode noch 30 Jahre [1]).

2. **Ruodlieb,** ein gleichfalls in lateinischen Hexametern verfaßtes Gedicht, das wir nur noch in Bruchstücken besitzen. Während im Waltharius der Geist der Völkerwanderung sich ausspricht, stellt der Ruodlieb, dessen Verfasser ein unbekannter Mönch des Klosters Tegernsee in Bayern ist, die Anfänge des höfischen Ritterwesens dar [2]).

3. Einzelne Abschnitte der **Tiersage,** welche damals lateinisch behandelt

---

[1]) Ausgabe von Jakob Grimm (Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrh. von Grimm und Schmeller) 1838. Neuere Ausgaben von Rudolf Peiper (Breslau), Ekkehardi primi Waltharius, 1873; Scheffel und Holder (1874); Hermann Althof (Weimar), Leipzig 1899. — Übersetzt wurde das Lied von San Marte 1853; August Geyder († 1874 in Breslau) 1854; Scheffel in seinem Romane Ekkehard, 180. Aufl., Stuttgart 1901; K. Simrock 5. Aufl. 1873 (in Hexametern); Franz Linnig (in Koblenz) 3. Aufl., Paderborn 1900 (im Nibelungenversmaße); Hermann Althof, Leipzig 1896 (mit Erläuterungen), größere Ausgabe Leipzig 1902; Paul von Winterfeld, Innsbruck 1897; Heinrich Drees (Wernigerode), Leipzig (Reclam) 1900.

[2]) Lateinische Gedichte von Grimm und Schmeller. — Friedrich Seiler (Wernigerode), Ruodlieb, der älteste Roman des Mittelalters, Halle 1882. Seiler beseitigt auch die Ansicht, daß Froumund der Dichter des Ruodlieb sei. Der unbekannte Dichter des Ruodlieb ist jünger als jener Froumund, wenn er auch derselben Schule angehört. Neueste Übersetzung von Moritz Heyne, Leipzig 1897.

wurde. Sie entwickelte sich im 10. Jahrhundert durch die Gelehrten, welche aus den alten, insbesondere äsopischen Tierfabeln satirische Gedichte fertigten. Die ältesten entstanden bei den Franken, und zwar in lateinischer Sprache. Das erste, noch dem 10. Jahrhundert angehörige Gedicht ist die sogenannte Ecbasis (die Flucht), von einem lothringischen Geistlichen in Toul verfaßt, der im Bilde der Tiere seine eigene Errettung aus dem Klosterkerker darstellt (abgedruckt bei Grimm und Schmeller, Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts 1838; sorgfältiger bei Ernst Voigt in Berlin, ecbasis captivi, das älteste Tierepos des Mittelalters. 1875). Die Feindschaft zwischen Fuchs und Wolf, die uns im Tierepos vielfach begegnet, desgleichen die Darstellung des Wolfes als Mönch zeigt sich schon hier. Der Löwe ist König der Tiere. — Eine zweite, von einem flandrischen Geistlichen, Magister Nivardus, Mitte des 12. Jahrhunderts herrührende Tierdichtung ist der (früher von Mone und Grimm Reinardus genannte) Ysengrimus (herausgegeben von Ernst Voigt, Halle 1884). Es werden darin u. a. die Wallfahrt der Gemse Bertiliana und — was auch die Ecbasis enthält — die Krankheit und Heilung des Löwen erzählt (abgedruckt bei Jakob Grimm, Reinhart Fuchs, 1834). Da hierbei der Wolf eine wichtige Rolle spielt, so wird das Gedicht nach ihm genannt. Isangrim, Eisenhelm, ist die epische Bezeichnung des Wolfs mit Beziehung auf seine Raubluft und sein zermalmendes Gebiß. (Die Deutung isangrim = eisengrimmig, welche u. a. Vilmar gegeben hat, ist nicht zulässig.) Der Fuchs führt in dem Gedicht den Namen Reinardus, abzuleiten von Reginhart, d. h. nach Grimm der kluge Ratgeber, der Schlaue, richtiger „sehr hart, urhart, widerstandsfähig". Daraus entstand Reinhart, und dieser deutsche Name verdrängte sogar den französischen goupil und setzte sich als renard an dessen Stelle. Das niederdeutsche Diminutivum ist Reineke.

4. **Geistliche** Stoffe, die gleichfalls lateinisch bearbeitet wurden. Es wird uns namentlich eine Nonne des Benediktinerklosters Gandersheim im Braunschweigischen, Roswitha (eigentlich Hrotsuitha oder Hrotsvit = starker Klang) genannt. Derselben werden sechs lateinische Komödien, welche den Terenz verdrängen sollten, acht Legenden und neben einer Geschichte des Klosters Gandersheim (carmen de primordiis coenobii Gandershemensis) ein Lobgedicht auf Kaiser Otto I. in gereimten Distichen zugeschrieben [1]). In neuerer Zeit ist zwar die Echtheit dieser Werke in Zweifel gezogen worden, und es hat Professor Joseph Aschbach († 1882 in Wien) mit großem Scharfsinn und dem Aufgebote großer Gelehrsamkeit den Beweis zu führen versucht, daß die Werke der Dichterin eine Fälschung des ersten Herausgebers, des Humanisten aus der Zeit Maximilians I., Conrad Celtes und seiner Freunde seien [2]) Allein diese Annahme ist durch Professor Rudolf Köpke in Berlin († 1870) glänzend widerlegt worden [3]).

---

[1]) Die Werke der Roswitha gab heraus Karl Aug. Barack († 1900 in Straßburg) Nürnberg 1857, die sechs Komödien (Gallicanus, Dulcitius, Kallimachus, Abraham, Paphnutius und Sapientia) J. Bendixen († 1879 zu Glücksburg in Schleswig-Holstein), Lübeck 1858 Übersetzt und erläutert hat dieselben außer dem genannten J. Bendixen, Altona 1850 und 1853, Ottomar Pilz, Leipzig (Reclam.) — Hrotsvithas Ottolied übersetzte und erläuterte Wilhelm Gundlach, Innsbruck 1894.

[2]) Roswitha und Conrad Celtes, 2. Aufl., Wien 1868.

[3]) Hrotsvit von Gandersheim. Zur Literaturgeschichte des 10. Jahrh., 1869. Von demselben Verf. stammt auch eine kleine interessante Schrift über unsere Roswitha unter

Anmerkung 1. Nicht für die Literaturgeschichte, wohl aber als Sprachquellen von hohem Werte sind eine Anzahl Prosadenkmäler dieser Periode. Es sind dies insgesamt keine Kunstwerke des freischaffenden dichterischen Geistes, sondern wissenschaftliche Arbeiten fleißiger und gelehrter Mönche, namentlich der Klöster zu Fulda und St. Gallen [1]). Wir besitzen eine ganze Literatur von Glossen [2]), d. h. deutschen Übersetzungen lateinischer Worte, und das bedeutendste Werk dieser Art ist das Glossar oder Vokabular des heil. Gallus. Es gibt Übersetzungen und Umschreibungen des Vater Unser, des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der Psalmen und anderer heil. Bücher. Eine Übersetzung und Umschreibung der Psalmen gibt es vom St. Gallener Mönche Notker III. Labeo (d. h. der Großlippige, † 1022), der, wie aus seinen vielen Schriften [3]) erhellt, nicht bloß Gottesgelehrter, sondern auch Dichter, Musiker, Astronom, Mathematiker, in den Kirchenvätern und Klassikern wohlbewandert, der lateinischen und griechischen Sprache ebensowohl wie der deutschen mächtig war. Eine Umschreibung (Paraphrase) des Hohen Liedes verfaßte Williram, der früher Mönch in Fulda, später Abt des Klosters Ebersberg in Bayern war [4]). Desgleichen wurden theologische Abhandlungen und geistliche Regeln ins Althochdeutsche übersetzt. So haben wir u. a. eine Interlinearversion (welche jedem Wort der lateinischen Urschrift die deutsche Bedeutung überschreibt, ohne auf den Zusammenhang und Bau des Satzes Rücksicht zu nehmen) der Benediktinerregel. Auch die lateinische Evangelienharmonie des Tatian wurde ins Althochdeutsche übertragen [5]). Das Beste aber, was zur Zeit Karls des Großen in deutscher Prosa geschrieben wurde, ist die Übersetzung des Isidor [6]).

Anmerkung 2. Nachdem im 10. Jahrhundert die deutsche Poesie eine Zeit lang geschwiegen hatte und an ihre Stelle eine lateinische Kloster- und Hofdichtung getreten war, bietet das 11. Jahrhundert wieder eine ganze Reihe von Denkmälern deutscher Sprache, die sich in der oben angeführten wichtigen Sammlung von Müllenhoff und Scherer finden. Zwar sind dieselben meist nicht von hohem poetischen Werte, allein sie beweisen doch, daß es auch in dieser Zeit eine deutsche Literatur gegeben. — Zu den bedeutendsten geistlichen Gedichten jener Zeit gehört ein Lied, das Ezzo, ein Priester zu Bamberg, um das Jahr 1064 von dem Leben und den Wundern Christi dichtete; das Lied, das auf einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande gesungen werden sollte (ein Priester Willo hatte es komponiert), behandelt die gesamte heilige Geschichte und trägt zumeist den Charakter des Hymnus. — Im 12. Jahrhundert dichtete Frau Ava, eine Klausnerin († 1127 zu Göttweih in Österreich), drei geistliche Gedichte. Sie ist die erste dem Namen nach bekannte Frau, welche deutsche Verse machte.

---

dem Titel: Die älteste deutsche Dichterin, ein kulturgeschichtliches Bild aus dem 10. Jahrh. 1869. — E. v. Tymen, Hroswitha, Erzählung aus dem 10. Jahrhundert. Breslau 1896.

[1]) Ildefonds von Arx, Geschichten des Kantons von St. Gallen, 2 Bände, 1811—13.

[2]) Die althochdeutschen Glossen, gesammelt und bearbeitet von Elias Steinmeyer (Erlangen) und E. Sievers, 4 Bände, 1879—98.

[3]) Notkers noch vorhandene deutsche Werke bilden den 2. und 3. Band der Denkmale des Mittelalters von H. Hattemer, 3 Bände, St. Gallen 1844—49. — Notkers Psalmen gaben heraus Richard Heinzel und Wilhelm Scherer, Straßburg 1876. — Ernst Henrici, die Quellen zu Notkers Psalmen, Straßburg 1878. — Paul Piper, Schriften Notkers und seine Schule, 3 Bände, Freiburg (Mohr) 1883.

[4]) W. Scherer, Leben Willirams. Beitrag zur Kulturgeschichte des 11. Jahrh. 1866. — Joseph Seemüller, Willirams Übersetzung des Hohenliedes, Straßburg 1878.

[5]) Tatian, lateinisch und altdeutsch mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Eduard Sievers, 2. Ausgabe, Paderborn 1890.

[6]) Isidor, Bischof von Sevilla, schrieb eine Schrift, worin er die Wahrheit der christlichen Lehre gegen die Juden verteidigt.

Dritte Periode.

Erste Blütezeit unserer deutschen Literatur. 1100—1300 [1].

§ 13. Umgestaltung der deutschen Dichtung.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt eine großartige Blüte des deutschen Gesanges. Die Gründe dieses Aufschwunges lagen

1. in den Kreuzzügen, welche den Ideenkreis der abendländischen Völker durch einen Reichtum von Anschauungen der verschiedensten Art erweiterten, die Phantasie belebten und eine Fülle poetischen Stoffes, allerhand Sagen, Märchen, Legenden nach dem Abendlande brachten;

2. in dem Glanze des hohenstaufischen Kaiserhauses, das von 1138—1254 den deutschen Thron inne hatte. Konrad III. 1138—1152. Friedrich I. 1152—1190. Heinrich VI. 1190—1197. Nach dessen Tode bei der Unmündigkeit seines Sohnes Doppelwahl. Philipp von Schwaben 1198—1208, ermordet durch Otto von Wittelsbach. Otto IV. von Braunschweig 1198—1215. Friedrich II. 1215—1250. Konrad IV. († 1254). Die Kaiser aus diesem Hause haben die Dichtkunst auf alle Weise geschützt und gefördert;

3. in der Blüte des Ritterstandes, der die Poesie vorzugsweise übte und sich durch feine Sitte auszeichnete (die mittelhochdeutsche Sprache hat dafür den Ausdruck hövisch, hövischheit, im Gegensatz zu dörperlich und dörperheit, die aus courtois, courtoisie und vilain, vilanie übersetzt sind; vergl. § 20, 1);

4. in den Vorbildern, welche die Deutschen namentlich bei den Franzosen fanden. Diese zeichneten sich unter allen Völkern, mit welchen die Deutschen durch die Kreuzzüge in Berührung kamen, durch ritterliche und höfische Bildung aus. Die Poesie ihrer Sänger, der Troubadours im südlichen, der Trouvères im nördlichen Frankreich, wirkte auf die Entwicklung der deutschen Dichtung anregend und fördernd. (Beide Worte, troubadours und trouvères, sind abzuleiten von trouver, erfinden.)

Drei Richtungen der Poesie lassen sich in dieser Periode unterscheiden:

a) die **höfische** (ritterliche) **Poesie**, die in dieser Periode die vorwaltende ist und der ganzen Zeit einen bestimmten Charakter aufprägt. Sie wurde vorzugsweise von Dichtern ritterlichen Standes gepflegt, welche an

---

[1]) Ferdinand Khull, Geschichte der altdeutschen Dichtung, Graz 1866. — Karl Goedeke, deutsche Dichtung im Mittelalter, 2. Aufl. 1871 (vermehrt um ein zwölftes Buch: niederdeutsche Dichtung von Oesterley). — Karl Barthel († 1853 in Braunschweig), die klassische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter, 1857. — Ludwig Uhland (§ 64), Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 8 Bände, 1865—1872 (Band 1 und 2: Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter). — Alwin Schulz (Prag), das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, 2 Bände, 2. Aufl., Leipzig 1889.

den Höfen der Kaiser und der Fürsten, besonders denen der Herzöge von Österreich (Leopold VI. 1177—1194, Friedrich I. 1194—1198, Leopold VII. 1198—1230, Friedrich II. 1230—1246) und der Landgrafen von Thüringen (Ludwig II. 1140—1172, Ludwig III. 1172—1190, Hermann 1190—1216) ihre Lieder vortrugen. Wie die höfische Bildung vor allem auf Eleganz und Feinheit der äußeren Sitte beruhte, so strebte auch die Poesie vorzugsweise nach Schönheit der Form, nach Vollendung im Ausdruck und ließ nur solche Gedanken und Redeweisen zu, welche der höfischen Sitte entsprachen. Die höfischen Dichter wandten sich mit Vorliebe fremden Stoffen zu (§ 17) und bedienten sich der sogenannten Reimpaare ohne strophische Gliederung. Diese Reimpaare, welche durch Teilung der althochdeutschen Langzeile entstanden sind, bestehen aus Versen mit drei oder vier Hebungen, je nachdem die Reime klingend (weiblich) oder stumpf (männlich) sind. Die Eintönigkeit dieses einfachen Metrums wird dadurch verhindert, daß der Sinn häufig mit dem ersten Reim des Reimpaares schließt (Reimbrechung) und Hebungen mit Senkungen nicht regelmäßig abwechseln. Als Beispiel solcher Reimpaare diene eine Stelle aus dem „Armen Heinrich“ des Hartmann von Aue:

Ín ergreíf diu míselsúht.	Ihn ergriff der Aussatz.
Dô mán die swáeren Gótes zúht	Da man die schwere Gottes Zucht
Gesách an sínem líbe,	sah an seinem Leibe,
Mán únde wíbe	dem Manne und dem Weibe
Wart ér dô wíderzáeme.	ward er da widerwärtig.

b) die **Volkspoesie**, die auf den Straßen und Märkten von Volkssängern gepflegt wurde, welche von Stadt zu Stadt, auch wohl von Dorf zu Dorf zogen und für bescheidenen Lohn die noch im Munde des Volkes lebenden alten Heldenlieder vortrugen. Man nennt diese Volkssänger fahrende Leute (varnde liute), auch diu varnde diet, das fahrende Volk, oder diu gernde diet, das begehrende, nach Lohn verlangende Volk, auch wohl Spielleute (spilman, singaere, nach dem begleitenden Instrument auch videlaere). Die Form, in welcher sie die der heimatlichen Heldensage entlehnten Stoffe vortrugen, wurde im 12. Jahrhundert die Nibelungenstrophe (§ 15, 6).

c) die **geistliche Poesie**, d. h. eine Poesie geistlichen Ursprungs oder mindestens geistlichen Inhalts und geistlicher Auffassung.

Was die **poetischen Gattungen** betrifft, so blühten neben einander Epos, Lyrik und Didaktik. Das Epos oder Heldengedicht trägt einen objektiven Charakter. Der epische Dichter will ein bedeutendes Ereignis klar und anschaulich erzählen, und zwar so, daß er mit seiner Persönlichkeit ganz hinter seinen Gegenstand zurücktritt. Das Epos erscheint in zwiefacher Gestalt, als Volksepos und Kunstepos. Im Volksepos kommt der Gattungscharakter des Epos am meisten zur Geltung; es ist objektiv im vollsten Sinne des Wortes; schmucklose Einfachheit und Naturwahrheit sind ihm vor allem eigen; dem Kunstepos fehlt die frische Unmittelbarkeit und Naivetät, vielmehr liebt dasselbe glänzende Darstellung, Ausschmückung von Haupt- und Nebenumständen, breite Schilderung und Einmischung von Betrachtungen über das Erzählte. — Im Gegensatz zum Epos trägt die Lyrik

einen durchaus subjektiven Charakter, indem der lyrische Dichter nur seine eigenen Gedanken und Empfindungen ausspricht und mit seiner Persönlichkeit ganz in den Vordergrund tritt. Die didaktische Poesie ist eine Mischgattung, trägt teils einen objektiven, teils einen subjektiven Charakter und hat zum Zweck die Belehrung im Gewande der Dichtung. — Die dramatische Poesie, welche es mit der Darstellung einer Handlung zu tun hat und ebenfalls objektiv und subjektiv zugleich ist, entsteht erst am Ende dieser Periode.

Die **Sprache,** deren sich die klassischen Dichter dieser Zeit bedienen, ist die sogenannte mittelhochdeutsche, welche sich in allmählicher Umbildung durch Abschleifung der Endungen und teilweiser Veränderung der Stammvokale aus dem Althochdeutschen entwickelt. Daneben ist auch das Mitteldeutsche (mittelfränkisch, hessisch, thüringisch, obersächsisch) an der Literatur beteiligt.

§ 14. Anfänge der neuaufblühenden Dichtung.

Der ersten Blüte unserer nationalen Literatur ging eine Vorbereitungszeit voraus, welcher noch die Reinheit des Mittelhochdeutschen, ein vollendeter Versbau und eine sorgfältige Behandlung des Reims fehlen. Die Dichter dieser Vorbereitungszeit sind zumeist noch Geistliche, doch nicht mehr ausschließlich, wie im vorigen Zeitraum, sondern zum Teil auch Laien, Spielleute, wie im 13. Jahrhundert. Die bedeutendsten Werke dieser Zeit sind:

1. das **Annolied** (maere von Sente Annen), ein Lobgesang auf den hl. Anno, Erzbischof von Köln, der im Jahre 1075 starb. Profangeschichte und Sage werden in diesem Liede mit der heiligen Geschichte vermischt. Nach der kurzen Bemerkung, daß er nicht Helden und irdische Kämpfe besingen, sondern auf das ewige Seelenheil hinführen wolle, beginnt der Dichter mit der Schöpfung der Welt und dem Sündenfall. Er erzählt weiter von der Geburt Christi, von den Aposteln und den Heiligen, zu denen auch Anno, der Erzbischof von Köln, gehörte. Der Name Köln führt den Dichter auf die Gründung der Städte und Burgen, auf Ninus und Semiramis, auf die vier Weltmonarchieen des Daniel, vor allem auf die römische Geschichte, und er schildert namentlich in echt epischer Weise den Kampf zwischen Cäsar und Pompejus in der Schlacht bei Pharsalus. Von da geht er auf die Gründung Kölns über, erzählt die Ausbreitung des Christentums unter den Franken, deren erster Bekehrer in jener Stadt seinen Sitz hatte. Das Gedicht schließt mit dem Lobe des 33. Nachfolgers jenes ersten Heidenbekehrers, des heiligen Anno, dessen Charakter, Wundertaten, Verfolgungen und seliges Ende geschildert werden. — Die Erhaltung des Annoliedes haben wir Martin Opitz (vergl. § 46) zu verdanken, der es kurz vor seinem Tode 1639 herausgab. Die kostbare Handschrift, welche unser Gedicht enthielt, ging verloren, da Opitzens Nachlaß verbrannt wurde, weil er an der Pest gestorben. Da es nun bis jetzt nicht hat gelingen wollen, eine andere Handschrift aufzufinden, so ist die von dem Haupte der ersten schlesischen Dichterschule besorgte Ausgabe die einzige Quelle für die Kenntnis unseres Liedes [1]).

---

[1]) Ausgaben von Karl Roth († 1880 in München) 1847, H. E. Bezzenberger in Merseburg 1848, Joseph Kehrein († 1865 in Montabaur) 1876 und M. Rödiger 1895. — Das Annolied ist, wenn nicht schon nach Müllenhoff um 1080, nach Roth zwischen 1106 und 1125 entstanden, jedenfalls nicht erst 1183, wie Lachmann und Bezzenberger annehmen.

2. die **Kaiserchronik** (der keiser und der kunige buoch), die an vielen Stellen mit dem Annoliede verwandt ist, vereinigt gleichfalls Weltgeschichte mit heiliger Geschichte [1]).

3. das **Alexanderlied** des Pfaffen Lamprecht. Die Geschichte Alexanders des Großen wird mit allerhand orientalischen Wundergeschichten phantastisch ausgeschmückt, namentlich enthält der zweite Teil fast nur Märchen und Wunder, wie solche seit den Kreuzzügen und der Bekanntschaft mit dem Morgenlande der Lieblingsgegenstand damaliger Dichter und Leser waren. Lieblich ist die Schilderung der Blumenkinder, die im Frühlinge im Schatten eines Waldes aus den Blumenkelchen hervorgehen und im Herbste mit den Blumen sterben; tiefsinnig die Erzählung, daß Alexander an der Pforte des Paradieses habe umkehren müssen, da dieses nur durch Demut erlangt werde. Das Gedicht, die Bearbeitung eines französischen Gedichts des Alberich von Besançon, das sich namentlich in der großartigen Darstellung der Schlachten vielfach dem alten volksmäßigen deutschen Heldengesang nähert, hat vor allem in Gervinus einen begeisterten Lobredner gefunden [2]).

4. das **Rolandslied** (Ruolandes liet), das der Pfaffe Konrad (Chuonrat) nach einem französischen Vorbilde verfaßte [3]). Der Inhalt dieses Liedes ist folgender: Auf göttlichen Befehl zieht Karl der Große mit seinem Heere und zwölf Fürsten (darunter Roland, Olivier, Turpin, Naimes von Bayerland u. a.) nach Spanien, um die dort wohnenden Heiden zum Christentum zu bekehren. Siegreich dringt es bis Saragossa vor, wo der König Marsilie herrscht, der durch Friedensboten seine Bereitwilligkeit erklärt, sich taufen zu lassen. Um sich von seiner Treue zu überzeugen, schickt Karl eine Gesandtschaft an den heidnischen König und wählt auf den Rat seines Neffen Roland dessen Stiefvater Genelun. Dieser, in der Meinung, Roland habe diesen Vorschlag nur gemacht, um ihn dem gewissen Tode preis zu geben und ihn zu beerben, schwört ihm Rache. Er beredet den König Marsilie, sich zum Schein zu unterwerfen, und bringt Karl durch trügerische Botschaft dazu, aus Spanien abzuziehen und Roland mit der Nachhut des Heeres im Lande zurückzulassen. Kaum hat Karl Spanien verlassen, so wird Roland infolge des Verrates Geneluns in dem Tale Roncesvalles von einem überlegenen Heere der Heiden überfallen. Aufs äußerste bedrängt stößt Roland in sein Horn Olivant (altfranz. elefant, von elephas, Elefant, Elfenbein), um Karl zu Hilfe zu rufen. Derselbe kehrt zurück, allein die Hilfe kommt zu spät: Roland ist mit allen seinen Getreuen gefallen, nachdem er

---

[1]) Ausgabe des Textes nach der im Chorherrenstift Vorau in Steiermark aufgefundenen Handschrift von Joseph Diemer (Direktor der Universitätsbibliothek in Wien, † 1869) 1849. Gleichzeitig erschien die Ausgabe von Maßmann (mit Erläuterungen). 3 Bände, 1849—1854. — Verfaßt wurde die Kaiserchronik von einem Geistlichen, wahrscheinlich um 1147, nach Bartsch vielleicht schon um 1137.

[2]) Ausgaben von J. Diemer (Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts, Wien 1849), Heinrich Weismann, † 1890 zu Frankfurt a. M. (mit Übersetzung usw.) 2 Bände, 1850 und Karl Kinzel (Berlin), Halle 1884 (germanistische Handbibliothek 6). Die neueste und beste Übertragung (mit Einleitung und Anmerkungen) lieferte Eduard Ottmann, Halle (Hendel) 1898.

[3]) Die Chanson de Roland (die in der Oxforder Handschrift nur 4002 Verse hat gegenüber den 9094 Versen Konrads) wurde herausgegeben von Th. Michel, Göttingen 1876, Leo Gautier, Tours 1872, und E. Stengel, Band 1 (Text und Varianten), Leipzig 1900. Übersetzt wurde das französische Rolandslied von Wilhelm Hertz († 1902 in München), Stuttg. 1861, Ernst Müller, Hamburg 1891, und Schmilinsky, Halle 1896.

sein Schwert Durandarte (altfranz. durandal von durare, hart werden, dauern), das er vergebens an einem Felsen zu zerschlagen versucht, in die Hände des rechten Streiters, Christi, zurückgegeben. Es bleibt dem Kaiser nichts übrig als an den Heiden blutige Rache zu nehmen und die Leiber seiner Tapfern zu bestatten. Über den Verräter Genelun wird in Aachen Gericht gehalten und derselbe von wilden Tieren zerrissen. — Das Rolandslied gehört zum Sagenkreise Karls des Großen. Derselbe wird als mächtigster Schutzherr der Christenheit hingestellt, und sein Kampf mit den Mauren in Spanien erscheint als ein Kampf des Christentums mit dem Heidentum. Wie der Heiland von zwölf Jüngern umgeben war, unter denen sich ein Judas befand, so hat die Sage Karl dem Großen zwölf Paladine beigegeben, unter ihnen einen Verräter Genelun [1]).

5. **König Rother,** ein Gedicht, das der sogenannten Spielmannspoesie angehört, welche im Lagerleben der Kreuzzüge aufblühte. Die deutsche Heldensage wird darin mit orientalischen Wundergeschichten ausgeschmückt. König Rother, der zu Bari in Apulien, einer der im Mittelalter besuchtesten Überfahrtsstätten nach dem heiligen Lande, herrscht, schickt zwölf seiner Mannen nach Konstantinopel und läßt um die Tochter des Kaisers Konstantin werben. Als aber seine Gesandten dort ins Gefängnis geworfen werden, fährt er selbst unter fremdem Namen dahin, befreit seine Helden und entführt mit List die Königstochter. Allein durch einen von Konstantin abgeschickten Spielmann wird sie auf ein Schiff gelockt und wieder in ihre Heimat zurückgebracht. Deshalb sieht sich Rother genötigt, zum zweiten Male den Zug nach Konstantinopel zu unternehmen, dieses Mal jedoch mit einem großen Heere. Er erobert die Stadt und zwingt den Konstantin, ihm seine Gemahlin wieder herauszugeben [2]).

6. **Herzog Ernst,** ein Gedicht, das gleichfalls eine poetische Darstellung der Wunder und Fabeln des Orients enthält, wie sie das Volk aus den Erzählungen der Kreuzfahrer schöpfte. Der Held des Liedes, der Sohn eines bayrischen Herzogs, unternimmt über Konstantinopel eine Fahrt nach dem heiligen Lande und besteht unterwegs die seltsamsten Abenteuer. So gelangt er zu einer einsamen Burg, die an Glanz und Pracht mit der Grals-

[1]) Herausgegeben wurde das Rolandslied von W. Grimm, Göttingen 1838. Nach ihm und W. Wackernagel wurde das Lied zwischen 1173—1177 verfaßt, es scheint jedoch älter und der darin erwähnte Heinrich, auf dessen Anregung es entstand, nicht Heinrich der Löwe, sondern dessen Vater Heinrich der Stolze († 1139) zu sein. Müllenhoff nimmt 1130 an. Wahrscheinlich ist es zwischen 1131 und 1133 entstanden in Bayern, und zwar in Regensburg. — Die neueste Ausgabe ist die von Karl Bartsch, Leipzig 1874. — Das deutsche Rolandslied des Pfaffen Konrad hat zum ersten Male übertrugen Rich. Eduard Ottmann (Gießen). Beigegeben sind dieser trefflichen Übersetzung die 39 Bilder der Heidelberger Handschrift, Leipzig (Reclam). — Für die Jugend hat die Sage von Roland nebst denen von König Rother, Herzog Ernst, Kaiser Otto mit dem Barte, Tannhäuser, Lohngrin u. a. erzählt und erläutert Albert Richter († 1897 in Leipzig), Deutsche Sagen, 4. Aufl., Leipzig 1893. — Ferdinand Bäßler († 1879 in Schulpforta), Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters, Band 4 (die Rolandsage), 4. Aufl., 1893.

[2]) König Rother, herausgegeben von Heinrich Rückert (deutsche Dichtungen des M.-A. von Karl Bartsch, Band 1) 1872 und Karl v. Bahder (altdeutsche Textbibliothek 6) 1884. Der Dichter, der eine ältere Vorlage benutzte, war ein Spielmann aus den Rheinlanden, wohin die Sprache weist, der das Gedicht in Bayern um die Mitte des 12. Jahrh. verfaßte. Geschmackvoll umgebildet wurde das Lied von Emil Taubert († 1895 in Berlin), König Rother, Berlin (Walter und Apolant) 1883.

burg wetteifert, besteht einen hitzigen Kampf mit langgeschnäbelten Ungeheuern, kommt an den Magnetberg im Lebermeer, gewinnt den prächtigen Edelstein, der später die Krone des deutschen Kaisers schmückt, besiegt das Volk der Plattfüße, der Riesen und Zwerge, erreicht endlich das heilige Grab und kehrt, nachdem er große Taten zum Heil der Christenheit vollführt hat, in sein Herzogtum zurück (Ausgabe von K. Bartsch 1869).

7. **Reinhart Fuchs** von einem elsässischen Dichter Heinrich dem Glichesäre (gelîchesaere, d. h. einer, der einen fremden Namen annimmt, Gleisner, Pseudonymus). Es ist dies die erste deutsche Bearbeitung der Tiersage, und zwar nach einem französischen Vorbilde. Das Gedicht, welches zehn Erzählungen vom Fuchs und vom Wolf umfaßt, ist in seiner ursprünglichen, um 1170 entstandenen Gestalt nur noch in Bruchstücken vorhanden. Ganz besitzen wir es unter obigem Titel nur in einer von einem Ungenannten herrührenden Überarbeitung des 13. Jahrhunderts (vergl. § 12, 3)[1].

8. Ein **Lobgedicht auf die h. Jungfrau,** das ein Geistlicher, namens Wernher, nach einer lateinischen Vorlage (liber de infantia Mariae et Christi salvatoris) um das Jahr 1172 verfaßte[2]. Es gehört dieses Lied zu jener reichen Gattung von Gedichten, welche damals als Marienleben, Marienlegenden, Mariengrüße durch die Verehrung der Mutter Gottes hervorgerufen wurden, von denen aber die Verfasser zumeist unbekannt sind. — Von einem Dichter Wernher soll auch das Liedchen stammen: Dû bist mîn ich bin dîn : des solt dû gewis sîn. Dû bist beslozzen in mînem herzen. Verlorn ist daz slüzzelîn; dû muost immer darinne sîn.

Blüte des Volksepos.

§ 15. Das Nibelungenlied.

Aus dem Anfang des 13. Jahrh. stammt, wenigstens in der Gestalt, in der wir es besitzen, unser größtes Nationalepos, das Nibelungenlied (der nibelunge nôt, oder wie der Titel in einer anderen Handschrift lautet, der nibelunge liet).

1. Dem **Inhalt** nach zerfällt das Lied in zwei Teile, deren erster Siegfrieds Tod, deren zweiter Kriemhilds Rache zum Mittelpunkte hat: I. Zu Worms am Rheine, im Lande der Burgunder, herrscht König Gunther. An seiner Seite stehen zwei Brüder, Gernot und Giselher, und hochgemute Recken umgeben den Thron, unter denen namentlich Hagen von Tronje (Tronei) und Volker von Alzei hervorragen. Das schönste Kleinod der alten Königsburg ist aber Kriemhild, die Königstochter, die nach des Vaters frühem Tode unter der Pflege ihrer Mutter Ute und der Obhut ihrer Brüder heranwächst. Ein merkwürdiger

---

[1]) Jakob Grimm, Reinhart Fuchs, 1834, und Sendschreiben an Lachmann über Reinhart Fuchs, 1840. — Ausgabe von Karl Reißenberger (Graz), Halle 1886. (Altdeutsche Textbibliothek von Paul Nr. 7). — Hermann Büttner, Studien zu dem Roman de Renard und dem Reinhart Fuchs, Straßburg 1891.

[2]) Dieser Pfaffe Wernher wurde früher fälschlich für Wernher von Tegernsee gehalten. Übrigens haben wir das Lied in seiner ursprünglichen Gestalt nur in Bruchstücken; die zwei vollständigen Umarbeitungen stammen aus späterer Zeit.

Traum erfüllt das Herz der Jungfrau mit banger Ahnung. Sie träumt von einem Falken, den sie sorgsam aufgezogen und den zwei Adler mit ihren Klauen vor ihren Augen erwürgen. Nur zu bald sollte dieser ahnungsvolle Traum sich erfüllen. Um Kriemhilde wirbt Siegfried, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde zu Xanten am Niederrhein. Mit glänzendem Gefolge kommt derselbe nach Worms und wird sofort von Hagen als der erkannt, der das Geschlecht der Nibelungen überwunden, einen unermeßlichen Schatz, den Nibelungenhort, gewonnen, dem Zwerg Alberich das unsichtbar machende Gewand, die Tarnkappe, entrissen habe und durch Drachenblut bis auf eine Stelle zwischen den Schultern unverwundbar geworden sei. Ein so gewaltiger Held wird freundlich bewillkommt. Ein Jahr lang weilt derselbe in Worms, ohne Kriemhild zu sehen. Zum ersten Male trifft er mit derselben zusammen bei dem Siegesfeste, das in Worms gefeiert wird, nachdem Siegfried als Kampfgenosse Gunthers die Könige der Sachsen und Dänen besiegt hat. In dieser Zeit gelangt nach Worms die Kunde von einer Königin Brunhilde auf Isenland, die, mit wunderbarer Schönheit, aber auch mit außerordentlicher Stärke begabt, jeden ihrer Freier, den sie im Speerschleudern, Steinwerfen und Springen überwindet, töten läßt. Gunther entschließt sich, um sie zu werben, und Siegfried sagt ihm gegen das Versprechen, Kriemhildens Hand zu erhalten, Hilfe zu. Von Hagen und Dankwart begleitet, landen beide in Isenland, wo sich Siegfried der Brunhilde, die er bereits kennt, als Dienstmann Gunthers vorstellt. Mit Hilfe seiner Tarnkappe besteht Siegfried an Gunthers Seite den Kampf mit Brunhilde und besiegt sie. Nachdem Siegfried noch das Nibelungenland besucht, wird die Heimfahrt nach Worms angetreten, wo eine doppelte Hochzeit gefeiert wird, indem sich Gunther mit Brunhilde und, zum Verdruß der letzteren, Siegfried mit Kriemhilden vermählt. Nachdem Siegfried die Brunhilde, welche den König Gunther nicht als Gemahl anerkennen wollte, zum zweiten Male mit Hilfe seiner Tarnkappe überwunden, kehrt er mit seiner Gattin Kriemhilde in seine Heimat zurück, wo ihm sein Vater die Herrschaft überläßt. Nach Verlauf von zehn glücklichen Jahren kommen Siegfried und Kriemhilde in Begleitung des greisen Siegmund, der Einladung Gunthers folgend, wieder nach Worms, wo zu Ehren der Gäste prächtige Kampfspiele veranstaltet werden. Beim Zuschauen geraten die beiden Königinnen über die Vorzüge ihrer Gatten in einen unglückseligen Streit, der sich dann über den Vortritt beim Kirchgang erneuert. Bei dieser Gelegenheit verrät die erzürnte Kriemhilde ihrer Schwägerin, daß sie nicht von Gunther, sondern von Siegfried besiegt worden sei. Voll Wut über diesen Spott und diesen Betrug sinnt Brunhilde auf die furchtbarste Rache und gewinnt den Vasallen Gunthers, den grimmen Hagen, für ihren Plan, Siegfried zu ermorden, auf den auch Gunther nach einigem Sträuben eingeht. Unter dem Vorwande, Siegfried auf einer bevorstehenden Heerfahrt gegen die Sachsen zu schützen, entlockt Hagen der arglosen Kriemhilde das Geheimnis der einzigen verwundbaren Stelle ihres Gatten zwischen den Schultern, die von derselben durch ein auf das Gewand genähtes rotes Kreuz bezeichnet wird. Der Abschied Siegfrieds von seiner Gattin, die er zum letzten Male sieht, ist ein überaus schmerzlicher. Abermals hatten schwere Träume ihre Seele geängstigt. Zwei Berge sah sie auf Siegfried fallen, der von den stürzenden Bergestrümmern begraben wurde. Noch sucht sie ihn zurückzuhalten, aber der arglose Gatte

lächelt über ihre Besorgnisse und eilt seinem Tode entgegen. Verabredetermaßen wird die Heerfahrt eingestellt und eine Jagd im Odenwalde an ihrer Stelle angesagt. Auf derselben wird Siegfried, als er fern vom Gelage aus einer Quelle seinen Durst stillt, von dem tückischen Hagen mit einem Wurfspieß durchbohrt. Den Leichnam läßt der Mörder des Nachts vor das Gemach der unglücklichen Kriemhilde legen, die den Täter alsbald errät und durch das Bahrrecht eine Bestätigung ihrer Vermutung erhält. — II. Kriemhilde, an ihrem Liebsten und Heiligsten so furchtbar gekränkt, ist fortan eine gänzlich andere: ihre bisherige Milde und Sanftmut haben einem glühenden Hasse Platz gemacht, alle ihre Gedanken und Empfindungen sind nur auf das eine Ziel gerichtet, Rache zu nehmen an dem Mörder ihres geliebten Siegfried. Auf Zureden ihrer Verwandten bleibt sie in Worms, während der greise Siegmund in die Heimat zurückkehrt. Um die Schwester wieder auszusöhnen, lassen die Brüder den Nibelungenhort, den Siegfried seiner Gattin hinterlassen, nach Worms bringen, und indem sie reichlich davon an Arme spendet, findet sie darin einigen Trost in ihrem schweren Leide. Diesen Trost raubt ihr Hagen, der von dieser Freigebigkeit Gefahr fürchtet, und er reizt den Zorn der Unglücklichen dadurch aufs äußerste, daß er den Schatz in den Rhein versenken läßt, damit er nicht in den Händen der Kriemhilde ein gefährliches Werkzeug der Rache werde. Dreizehn Jahre lang hegt Kriemhilde in ihrem Herzen den Gedanken der Rache, ohne daß sie Gelegenheit gefunden, denselben auszuführen. Da läßt der Hunnenkönig Etzel, dessen Gemahlin Helche gestorben, durch den Markgrafen Rüdiger von Bechlarn um die Hand der Kriemhilde werben. Diese nimmt nur in der Hoffnung, als Königin der Hunnen das sehnende Verlangen ihres Herzens nach Rache stillen zu können, den Antrag an und zieht mit Rüdiger und zahlreichem Gefolge an Etzels Hoflager hinab nach Wien, wo eine glänzende Hochzeit gefeiert wird. Von da fahren die Schiffe die Donau hinab, bis sie an der Etzelnburg landen. Dreizehn Jahre hat sie dort gelebt, und noch immer ist der Gedanke an Rache frisch und lebendig in ihr. Auf ihre Veranlassung werden die Brüder und Verwandten mit Hagen zu einem großen Hoffeste eingeladen. Trotz der unheilverkündenden Träume der noch lebenden Mutter Kriemhildens, Frau Ute, trotz der Warnung Hagens, der den eigentlichen Zweck dieser Einladung durchschaut, wird dieselbe angenommen und auch dieser, der nicht als Feigling erscheinen will, schließt sich in kühnem Trotze dem Zuge an. An der Donau verkünden zwei Meerweiber oder Schwanenjungfrauen dem ganzen Heere (des Königs Kaplan ausgenommen) den Untergang. Dessenungeachtet wird die Fahrt unter mancherlei Abenteuern weiter fortgesetzt. In Bechlarn werden die Burgunden von Rüdiger und dessen Gattin Gotelinde aufs freundlichste bewirtet, die junge Dietelinde wird mit Giselher verlobt und Gernot mit einem Schwert beschenkt, dessen Schlag später Rüdigers Haupt treffen sollte. Kaum sind ihre Verwandten im Hunnenlande angekommen, so schreitet auch Kriemhilde an die Ausführung ihres Racheplanes. Die beiden kühnsten Helden der Burgunden, Hagen und Volker, die das Kommende ahnen, schließen einen Freundesbund auf Leben und Tod. Hagen reizt Kriemhilde absichtlich, indem er sie an Siegfried erinnert, dessen Schwert Balmung er trägt, und indem er seine Freveltat offen bekennt; ja er steigert ihre Wut bis auf den höchsten Grad, indem er den jungen Königssohn ermordet. Nun wird Kriemhilde zur Furie, die nicht

ruht, bis sie den heißen Rachedurst gekühlt und den Becher der Rache bis auf den Grund geleert. Ein Kampf zwischen den Hunnen und Burgunden folgt dem andern, eine Schar wird nach der anderen erschlagen. Im Zweikampf fallen auch Rüdiger und Gernot. Endlich gelingt es Dietrich von Bern, der als Gast am Hofe Etzels weilt, die bisher unbesiegt Gebliebenen, Gunther und Hagen, gefangen zu nehmen und sie gefesselt vor Kriemhilde zu führen. Diese will scheinbar Hagen das Leben schenken, wenn er ihr den Ort nenne, wo der Nibelungenhort verborgen sei. Allein der Held von Tronje gibt vor, geschworen zu haben, so lange noch einer der Burgundenkönige lebe, den Ort nicht zu verraten, wo der Schatz ruhe. Darum läßt Kriemhilde ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen und tritt nun mit demselben vor Hagen. Als dieser sich dennoch weigert, den Ort zu nennen, trennt ihm Kriemhilde mit Siegfrieds Schwert eigenhändig das Haupt vom Rumpfe und vollzieht so die Rache an dem Mörder ihres Gemahls. Aber auch sie wird von dem Geschick ereilt. Da sie den Frieden gebrochen, welchen Dietrich den beiden Helden gelobt, sinkt sie, vom Schwerte des alten Hildebrand getroffen, tot neben der Leiche ihres Todfeindes nieder. Nur Etzel, Dietrich und Hildebrand überleben den Untergang des ganzen Geschlechts und betrauern den Tod ihrer Helden [1]). — Diese Trauer wird dargestellt in einem Gedichte, das, in kurzen Reimpaaren abgefaßt, sich an den Schluß des Nibelungenliedes anschließt und seines Inhaltes wegen die Klage genannt wird [2]).

2. Das Nibelungenlied enthält einen Reichtum von scharf ausgeprägten **Charakteren.** In Siegfried erscheint die höchste Kraft verbunden mit

---

[1]) Der Jugend haben den Inhalt des Nibelungenliedes, der Gudrun und der anderen Heldengedichte trefflich erzählt Albert Richter, deutsche Heldensagen des Mittelalters (mit Erläuterungen), 2 Bände, 5. Aufl., Leipzig 1877; Ferdinand Bäßler († 1879 in Schulpforta), die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters, 4. Aufl., 1893; Wilhelm Osterwald († 1887 in Mühlhausen), Erzählungen aus der alten deutschen Welt (Siegfried und Kriemhilde, 6. Aufl., 1885); Heinrich Keck († 1895 in Kiel), die Nibelungensage nach der echten Überlieferung erzählt (Deutsche Heldensagen, 2. Teil), 2. Aufl. (von Bruno Busse), Leipzig 1902. — Dramatisch haben den Stoff, abgesehen von dem „hürnen Siegfried" des Hans Sachs (§ 32), behandelt: der überaus fruchtbare Ernst Raupach (geb. 1784 in Schlesien, † 1852 in Berlin) in seiner Tragödie „Der Nibelungenhort", Fouqué und Friedrich Hebbel je in einer Trilogie (§§ 61 und 66), Emanuel Geibel (§ 66), Reinhold Sigismund und Robert Waldmüller je in einer Tragödie „Brunhild"; Reinald Reimar (Hamburg 1853), Wilhelm Hosäus (Paderborn 1866), Friedrich Arnd (Leipzig 1875), Reinhold Sigismund (Rudolstadt 1875), Adolf Wilbrandt je in einer Tragödie „Kriemhild"; G. Siegert (München 1887) und Wilhelm Fischer (Reudnitz-Leipzig) je in einem Trauerspiel „Siegfried"; episch Wilhelm Jordan (§ 66); Richard Wagner (geb. 1813 in Leipzig, † 13. Februar 1883 in Venedig) hat die Sage zu einem Bühnenfestspiel gestaltet, das den Titel „Ring des Nibelungen" führt und aus 4 Teilen besteht (Rheingold, Walküre, Siegfried, Götterdämmerung). — Eingehend haben namentlich die neueren dramatischen Dichtungen über die alte Sage behandelt Ernst Koch, R. Wagners Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen" in seinem Verhältnis zur alten Sage wie zur modernen Nibelungendichtung betrachtet, Leipzig 1875; Karl Rehorn (Frankfurt a. M.), die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poesie, 1877; Joseph Stammhammer (Wien), die Nibelungendramen seit 1850, Leipzig (Wartig) 1878; Stein, die Nibelungensage im deutschen Trauerspiel, Mühlhausen 1883; Karl Weitbrecht, die Nibelungen im modernen Drama, Zürich 1892; Karl Landmann, die nordische Gestalt der Nibelungensage und die neuere Nibelungendichtung (Programm), Darmstadt 1887.

[2]) Die Klage haben zuletzt herausgegeben Karl Bartsch 1875 und Anton Edzardi († 1882 in Leipzig) 1875.

der höchsten Schönheit, der kühnste Heldenmut mit hoher Gesinnung und Selbstverleugnung; arglos fällt derselbe, ein Opfer des Verrats, und vergibt noch in der letzten Stunde seinen Mördern. Kriemhilde erscheint in dem ersten Teile des Gedichts als die verschämte anmutige Jungfrau voll Milde und Sanftmut, als liebende Gattin; im zweiten Teile als ein Weib, dessen Gedanken und Empfindungen nur nach dem einen Ziele streben, Rache zu nehmen an dem Mörder ihres Gatten. Der grimme Hagen ist eine furchtlose unbeugsame Heldennatur, er ist der erfahrenste und klügste unter allen Mannen Gunthers, schweigsam und mit Worten kargend, aber unerschrocken dem Unabänderlichen entgegengehend. Mit herausforderndem Trotze bekennt er sich als den Mörder Siegfrieds, mit unerbittlicher Grausamkeit häuft er Leid über Leid auf die Witwe, unerschrocken bietet er dem bevorstehenden Verhängnisse, das er als ein unentrinnbares erkannt, kühn die Stirn. Gunther ist nach außen hin stolz, aber innerlich schwach und, weil er etwas über seine Kräfte unternommen, dazu verurteilt, andere für sich handeln zu lassen. Volker weiß ebenso gewandt den Fiedelbogen zu führen, als mit dem Schwerte dreinzuschlagen. Dietrich von Bern ist der echt deutsche Held, der besonnen zögert und fast zu langsam zum Handeln scheint, aber im rechten Augenblicke die entscheidende Tat voller Heldenkraft ausführt. Hildebrand ist der greise Recke, dem das Alter Erfahrung und Weisheit gebracht, ohne seinen Mut und seine Tatkraft zu lähmen. Eine der ergreifendsten Gestalten des Liedes ist der Markgraf Rüdiger. Während Hagen mehr wie ein altheidnischer Recke erscheint, tritt uns in Rüdiger ein christlicher Held entgegen, zu dem wir uns hingezogen fühlen. Er ist geschmückt mit allen Tugenden, die einen Fürsten und Ritter zieren, vor allem ist er ein Muster der Gastfreundschaft, weshalb ihm auch das Lied öfter den Beinamen „der milde“ (freigebige) erteilt. Sein tragischer Untergang wird von allen Helden beklagt und bejammert, ja selbst die gegen alle weicheren Empfindungen bereits abgestumpften burgundischen Recken können sich bei seinem Tode der Tränen nicht erwehren. — Indem uns so das Nibelungenlied einen Reichtum von Gestalten vor die Seele führt, läßt es uns wie in einem Spiegel die Züge des deutschen Nationalcharakters in seiner Reinheit schauen und zeigt uns den trotzigen Sinn, den unbeugsamen Mut, die Todesverachtung nicht minder, wie die tiefe Gemütsinnigkeit des deutschen Volks. Das innerste Lebenselement aber und der leitende Grundgedanke der alten Volksepen ist die Treue, die sich namentlich im Nibelungenliede in den verschiedensten Formen zeigt. Wie der König und seine Mannen bis in den Tod mit einander verbunden sind (z. B. Gunther und Hagen), so auch die Gatten (Siegfried und Kriemhilde), die Freunde (Volker und Hagen) und die Brüder. Dieser Treue müssen alle anderen Rücksichten weichen. Kriemhilde vergißt die Bruderliebe über der Gattenliebe; sie, die holde, wird zur „Unholdin“, zur Furie, die nicht ruht, bis der Tod ihres geliebten Gatten durch den Untergang eines ganzen Geschlechts gesühnt ist. Alle Bande mit dem Leben werden zerrissen, um die Treue zu halten, und es entstehen tragische Konflikte, wenn die verschiedenen Formen der Treue mit einander in Streit geraten. Bei Rüdiger muß die Freundestreue weichen vor der Treue gegen seinen Herrn[1]). Desgleichen opfert Hagen alles der Treue gegen seinen König,

[1]) Dieser sittliche Konflikt ist auch dramatisch dargestellt worden von Wilhelm

und dieser schöne Grundzug des germanischen Wesens ist es, welcher uns diesen furchtbaren Helden in einem milderen Lichte erscheinen läßt. Er besiegelt die Treue gegen seinen Herrn und König mit dem Tode, wie ihm auch sein König die Treue bis zum Tode hält. Insofern das Nibelungenlied die Urbilder deutscher Kraft, deutscher Treue und deutschen Gemüts enthält, kann es mit Recht ein Spiegel deutschen Geistes und deutschen Wesens genannt werden.

3. Der **Stoff** des Liedes ist weit älter als die Zeit der Aufzeichnung, die im Anfange des 13. Jahrhunderts erfolgte. Es beruht dasselbe auf der alten Heldensage, wie sie sich kurz nach der Völkerwanderung entwickelte, und zwar vereinigen sich in demselben vier Sagenkreise, der fränkische, burgundische, ostgotische, hunnische (vergl. § 8). Aber neben diesem Elemente des germanischen Heidentums aus der Zeit der Völkerwanderung findet sich noch ein älteres, der germanischen Urzeit angehöriges, ein mythologisches Element. Auf einen mythischen Hintergrund deutet schon der Name Nibelungen, der an das altnordische Niflheim, d. h. Nebelheim, Totenreich, erinnert. Die Bewohner von Niflheim, altnordisch Niflungar, mittelhochdeutsch Nibelunge, sind die Toten, die Söhne der Finsternis, des Nebels. Ihnen gehört das Gold, auf dem nach dem tiefsinnigen Mythus ein Fluch ruht, und wer sich in den Besitz des Goldes setzt, der verfällt dem Tode, gehört den Nibelungen an. Daher wechselt dieser Name und steht bald von den ersten Besitzern des Nibelungenhortes, bald von Siegfried, bald von den Burgunden. Mythisch ist der Zwerg Alberich (d. h. Fürst der Albe, Alfen, Zwerge), der Hüter jenes Schatzes im Nibelungenlande. Desgleichen enthält das Lied Anklänge an den Mythus von den Walküren, d. h. Schlachtenjungfrauen des Gottes Odin. Züge derselben finden sich bei Brunhilde (d. h. die im Panzer Kämpfende; brünne Brustharnisch, hilt Kampf). Dem Mythus gehören die Meerweiber der Donau an, die mit ihrem Schwanenhemd gleich Seevögeln über die Flut hinschweben und die Zukunft vorher verkündigen. Der finstere Hagen enthält mancherlei Züge vom bösen Gott Loki, nur in gemilderter Form. Vor allem vereinigt die Gestalt des Siegfried mit seiner unsichtbar machenden Tarnkappe und seiner vor Verwundung schützenden Hornhaut mancherlei mythische Elemente in sich. In der Edda ist die ursprüngliche mythische Gestalt der Sage noch erhalten. Hier erscheint Siegfried als Sigurd, der den Drachen Fafnir tötet; Brunhilde als Walküre, welche, von Odin durch einen zauberhaften Schlafdorn in Schlaf versenkt und mit einem Feuerwall umgeben, von Sigurd befreit wird, der ihre Liebe gewinnt und ihr Treue gelobt. So gibt uns die Edda Aufschluß über das ursprüngliche Verhältnis der Brunhilde zu Siegfried, das die Grundlage seines tragischen Verhängnisses bildet. Kriemhilde erscheint in der Edda als Gudrun, welche furchtbare Rache an Atli nimmt. In der Gestalt, wie sie in der Edda auftritt, erscheint die Sage noch wilder und grausamer als im Nibelungenliede, es herrschen dort die unbändigsten Leidenschaften, die in den späteren Bearbeitungen gemildert erscheinen. Mit den beiden genannten Elementen, dem historischen und dem mythologischen, verband sich dann das des christlichen Ritter-

Osterwald (2. Ausg., 1873), Lothar Schenk 1866; zuletzt (1875) hat Felix Dahn (Breslau), der Verfasser des „König Roderich“, ein Trauerspiel „Rüdeger von Bechelaren“ gedichtet.

tums, wodurch der herbere strengere Charakter der Sage in einen milderen umgewandelt wurde. Auf diese Weise haben wir im Nibelungenliede Elemente dreier großen Bildungsepochen des deutschen Volkes [1]).

4. Von dem Nibelungenliede besitzen wir zehn vollständige **Handschriften** und eine große Anzahl anderer, die das Lied nur bruchweise enthalten. Die drei bedeutendsten unter jenen sind Pergamenthandschriften aus dem 13. Jahrhundert, und zwar die Hohenems-Münchener Handschrift, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Bodmer auf dem Schlosse Hohenems bei Bregenz in Vorarlberg entdeckt ward und sich jetzt (seit 1810) in München befindet. Sie wird mit A bezeichnet. Die zweite ist die Sankt Gallener Handschrift (B), früher im Besitz des Geschichtsschreibers Ägidius Tschudi. Die dritte ist die Hohenems-Laßbergische (C), die sich früher mit A auf dem Schlosse Hohenems befand, später in den Besitz des Freiherrn von Laßberg kam und sich jetzt in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen befindet. Aus der letzteren Handschrift besorgte Bodmer im Jahre 1757 die erste Ausgabe unseres Liedes, die freilich nur den zweiten Teil unter dem Titel „Chriemhildens Rache" enthielt. Die erste vollständige Ausgabe besorgte Christoph Heinrich Müller, gleichfalls ein Schweizer, unter dem Titel „Nibelungen-Liet" (1782), ein Name, der von nun an zur Bezeichnung des Ganzen üblich wurde. Bald wurde das Interesse für das Lied ein immer allgemeineres; es war namentlich Friedrich Heinrich von der Hagen († 1856 in Berlin), der durch vier verschiedene Ausgaben des Liedes (die erste erschien 1810), sowie durch Erklärungen desselben die Liebe zur alt-nationalen Poesie geweckt und gepflegt hat. — Ein Wendepunkt in der Kritik des Nibelungenliedes beginnt mit Karl Lachmann. Nach seiner Ansicht enthält die Handschrift A nicht nur den kürzesten, sondern auch den ältesten und zuverlässigsten Text, der in B eine erste und in C eine zweite erweiternde Überarbeitung erfahren habe. Indem er sodann die Untersuchung Fr. August Wolfs über die Entstehung der homerischen Gesänge auch auf unser Lied anwandte, suchte Lachmann den Beweis zu führen, daß dasselbe „aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden", und zwar in seiner jetzigen Gestalt eine Überarbeitung von 20 älteren Gesängen sei [2]). So ließ er von den 2316 Strophen der kürzesten Handschrift A nur 1437 als echt gelten, während er 879 als eingeschoben bezeichnete. — Nach Lachmanns Tode († 1851 in Berlin) trat die Nibelungenfrage in ein neues Stadium durch die Untersuchungen von Adolf Holtzmann und Friedrich Zarncke [3]). Beide gelangten ganz unabhängig von einander zu der Ansicht,

---

[1]) Wilhelm Hertz, die Nibelungensage (Vortrag), 1878. Karl Mehlis (Dürkheim a. d. Haardt), Mythologische Wanderungen im Nibelungenlande. — Ernst Koch, die Nibelungensage nach ihren ältesten Überlieferungen, 2. Aufl., 1872. — Oskar Hartung, die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Gudrun, Köthen 1894.

[2]) K. Lachmann, über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelunge Not, 1816. Seine erste Ausgabe des Liedes erschien 1826, 5. Aufl. 1878. Zwölfter Abdruck des Textes nach der ältesten Überlieferung, Berlin 1901. — Müllenhoff, zur Geschichte der Nibelungen, Neustadt 1885. Richard von Muth (Wiener-Neustadt), Einleitung in das Nibelungenlied, 1887. — Hermann Fischer (Tübingen), Forschungen über das Nibelungenlied seit Lachmann, 1874. Zur Kritik der Nibelungen, 1879. Jakob Rover, Ursprung und älteste Gestalt der Nibelungensage, Mainz 1880.

[3]) A. Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied, 1854. Fr. Zarncke,

daß der ausführliche Text der Handschrift C der älteste und ursprünglichste und davon B eine abkürzende Überarbeitung sei, wogegen A nur eine willkürliche Verstümmelung von B biete. Diesen Grundsätzen gemäß wurde auch das Lied von beiden herausgegeben (Schulausgabe von Holtzmann, 6. Aufl., 1874, Volksausgabe 1874, beide besorgt von Alfred Holder; Ausgabe von Zarncke [der zuletzt seinen Standpunkt aufgab], 6. Aufl., 1887, Schulausgabe, 8. Aufl., 1894). — Zu einem etwas andern der Handschrift B günstigen Resultate gelangte Karl Bartsch in Heidelberg (Untersuchungen über das Nibelungenlied, 1865)[1]). Derselbe nimmt einen um 1150 entstandenen, aber verloren gegangenen Originaltext an, der um 1170 zum ersten Male umgearbeitet ward; diese ältere gemeinsame Vorlage wurde um 1200 durch zwei Dichter umgestaltet, die unabhängig von einander arbeiteten. Die eine Umarbeitung liegt vor in der St. Gallener Handschrift B und der mit ihr verwandten Gruppe, wozu auch die Hohenems-Münchener Handschrift A gehört. Die andere Umgestaltung bietet die Hohenems-Laßbergische Handschrift C mit ihren Verwandten. Die erste Umgestaltung ist der Vorlage treuer geblieben, ist außerdem die verbreitetste und beliebteste gewesen. Auf Grund dieser St. Gallener Handschrift B hat dann Bartsch 1866 seine Ausgabe des Nibelungenliedes veranstaltet (6. Aufl., 1886, deutsche Klassiker des Mittelalters von Fr. Pfeiffer, Bd. 3); Schulausgabe der Nibelungennot (mit vollständigem Wörterbuch), 4. Aufl., 1887; große kritische Ausgabe, 2 Teile, 1870—80. Dagegen hat K. Simrock in seiner Schulausgabe (2. Aufl., 1893) durch Vergleichung aller erhaltenen Handschriften wesentlich nach A den verlorenen Urtext wieder herzustellen versucht. Eine der neuesten Ausgaben ist die von Paul Piper (Kürschners Deutsche Nationalliteratur, Bd. 139 u. 158)[2]).

5. Wie über den Wert der Handschriften ist auch über den Ver-

zur Nibelungenfrage, 1854. Vor ihnen hatte schon J. Grimm 1851 einige Zweifel gegen Lachmanns Hypothese geltend gemacht. — Diese Ansicht Holtzmanns und Zarnckes wird geteilt und näher begründet von Heinrich Fischer (Stuttgart), Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Hannover 1858. — W. Braune, Die Handschriftenverhältnisse des Nibelungenliedes, Halle 1900, erklärt sich gleichfalls gegen Lachmanns Liedertheorie und hält Handschrift B für den ältesten Text des Liedes.

[1]) Daß weder die Handschrift A noch C den ursprünglichen Text enthalten, hatte schon vorher nachzuweisen versucht Eduard Pasch († 1899 in Loschwitz bei Dresden), Osterprogramm, Perleberg 1864 (wieder abgedruckt in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Berlin 1864).

[2]) Eine Auswahl (Urtext nach Handschrift A) hat getroffen W. Schulze, Leipzig 1897. — Übersetzt worden ist das Lied von Karl Simrock, 56. Aufl., Stuttgart 1902. G. Pfizer 1843. Karl Bartsch, 2. Aufl., 1880. Oswald Marbach († 1890 in Leipzig), 3. Aufl., 1868. Hermann Junghans (in Dortmund, † 1878 zu Görbersdorf in Schlesien), Leipzig (Reclam). Ludwig Freytag (Lichterfelde bei Berlin), 3. Aufl., 1896 (daneben erschien eine Textausgabe und eine Ausgabe für Töchterschulen). Oskar Henke (Barmen), der Nibelungen Not (nach Lachmann), Barmen (Klein) 1884. Emil Engelmann, Stuttgart, 3. Aufl., 1892. L. Kamp, 5. Aufl., Berlin 1896. Gustav Legerlotz (Salzwedel), Bielefeld und Leipzig 1889. — Friedrich Vollmer, 2. Aufl. (von H. Vollmer), Leipzig 1902. — Johannes Scherr († 1886 in Zürich) übertrug es in Prosa, 2. Aufl., 1862, wie dies bereits 1814 August Zeune († 1853 in Berlin) getan. A. Bacmeister († 1882 in Stuttgart) übertrug es in abgekürzter Gestalt für die Jugend, 2. Aufl., 1874. Adalbert Schroeter (Berlin) hat zu seiner Übersetzung die Form der Ottaverime gewählt, Jena (Costenoble) 1882. Poetisch umgestaltet wurde das Lied von Wilhelm Wegner (2. Ausgabe, 1871); Ferdinand Naumann (Dresden), das Nibelungenlied in Romanzen (2. Ausgabe, 1875); Friedrich August Feddersen (Niebüll in Schleswig-Holstein), Nibelungenkranz, Balladen und Dichtungen, 1876. — Ein Wörterbuch zu dem Liede gab außer K. Bartsch August Lübben († 1884 in Oldenburg) heraus, 3. Aufl., 1876.

fasser des Liedes viel gestritten worden. Eine Zeitlang galt Heinrich von Ofterdingen für denselben, doch wird diese Ansicht wohl kaum noch von einem geteilt. Nach Lachmann und seiner Schule (Müllenhoff, Max Rieger, R. von Liliencron, Zacher, Scherer u. a.) kann von einem Dichter unseres Liedes nicht die Rede sein, höchstens von einem letzten Ordner, der die einzelnen, unabhängig von einander entstandenen Volkslieder notdürftig zusammengefügt und zu dem uns vorliegenden Ganzen verbunden hat. Nach Holtzmann, Zarncke, Bartsch und ihren Anhängern ist das Epos das Werk eines Dichters; dafür spricht, daß das Gedicht jene künstlerische Einheit besitzt, wie sie nur der Geist eines wahren Dichters herzustellen vermag. Auch Uhland nahm, zwar nicht einen Dichter der Sage, wohl aber einen Dichter des Liedes an [1]). Der Name freilich und die Heimat des Dichters lassen sich schwer bestimmen. Nach der Ansicht von Fr. Pfeiffer und K. Bartsch, die indessen nur eine Hypothese ist, gegen die gewichtige Gründe sprechen, ist der Verfasser unseres Liedes jener Ritter von Kürenberg, von dem wir einige Minnelieder besitzen, deren Ausdrucksweise durchaus episch ist und die in derselben Strophe, wie unser großes Nationalepos, gedichtet sind [2]).

6. Die **Nibelungenstrophe** besteht aus vier Zeilen, die sich paarweise reimen. Jede Zeile zerfällt durch die feststehende Cäsur in zwei Hälften. Die erste Hälfte hat in jeder der vier Zeilen drei Hebungen mit scheinbar klingendem (weiblichem) Schlusse, die zweite Hälfte in den ersten drei Zeilen gleichfalls drei, in der letzten Zeile dagegen vier Hebungen mit stumpfem (männlichem) Schlusse [3]). Was die Senkungen betrifft, so stehen im Auftakt deren oft zwei, bisweilen sogar drei, in der Mitte dagegen nur eine oder gar keine, so daß zwei, ja sogar drei Hebungen unmittelbar nebeneinander stehen, z. B. Ez wúohs in Búrgónden — Krímhilt geheizen, oder Der mórtgrímmíge mán. Als stumpfe Endreime gelten nicht bloß Beispiele wie nît: strît; lîp: wîp; sondern auch Worte wie sagen: klagen; degen: pflegen. Sobald nämlich die vorletzte kurz ist, die letzte aber ein e enthält, werden beide Silben als eine, mithin wie sagn: klagn; degn: pflegn gelesen (Silbenverschleifung). Als Beispiel diene die Strophe:

Ez tróumde Kríemhílde | in túgenden, dér sie pflác,
wie sie éinen válken wílden | züge mánegen tác,
den ir zwên árn erkrúmmen, | daz sie dáz múoste séhen
ir enkúnde in dírre wérlde | nímmer léider sîn geschéhen.

Es träumte Kriemhilden in der Tugend, der sie pflag,
Wie sie einen wilden Falken zöge manchen Tag,
Den ihr zween Aar' erkrallten; daß sie das mußte seh'n,
Ihr konnt' auf dieser Erde niemals größres Leid gescheh'n.

1) Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Band 1, S. 477 ff.

2) Fr. Pfeiffer, der Dichter des Nibelungenliedes. Vortrag, gehalten in der Akademie der Wissenschaften in Wien 1862. — Die nach dem Vorgange von Mone und Holtzmann von Pfeiffer ausgesprochene Ansicht hat widerlegt Karl Vollmöller (Dresden), Kürenberg und die Nibelungen, 1874 (Preisschrift). — Emil Klettner, die österreichische Nibelungendichtung, Untersuchung über den Verfasser des Nibelungenliedes, Berlin 1897.

3) K. Simrock, die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung, 1858, sucht die epische Langzeile, wie sie in den Nibelungen auftritt, aus der alliterierenden Langzeile von 8 Hebungen abzuleiten, so daß die Halbzeile der Nibelungenstrophe aus 4 Hebungen bestände.

Nur sehr ausnahmsweise kommen auch Cäsurreime vor, wie z. B. in der von Lachmann für unecht erklärten Eingangsstrophe des Liedes:

Uns íst in álten máeren | wúnders víl geseít
von héleden lóbebáeren | von grôzer kúonheít,
von fröuden hóchgezîten | von weínen únde klágen
von küener récken strîten | muget ír nu wúnder hóeren ságen.

Viel Wunderdinge melden die Mären alter Zeit,
Von preiswerten Helden, von großer Kühnheit;
Von der Freude Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

§ 16. Gudrun und die anderen Volksepen.

I. Das bedeutendste Volksepos der Deutschen nach dem Nibelungenliede ist **Gudrun**, die Nebensonne der Nibelungen oder die deutsche Odyssee genannt, während man jenes als die deutsche Ilias bezeichnet. Die Gudrun gehört dem Sagenkreise der Nordsee an und berührt deshalb auch das Seeleben der nördlichen Germanen. Das Gedicht, das zum Schauplatz die Nordseeküste, Dithmarschen, Friesland, Irland, Seeland und die Normandie hat, besteht aus drei Teilen.—Der erste Teil erzählt von dem Sohne des Königs Siegeband von Irland, Hagen, der als Kind von einem Greifen geraubt und auf eine ferne Insel getragen wird. Dort findet er eine Königstochter Hilde aus Indien, welche ein gleiches Geschick dahin geführt. Von einem vorübersegelnden Schiffe aufgenommen, gelangt er mit jener Jungfrau in seine Heimat und vermählt sich mit derselben, nachdem er den väterlichen Thron bestiegen hat. — Im zweiten Teil wirbt Hettel, der König der Hegelingen (Friesland) um die Tochter Hagens, die nach ihrer Mutter gleichfalls Hilde genannt wird. Er sendet zu dem Zwecke drei Vasallen an den Hof Hagens, Wate, Frute und Horand, von denen der letzte durch seinen alles entzückenden Gesang die Jungfrau gewinnt. Sie entflieht mit dem Sänger auf einem bereitliegenden Schiffe, kommt sicher nach Friesland und wird Hettels Gattin. — Der dritte Teil enthält die Schicksale Gudruns, der Tochter Hettels und der Hilde. Verlobt mit Herwig, dem Königssohne von Seeland, wird sie von Hartmut, dem Sohne des Normannenkönigs Ludwig, der früher vergeblich um sie geworben, geraubt und an dessen Hof gebracht. Da Gudrun, ihrem Verlobten treu, sich hartnäckig weigert, Hartmut zu heiraten, muß sie von dessen Mutter Gerlinde die härtesten Mißhandlungen erdulden und dreizehn Jahre lang in Gemeinschaft mit der treuen Hildburg als Magd die niedrigsten Dienste verrichten. Endlich kommt die Stunde der Erlösung. Ein kampfgerüstetes Heer, dem sich auch Siegfried von Moorland anschließt, wird auf Hildes Betrieb zur Rettung der Gudrun auf zahlreichen Schiffen nach der Normandie gesandt. Nachdem dort die Flotte an einer verborgenen Stelle gelandet, fahren Ortwein und Herwig in einer Barke auf Kundschaft aus und finden die beiden Jungfrauen, die barfuß im Schnee am Meeresufer waschen. Sie erkennen in der niedrigen Magd Gudrun, die kurz vorher durch einen Engel in Vogelgestalt von der nahenden Rettung Kunde erhalten, und hören mit Entsetzen die Mißhandlungen, die sie seit Jahren erduldet. Doch wollen sie

dieselbe nicht heimlich entführen, sondern im offenen Kampfe gewinnen. Derselbe beginnt, nachdem schon während der Nacht die Hegelingen (Friesen) die Burg umringt haben, mit furchtbarer Wut, und eins der ersten Opfer ist Ludwig, der von Herwigs Hand fällt. Schon hat Gerlinde befohlen, die ihr verhaßte Gudrun zu töten, da erstürmt der alte Wate die Burg und erschlägt jenes teuflische Weib, für welches die edle Gudrun vergeblich bittet. Den Schluß bildet die Versöhnung der bisher feindlichen Geschlechter und eine dreifache oder richtiger vierfache Vermählung: Gudruns mit Herwig, Hildburgs mit Hartmut, der im Kampfe Gudrun das Leben gerettet, Ortruns, der Schwester Hartmuts, die vor allen freundlich und teilnehmend gegen Gudrun gewesen war, mit Ortwein, dem Bruder Gudruns, und endlich der Schwester Herwigs mit Siegfried von Moorland.

Auch in der Gudrun prägt sich, wie im Nibelungenliede, der deutsche Volkscharakter mit seiner heldenmütigen Tapferkeit und seiner Gemütstiefe aus. Neben der Kraft und dem stolzen Heldenmute des Mannes begegnen wir der Zartheit und Reinheit des Weibes. Namentlich ist es die ausdauernde Treue der Gudrun, die uns aus unserm Liede hell entgegenstrahlt. Wenn im Nibelungenliede sich die treue Liebe der Kriemhilde zu einer Leidenschaft steigert, die nur im Morde Ruhe, aber auch blutigen Lohn findet, so stellt sich uns in Gudrun die still duldende, unter allen Mühseligkeiten und Leiden ausharrende Liebe und Treue dar, die endlich ihren Lohn in dem Wiedergewinnen des Geliebten findet und selbst Frieden und Versöhnung stiftet [1]).

Dieses unser zweites großes Epos ist nur in einer einzigen Handschrift vorhanden, welche Kaiser Maximilian (1472—1517) anfertigen und auf Schloß Ambras in Tirol aufbewahren ließ, die aber bis 1817 verschollen blieb und sich jetzt in Wien befindet. Aus derselben wurde es zum ersten Male von Fr. H. von der Hagen herausgegeben (1820). Ettmüller und Müllenhoff wandten die Lachmannsche Hypothese auch auf die Gudrun an und suchten die späteren Zusätze von dem ursprünglichen Kerne des Liedes auszuscheiden [2]).

---

[1]) Heinrich Rückert (kleinere Schriften, herausgegeben von Amélie Sohr und Alexander Reifferscheid, 2 Teile, 1877), über das Epos von Gudrun, I, 180 ff.

[2]) Außer von Hagen, Ettmüller (1841), Müllenhoff (1845) wurde die Gudrun herausgegeben von Alexander Vollmer († 1876 in München) 1845, mit erläuternden Anmerkungen von K. Bartsch, 4. Aufl., 1880 (deutsche Klassiker des M.-A, Band 2), Ernst Martin (germanistische Handbibliothek von J. Zacher 2), 2. Aufl., Halle 1902. B. Symons (Gröningen), 1883 (altdeutsche Textbibliothek von H. Paul 5), Schulausgabe mit Wörterbuch von K. Bartsch, 1875. Nibelungen und Kudrun in Auswahl, Grammatik und Wörterbuch von W. Golther (Rostock), Stuttgart 1890. — Übersetzt wurde das Lied von Adalbert von Keller († 1883 in Tübingen) 1841, Fr. Koch, Leipzig, 1847, Niendorf, 2. Aufl., 1867, Simrock, 16. Aufl., Stuttgart 1902, Wilhelm von Plönnies (zugleich Urtext, erklärende Abhandlungen, sowie eine systematische Darstellung der mhd. epischen Verskunst, letztere von Max Rieger), 1853. A. Bacmeister, 2. Aufl., 1874. H. Junghans (Leipzig, Reclam). L. Freytag (Berlin), 1888. Gustav Legerlotz, Bielefeld 1892. Ernst Martin, Straßburg 1803 (nach Müllenhoffs Text). — Wilhelm Wilmanns (Bonn), die Entwicklung der Gudrundichtung, Berlin 1873. — Heinrich Keck, die Gudrunsage, Leipzig (Teubner), 2. Aufl. (von Bruno Busse), Leipzig 1902. — Emil Engelmann, das Gudrunlied, für das deutsche Haus bearbeitet, Stuttgart (Neff), 2. Aufl., 1902 (prachtvoll ausgestattet). Dramatisch ist der Stoff behandelt worden von Karl Caro († 1884 in Wien), Gudrun, Schauspiel in 5 Aufzügen, Breslau 1877; ferner von Otto von Rutenberg, 1862, Mathilde

Die **Gudrunstrophe** unterscheidet sich von der des Nibelungenliedes durch den klingenden (weiblichen) Reim der dritten und vierten Langzeile und dadurch, daß die zweite Hälfte der letzten Zeile fünf Hebungen hat, z. B.:

Daz kóm an einem âbent | dáz in sô gelánc,
Dáz von Ténmárke | der küene dégen sánc
Mit sô hèrlîcher stímme, | dáz ez wól gevállen
Múose ál den liuten, | dâ vón gesweic der vógellîne schállen.

Es geschah an einem Abend, daß ihnen so gelang,
Daß vom Dänenlande der kühne Degen sang
Mit so lautrer Stimme, daß es wohlgefallen
Mußte all' den Leuten: davon geschwieg der kleinen Vöglein Schallen.

II. Andere weniger bedeutende Heldengedichte außer den beiden Hauptwerken der Volkspoesie sind:

1. **Der Rosengarten**, den Kriemhilde in Worms besitzt, dessen Hüter Siegfried mit den Wormser Helden von Dietrich und den Berner Helden in 12 Kämpfen überwunden wird. Wir besitzen das Gedicht in 5 verschiedenen Bearbeitungen. Die Form ist die der Nibelungenstrophe. Eine ergötzliche Figur ist der kriegerische Mönch Ilsan.

2. **Laurin** oder der kleine Rosengarten. In Reimpaaren behandelt das anziehende Gedicht die Sage von dem streitbaren Zwergkönig Laurin, der in Tirol einen Rosengarten besitzt und durch Dietrichs Helden bezwungen wird [1]).

3. Das **Eckenlied** oder Ecken Ausfahrt erzählt von einem kampflustigen jungen Riesen, namens Ecke, der im Kampf mit Dietrich unterliegt.

4. **Sigenot**, ein ungeschlachter Riese, der Dietrich von Bern hart bedrängt, aber von Hildebrand erschlagen wird. Das Gedicht ist wie das Eckenlied in einer 12zeiligen Strophe, dem sogenannten Berner Ton, abgefaßt.

5. **Die Rabenschlacht** (Strît vor Rabene) schildert in 6zeiligen Strophen die Schlacht von Ravenna (Raben) zwischen Dietrich und seinem Oheim, dem treulosen Ermenrich, in der die beiden Söhne Etzels von Wittig erschlagen, aber von Dietrich gerächt werden.

6. **Alphart**, einer der Helden Dietrichs, ein jugendlicher Recke, der, als er allein auf Kundschaft ausreitet, von tückischen Gegnern überfallen und getötet wird. Das Lied ist in Nibelungenstrophen gedichtet [2]).

Wesendonk, Julius Grosse (Dresden) 1870, Georg Ruseler, Oldenburg 1898, Berthold Raabe, Ludwigslust 1897, Karl Niemann (Textdichtung zu der Oper „Gudrun" von August Klughardt, † 1902). — Außerdem hat die Sage frei, aber dichterisch schön behandelt Rudolf Baumbach, Horand und Hilde, Leipzig (Breitkopf und Härtel), 1878. — Eine andere sehr geschickte Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes bietet Leonhardt Schmidt (Bromberg), Gudrun, Wittenberg (Herrosé) 1888. — Siegmund Benedikt, die Gudrunsage in der neueren deutschen Literatur, Rostock 1902. — Der Jugend hat den Inhalt der Gudrun erzählt Wilhelm Osterwald (Erzählungen aus der alten Welt, T. 1: Gudrun, 6. Aufl., Halle 1887). Ferdinand Bäßler (die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters, Band 3: Gudrun, 4. Aufl., Leipzig 1894). Gotthold Klee, die deutschen Heldensagen, 3. Aufl., Gütersloh 1889 („Hagen und Hilde, Gudrun", mit englischen Anmerkungen, Einleitung und Wörterbuch von H. J. Wolstenholme, Cambridge 1894).

[1]) Neudichtung von August Sturm, König Laurins Rosengarten, Leipzig 1897. Ernst von Wildenbruch hat eine fünfaktige Tragödie „König Laurin" gedichtet, deren Hauptheldin die Gotenkönigin Amalasunta (Amalaswintha) ist.

[2]) Alphart ist nicht Alfart, sondern Alp-hart zu sprechen.

7. **Dietrichs Flucht zu den Hunnen**, die hervorgerufen wurde durch einen Zwist mit seinem Oheim Ermenrich, der als römischer Kaiser erscheint.

Während diese sieben Gedichte der Dietrichsage angehören, behandeln einige andere den lombardischen Sagenkreis; es sind dies **Ortnit, Hug- und Wolfdietrich.** Diese Gedichte beginnen wie die demselben Kreise angehörige Sage von König Rother (§§ 8, 5 und 14, 5) mit einer Brautfahrt, schildern wundersame Abenteuer und bekunden einen wesentlichen Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes [1]).

Blüte des ritterlichen und höfischen Epos.

§ 17. Epische Stoffe.

Das höfische (ritterliche) oder Kunstepos behandelt vorzugsweise fremde Stoffe, welche die Dichter meist aus französischen Quellen schöpfen. Diese Stoffe lassen sich in folgende Gattungen teilen:

1. die **britische** (bretonische) Sage von König **Artus** und der **Tafelrunde.** König Artus oder Artur [2]) erscheint als der Vertreter der britischen (keltischen) Nationalität, als der letzte Held, welcher durch ruhmvoll geführte Kämpfe gegen die Angelsachsen das Nationalbewußtsein des keltischen Volksstammes poetisch anregte. Zu Caridol oder Carduel (j. Carlisle) in Wales hält er Hof mit seiner Gattin Ginevra (Ghwenhwyvar), dem Muster aller ritterlichen Damen. Das königliche Paar ist umgeben von vielen hundert Rittern, hervorragend durch Tapferkeit und ritterliche Tugend, sowie von schönen Frauen, ausgezeichnet durch Anmut und feine höfische Sitte. Den Mittelpunkt des glänzenden Kreises bilden zwölf der tapfersten und edelsten Ritter, welche um einen runden Tisch (table ronde) saßen und deshalb die Ritter von der Tafelrunde genannt wurden. Zu diesem Orden, den Artus auf den Rat des Zauberers Merlin gründete, zu gehören, war die höchste Ehre, und es war somit der Ritterschaft ein Sporn gegeben, in ritterlicher Tugend und Tapferkeit miteinander zu wetteifern, um der Zahl der

[1]) Die oben unter II. angeführten Heldengedichte haben größtenteils zum ersten Male eine kritische Behandlung erfahren in dem deutschen Heldenbuche, herausgegeben von Karl Müllenhoff, E. Martin, Arthur Amelung (Prof. in Freiburg, † 1874 in Montreux, Kanton Waadt), Oskar Jänike († 1874 in Berlin), Julius Zupitza (Berlin), 5 Teile, 1866—1870. Früher hatte Oskar Schade Ecken Ausfahrt, den Sigenot und König Laurin herausgegeben, 1854. — Die Gedichte vom Rosengarten zu Worms und Laurin gab heraus Georg Holz, Halle 1893 und 1897. Übersetzungen bietet K. Simrock im 3. Teile seines Heldenbuches (vergl. § 25 Anm.); außerdem bearbeitete Ortnit Karl Pannier (Leipzig, Reclam), den Rosengarten H. Junghans. — Was uns die Sage über Dietrich von Bern berichtet, hat gesichtet und künstlerisch gestaltet Heinrich Keck, König Dietrich und seine Gesellen (Iduna, Teil 4), Leipzig (Teubner) 1881. — Gotthold Klee, die deutschen Heldensagen, Gütersloh, 3. Aufl., 1889. — Als echter Dichter hat die Sage frei behandelt Hermann Schreyer (Schulpforta), König Dietrichs Ausfahrt, epische Dichtung, Halle 1887. — Wilhelm Hertz, Hugdietrichs Brautfahrt, 3. Aufl., Stuttgart 1880. — Karl Schorbach hat einen Facsimiledruck des Sigenot (Heidelberg 1490) und von Ecken Ausfahrt (Augsburg 1491) besorgt, Leipzig 1894 und 1896.

[2]) Artur aus lat. Arturus, altfranz. Arturs, daraus Artür und Artus.

Auserwählten beigezählt zu werden. Von Artus' Hofe aus zogen dann die Ritter durch die Länder, um jenes Ideal des Rittertums durch die Tat zu verwirklichen, um die Frauen zu schützen, Übermütige zu demütigen, Riesen zu bändigen, Ungeheuer zu erlegen. Hatten sie so in allerhand Abenteuern (aventures, mittelhochdeutsch âventiuren, vom mittelalterlichen lat. adventurae) ihre Tapferkeit bewährt, so kehrten sie an Artus' Hof zurück. Die vorzüglichsten Ritter der Tafelrunde waren: Gawein, Iwein, Tristan, Parzival, Erek, Wigalois, Lanzelot u. a. Die abenteuerlichen Fahrten dieser Ritter bis zu ihrer Heimkehr an den Hof des Artus bilden den oft ermüdenden Inhalt der zahlreichen Rittergedichte, welche diesem Sagenkreise angehören. Die Artussage kam aus England zunächst nach Frankreich und in französischer Bearbeitung nach Deutschland, wo dieselbe in deutsches Gewand gekleidet wurde.

2. Die **spanische** Sage vom **h. Gral.** Unter diesem h. Gral dachte man sich eine kostbare, aus Jaspis gearbeitete Schüssel. Derselben bediente sich Christus, als er das Brot brach, und in ihr soll Joseph von Arimathia das Blut aufgefangen haben, das aus der Seite des Heilands geflossen, die der Kriegsknecht Longinus mit der Lanze geöffnet. Es haben also der Leib des Herrn und sein Blut, wodurch er die Welt erlöst, im h. Gral gelegen. Darum ist derselbe mit allen Kräften des ewigen Lebens ausgestattet und vermag die höchsten Güter zu spenden. Nach dem Tode Josephs nahmen die Engel den h. Gral in ihre Hut und hielten das Heiligtum schwebend in der Luft, bis Titurel, ein Königssohn von Anjou, auf dem Berge Monsalwatsch (mons salvationis, mont sauvage, Berg des Heils, richtiger mons salvaiges = mons silvaticus, Waldberg oder wilder Berg, mhd. Munsalväsche) zu Salvaterra in Spanien dem h. Gral eine Burg baute. Zur Pflege desselben gründete er ein geistliches Rittertum, den Orden der Templer (templeisen), die, abgeschieden von der Welt, den h. Gral hüteten. Diese Gralhüter wurden von Gott selbst erwählt und niemand konnte durch eigene Kraft den Ort finden, wo die Burg stand, da ein unwegsamer Wald sechzig Meilen nach allen Seiten den Berg umgab. War aber ein Ritter auf den Ruf des Herrn zur Gralburg gelangt, so mußte er nach den Wundern des h. Gral fragen, um Hüter desselben zu werden. Ging er stumpfsinnig und gleichgültig an den Herrlichkeiten vorüber, so ging er jenes hohen Glückes verlustig. Es erscheint so der h. Gral als ein tiefsinniges Symbol des in Christo zu erlangenden Heiles, dessen nur der teilhaftig wird, der danach fragt und dem Rufe Christi nicht Gleichgültigkeit oder Stumpfheit entgegensetzt. Diese Gralsritter vertreten im Gegensatz zu den Rittern der Tafelrunde, welche die Blüte des weltlichen Rittertums darstellen, das geistliche Rittertum, das nur durch Demut und Selbstverleugnung des höchsten Gutes teilhaftig wird. — Das Wort Gral stammt aus dem Keltischen und bedeutet soviel als Schüssel, Gefäß (altfranz. gréal, provençalisch grazal, im mittelalterlichen Latein gradalis, d. h. Schlüssel mit stufenweis aufsteigenden Wänden, in der gradatim, stufen- und reihenweise verschiedene Speisen zugleich aufgetragen werden); demnach san gréal = heilige Schüssel. Früher erklärte man das Wort für eine Zusammenziehung aus dem lateinischen sanguis regalis oder dem altfranzösischen sang real, d. h. königliches Blut, Blut Christi, des Königs aller Könige. Die Gralsage ist uralt und stammt ursprünglich

aus dem Orient; in Spanien erhielt sie eine christliche Umdeutung, gelangte von da durch die Provence in das nördliche Frankreich und von da nach Deutschland [1]).

3. Die **antike** Sage vom **trojanischen Krieg** und **Alexander dem Großen** (die letztere Sage schon in der Vorbereitungszeit bearbeitet, § 14, 3).

4. Die **französische** Sage von **Karl dem Großen** (derselbe Stoff gehört der Vorbereitungszeit an, § 14, 4).

5. **Legenden.**

6. **Kürzere Erzählungen** geistlichen und weltlichen Inhalts.

§ 18. Die vier bedeutendsten Dichter des höfischen Epos.

Die vier bedeutendsten höfischen Epiker sind folgende:

1. **Heinrich von Veldeke** (Veldekîn), ein Niederdeutscher, aus der Nähe von Mastricht stammend. Er ist der Vater der mittelhochdeutschen, vor allem der höfischen Poesie, insofern er zuerst die höfische Bildung seiner Zeit in die Poesie einführte. Nach französischem Vorbilde dichtete er bereits 1175 am Hofe zu Cleve den größten Teil seiner Eneide (Eneit); die Handschrift wurde ihm durch den Grafen Heinrich von Schwarzburg entführt und erst nachdem er sie durch die Bemühungen des Pfalzgrafen Hermann von Sachsen, nachmaligen Landgrafen von Thüringen, wieder erlangt hatte, konnte er 9 Jahre später (1184) auf der Neuenburg an der Unstrut das Gedicht vollenden. Das Werk ist wichtig, weil es ein strengeres Metrum, reinere Reime als die bisherigen, der Vorbereitungszeit angehörigen Gedichte (§ 14) enthält, vor allem aber, weil darin die Minne als Mittelpunkt des Ganzen und als Hauptmotiv der Handlung erscheint. Überaus naiv ist in dieser Beziehung das Gespräch zwischen Lavinia, der Tochter des Königs Latinus in Italien, und ihrer Mutter, welcher jene eine Belehrung über Minne erteilt. Äneas erscheint in dem Gedichte nicht als ein antiker, sondern als ein mittelalterlicher, ritterlicher Charakter, wie überhaupt das Ganze ein durchaus deutsches Gewand trägt. Die Sprache des Epos ist der niederrheinische oder niederfränkische (Mastrichter) Dialekt, doch ist uns dasselbe nur in hoch- und mitteldeutschen Handschriften überliefert [2]).

2. **Hartmann von Aue** [3]), dessen Heimat nicht in Franken (Heinrich Rückert, Wilmanns, Schreyer u. a.), sondern in Schwaben zu suchen ist, was

---

[1]) Ludwig Lang, die Sage vom h. Gral, 1862. — San Marte (Regierungsrat Albert Schultz, geb. 1802 in Schwedt, † 1893 in Magdeburg), die Gegensätze des h. Grals und der Ritterorden, 1862.

[2]) Ausgabe von L. Ettmüller, 1852 (13500 Verse) und mit Rückübersetzung ins Niederfränkische von Otto Behaghel, Heilbronn 1882.

[3]) K. Barthel, Leben und Dichten Hartmanns von Aue, 1854. Hermann Schreyer, Untersuchungen über das Leben und die Dichtungen Hartmanns von Aue, 1874. Ludwig Schmid, des Minnesängers Hartmann von Aue Stand, Heimat und Geschlecht, 1874. — Anton Schönbach (Graz), über Hartmann von Aue, Graz 1894. — F. Piquet, étude sur Hartmann d'Aue, Paris 1898. — Nach A. Schulte (Breslau) ist die Heimat Hartmanns das heutige Eglisau in Baden nahe der Schweizer Grenze; nach Lachmann und E. Martin Freiburg im Breisgau (Hof der Zähringer). Gesamtausgabe mit Wort- und Sacherklärungen von Fedor Bech († 1900 in Zeitz), 3. Aufl., Bände, Leipzig 1887—93 (deutsche Klassiker des Mittelalters von F. Pfeiffer, Band 4—6).

namentlich aus der Eigentümlichkeit der Sprache folgt. Er hatte eine gelehrte Bildung genossen, die den meisten seiner Standesgenossen abging, war des Lesens und Schreibens kundig und verstand neben dem Lateinischen auch das Französische. Er selbst sagt von sich im Eingange seines „armen Heinrich“: ein ritter sô gelêret was, daz er an den buochen las (daß er in den Büchern zu lesen vermochte), swaz (was immer) er daran (darin) geschriben vant, der was Hartmann genant, dienstmann was er ze Ouwe (d. h. er befand sich im Dienste der Herren von Aue). Im Iwein lautet eine ähnliche Stelle: ein ritter, der gelêret was unde ez an den buochen las, swenne er sîne stunde niht baz bewenden kunde, daz er ouch tihtennes pflac (der auch dichtete, so oft er seine Zeit nicht besser anwenden konnte): er was genant Hartmann und was ein Ouwaere. Das Lateinische hat er wahrscheinlich in der Klosterschule gelernt, das Französische entweder im nördlichen Frankreich (Kärlingen), wo seit dem 12. Jahrhundert ein ungemein reges geistiges Leben erwacht war und wo sich Hartmann als Jüngling eine Zeit lang aufgehalten zu haben scheint, oder im Verkehr mit Franzosen auf seiner Kreuzfahrt. Der Kreuzzug, an dem sich unser Dichter beteiligte, ist entweder der von 1189 oder der von 1197 gewesen. Gestorben ist er bald nach 1210. — Hartmann kann als Hauptvertreter der höfischen Poesie angesehen werden. Jene Haupttugend, auf der das Leben und die Rede der gebildeten höfischen Kreise in damaliger Zeit beruhte, diu mâze, d. h. die Mäßigung, die maßvolle Haltung, der feine Takt, ist ihm besonders eigen. Als Lyriker dichtete Hartmann eine Anzahl Lieder und zwei Büchlein, von denen das eine ein Zwiegespräch zwischen herze und lîp enthält, während das andere ein Liebesbrief ist wie die von Ulrich von Lichtenstein verfaßten büchelin[1]). Vorzugsweise aber ist er Epiker, und als solcher zeichnet er sich durch leichte, gewandte Darstellung, ein bewundernswürdiges Erzählertalent, sowie eine künstlerische Behandlung des Stoffes aus[2]). Durch zwei Heldengedichte hat er mit Glück die Artussage in unsere Literatur eingeführt, wobei ihm die gleichnamigen Romane des fruchtbarsten und berühmtesten nordfranzösischen Dichters, des Trouvère Chrestien von Troyes (Chrétien de Troyes), als Vorbild dienten. Die beiden Werke Hartmanns sind:

a) Erek und Enite oder Erek der wunderaere, d. h. Wundertäter, Hartmanns frühestes Werk, um 1192 gedichtet. Der Inhalt ist kurz folgender: Erek hat die schöne Enite sich als Gattin erkämpft und scheint nun im glücklichen Besitz derselben seine ritterliche Tapferkeit verloren zu haben. Er „verliegt sich“, wie es das Lied nennt, d. h. er gibt sich einer trägen Ruhe hin und versäumt ritterliche Abenteuer. Da Enite darüber trauert, will Erek der Welt beweisen, daß er noch der tapfere Ritter sei, und zugleich seine zweifelnde Gattin strafen. Er zieht auf Abenteuer aus

---

[1]) Ausgabe von Moritz Haupt († 1864 in Berlin), 1842 und Fedor Bech, 1887 (s. o.).

[2]) Gottfried von Straßburg rühmt von ihm in seinem Tristan: Hartmann der Ouwaere, ahî (ei) wie der diu maere beide ûzen unde innen mit worten und mit sinnen durchverwet und durchzieret, d. h. Hartmann versteht es, den an sich farblosen, trocknen Stoff der Sage (diu maere) durch poetischen Ausdruck (mit worten) und durch geistreiche Auffassung (mit sinnen) zu beleben. Desgleichen rühmt er von ihm: „wie lauter und wie rein sind seine kristallenen Wörtelein; sanft nahen sie dem Mann und schmiegen sich ihm an“.

und nimmt Enite mit sich, verbietet ihr jedoch, ihn vor Gefahren zu warnen. Da die treue Gattin dies immer tut, erfährt sie von ihm eine harte Behandlung, bis endlich ihre Strafe beendigt ist und beide eine neue, nun um so festere Vereinigung schließen. Nach vielen Abenteuern kehrt Erek mit Enite heim, um seinem Vater in der Herrschaft zu folgen. Der Konflikt des ehelichen und ritterlichen Lebens bildet den Grundgedanken dieses Epos [1]) wie auch des folgenden.

b) Iwein oder der Ritter mit dem Löwen, nach dem Chevalier au lyon des Chrestien von Troyes [2]) bearbeitet und noch vor 1204 vollendet. Iwein, ein Artusritter, besiegt an einem Zauberbrunnen einen Ritter, dessen Gattin Laudine er zum Weibe nimmt. Auf Gaweins Rat, sich nicht zu verliegen, wie Erek, verläßt er seine Gattin mit dem Versprechen, innerhalb eines Jahres zurückzukehren. Da er sein Wort nicht hält, verliert er seiner Herrin Gunst und damit den Verstand. Umherirrend befreit er einen Löwen von einem Drachen und kommt nach allerhand Abenteuern endlich zu Laudine zurück, die sich wieder mit ihm aussöhnt. — Der Iwein ist die bedeutendste von allen Dichtungen Hartmanns und der Form nach das regelmäßigste unter allen mittelhochdeutschen Gedichten [3]). Welch ein hohes Ziel sich der Dichter bei Abfassung seines Werkes gesteckt, geht aus den schönen Anfangsworten des Epos hervor, welche die Idee des Ganzen angeben: „swer an rehte güete | wendet sîn gemüete | dem folget saelde und êre", d. h. „wer von ganzem Herzen nach dem trachtet, was wahrhaft gut ist, dem folget Glück und Ehre". — Eine Nachahmung des Iwein und gleichfalls der Artussage angehörig ist Wigalois (der Ritter mit dem Rade), verfaßt von Wirnt von Gravenberg [4]), sowie Lanzelot (Lanzelet) vom See, gedichtet von Ulrich von Zazichoven [5]).

Zwei andere zur epischen Gattung gehörige Werke Hartmanns sind:

c) Gregorius auf dem Steine, eine Heiligenlegende, die insofern bedeutsam ist, als damit diese Gattung der Poesie in den Kreis der höfischen Dichtung eingeführt wurde. Gregorius, aus einer Geschwisterehe entsprossen, büßt auf einem einsamen Felsen im Meere seiner Eltern Schuld ab. Nach einer 17jährigen Bußzeit wird er von Gott für den reinsten Menschen erklärt und auf den päpstlichen Stuhl erhoben [6]).

---

1) Außer Fedor Bech (s. o.) herausgegeben von M. Haupt, 2. Aufl., 1871. Übersetzt von S. O. Fistes (Gotthold Alexander Weiske in Halle), 1851. Wie sehr Hartmann in diesem Epos der beschreibenden Manier huldigt, beweist u. a. die Schilderung von Enitens Pferd, die gegen 500 Verse umfaßt.

2) Chrestien von Troyes li romans dou Chevalier au lyon gab heraus Ludwig Wilhelm Holland († 1891 in Tübingen), 2. Aufl., Hannover 1880, und Wendelin Foerster, Halle 1887.

3) Ausgabe mit Anmerkungen von G. F. Benecke und Lachmann, 4. Ausgabe, 1877. — Desgleichen von Fedor Bech (s. o.), 3. Aufl., 1888, und Emil Henrici, 2 Teile, Halle 1891—93. — Übersetzt und erläutert von Graf Wolf Baudissin (geb. 1789, † 1878 in Dresden), 1845. — Benecke, Wörterbuch zu Hartmanns Iwein, 3. Aufl. von C. Borchling, Leipzig 1901. — Für die Jugend erzählt und erläutert von Albert Richter, Iwein und Parzival, zwei Rittersagen des Mittelalters, 1876.

4) Ausgabe von Fr. Pfeiffer, 1847, übersetzt von Graf Wolf Baudissin.

5) Ausgabe von Hahn, 1855. — Jakob Baechtold († 1897 in Zürich), der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven, Frauenfeld 1870.

6) Außer Fedor Bech (s. o.) herausgegeben von Lachmann 1838 und in neuester Zeit von H. Paul 1872. Übersetzt von S. O. Fistes (G. A. Weiske), 1851. —

d) Der arme Heinrich, eine liebliche und vielleicht die schönste poetische Erzählung des Mittelalters, zu der Hartmann den Stoff einer einheimischen Sage entlehnte. Ein schwäbischer Edelmann, Heinrich von Aue, war seiner Macht und seines Reichtums, sowie seiner ritterlichen Tugenden wegen weit und breit berühmt. In dem Vollgenusse seines Erdenglückes dachte er weder an Gott, noch an die Hinfälligkeit der irdischen Dinge. Da wurde er von einer schweren Krankheit, dem Aussatz (Miselsucht), befallen und von der Höhe seines Glückes in das tiefste Elend gestürzt. Seiner Krankheit wegen wird er von jedermann gemieden, und alle Ärzte, die er in der Nähe und Ferne um Rat fragt, halten ihn für unheilbar. Nur ein Meister in Salerno erklärt, daß er gerettet werden könne, wenn eine reine Jungfrau freiwillig ihr Herzblut für ihn hingebe. Nach diesem Bescheide verzweifelt er ganz an seiner Genesung, verschenkt alle seine Güter und behält sich nur einen Meierhof vor, auf dem er seine kranken Tage beenden will. Der Meier, welcher diesen Hof verwaltete, hatte bisher von seinem Herrn die rücksichtsvollste Behandlung erfahren und zum Danke dafür pflegt er nun denselben mit der größten Liebe und Treue. Namentlich war es die zwölfjährige Tochter des Meiers, welche nie von der Seite des Kranken wich und ihm die zärtlichste Teilnahme bewies. Nachdem so der arme Heinrich drei Jahre schweren Leides in der Zurückgezogenheit hingebracht, erfährt das Mägdelein das einzige Mittel, wodurch der Kranke geheilt werden könne, und alsbald geht es ihr durchs Herz, daß sie es sei, die den Herrn retten müsse. Vergebens suchen Vater und Mutter, sowie der Kranke selbst, der im Anfang ihr Anerbieten für einen kindlichen Einfall hält, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie zieht mit ihrem kranken Herrn nach Salerno und erschrickt nicht vor dem qualvollen Tode, den sie nach der Eröffnung des Arztes erleiden soll. Schon will dieser das Messer an sie legen, da fühlt Heinrich ein unwiderstehliches Erbarmen, so daß er nicht mehr wie früher nach Heilung verlangt, sondern sich demütigt und lieber seine Krankheit als eine Schickung Gottes länger tragen, als das Opfer der unschuldigen Güte annehmen will. Beide kehren in ihre Heimat zurück. Allein Gott belohnt die treue Hingebung und Opferfreudigkeit des Mädchens sowie die Demut Heinrichs; er gibt dem Ritter die Gesundheit wieder, und dieser nimmt seine Lebensretterin zur Gemahlin [1]).

Friedrich Lippold, über die Quelle des Gregorius Hartmanns von Aue 1869, zeigt, daß weder das lat. Gedicht, welches Grimm und Schmeller unter die lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts aufnahmen, noch das altfranzösische Gedicht, welches Victor Luzarche 1857 unter dem Titel: Vie de pape Grégoire le grand herausgab, die Quelle von Hartmann sein können, daß dieselbe vielmehr unbekannt ist. — Joseph Egger (Graz), Beiträge zur Kritik und Erklärung des Gregorius, Programm 1882. Albert Heintze (Stolp), Gregorius auf dem Steine, der mittelalterliche Ödipus, Gymnasialprogramm 1877. — Abt Arnold übertrug das Gedicht frei in lateinische Verse, (herausgegeben von Gustav Buchwald, Kiel 1886).

[1]) Ausgabe von den Brüdern Grimm 1815, Lachmann 1835, W. Müller 1841, M. Haupt, 2. Aufl. (besorgt von E. Martin), 1881, W. Wackernagel 1855, Fedor Bech (s. oben), H. Paul 1882. — Übersetzungen von Simrock, 2. Aufl., 1875, Fr. Koch, G. A. Marbach, August Hagedorn, Leipzig 1898. — Eine Nachdichtung des Liedes besitzen wir von Chamisso (§ 63). — Ein österreichischer Dichter, Joseph Weilen (geb. 1830 in Tetin bei Prag, † 3. Juli 1889 in Wien), ein talentvoller Nachahmer Fr. Halms und Verfasser der Dramen „Edda", „Drahomira", „Tristan", „Dolores", hat auch die Erzählung vom armen Heinrich dramatisch behandelt, desgleichen

3. **Wolfram von Eschenbach** (so genannt, weil er den Herren von Wertheim in Eschenbach — Städtchen Ober-Eschenbach bei Ansbach — zu Dienst verpflichtet war) war ein armer fränkischer Ritter und wohnte mit Weib und Kind in dem Weiler Wildenberg (j. Wehlenberg) bei Eschenbach. Von hier durchzog er als fahrender Ritter einen großen Teil Deutschlands und kam auch an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen, wo er längere Zeit sich aufhielt und wo er auch mit Walther von der Vogelweide zusammentraf, kehrte 1217 in seine Heimat, wo er ein kleines Lehngut hatte, zurück und starb ums Jahr 1220. Er übertrifft alle seine Zeitgenossen durch planmäßige Anordnung, durch christliche Tiefe und Reinheit seiner Gedanken, sowie durch sittlichen Ernst. Freilich ist die ernste Sprache seiner Dichtung vielfach dunkel, und er hat namentlich in sein größtes Werk eine solche Menge Episoden und seltsame Abenteuer eingefügt, daß ihn Gottfried von Straßburg den Erfinder und Jäger wilder, fremder Märe nennt [1]). Wir haben von ihm einige lyrische Gedichte, und zwar sogenannte Tag- und Wächterlieder, in denen Liebende durch den Wächter, der von der Zinne den kommenden Tag verkündet, gemahnt werden, sich zu trennen. Es ist diese Form insofern bemerkenswert, als später danach geistliche Wächterlieder entstanden. Insbesondere aber besitzen wir von Wolfram drei Epen, die er nach französischen Vorbildern dichtete.

a) **Parzival,** Wolframs Meisterwerk und zugleich das bedeutendste deutsche Kunstepos, welches die Artussage mit der Gralsage verbindet. Der Inhalt dieses tiefsinnigen Epos ist folgender: Parzival, dessen Vater Gamuret auf einem Zuge nach dem Orient durch Verrat umgekommen war, wird von seiner Mutter Herzeloide in der stillen Einsamkeit des Waldes, fern von dem Geräusch der Waffen, denen sein Vater erlegen war, erzogen. Mit ängstlicher Sorgfalt sucht sie ihn vor aller Kunde des Rittertums zu bewahren und nur die sanften Regungen seines Gemüts zu nähren. Dennoch bricht die ererbte Tatenlust mit aller Stärke hervor, als ihm im Walde einige Ritter in glänzenden Rüstungen begegneten und ihm den Rat erteilten, sich an Artus' Hof zu begeben. Es ergreift ihn ein so mächtiges Verlangen, selbst Ritter zu werden, daß ihn die Bitten seiner Mutter nicht mehr zurückzuhalten vermögen. Umsonst legt sie ihm Narrenkleider an und gibt ihm verkehrte Lehren auf den Weg, in der Hoffnung, ihm so die Fahrt zu verleiden und ihn zur Rückkehr zu bewegen. Nach mancherlei Abenteuern kommt er an den Hof des Königs Artus, der damals zu Nantes residierte. Seine Taten verschafften ihm bald die Aufnahme unter die Ritter der Tafelrunde. Als solcher zieht er auf Kampf und Abenteuer aus, vermählt sich mit Conduiramur, deren Schloß er siegreich von den Belagerern befreit, und kommt endlich zur Burg des h. Gral, wo gerade der kranke, durch eine vergiftete Lanze verwundete König Amfortas, sein Oheim, der Befreiung entgegenharrt. Diese sollte erfolgen, sobald ein fremder Ritter unaufgefordert nach des Königs Leiden und den Wundern des Schlosses frage. Parzival, dem früher ein greiser Ritter Gurnemanz, welcher ihn

---

Hermann Hanau, Berlin 1900, und Gerhart Hauptmann (Drama in Versen). — Gotthold Bötticher hat den armen Heinrich und den Meier Helmbrecht für den Unterricht herausgegeben und bearbeitet.

[1]) Tristan, S. 118, Z. 25 und 26 (Ausgabe von Maßmann): vindaere wilder maere, de maere wildenaere (Jäger).

in höfischer Sitte unterwiesen, den weltlich klugen Rat gegeben, nicht viel zu fragen (ir ensult niht vil gefrâgen), unterläßt aus Höflichkeit in dem entscheidenden Augenblick die Frage, die ihn in den Besitz der Gralsburg mit all ihrer Herrlichkeit gesetzt hätte, und verscherzt so durch Unbesonnenheit (das Lied nennt es tumpheit, d. h. kindliche Einfalt, Unerfahrenheit) das ihm bestimmte hohe Glück. Jetzt beginnt für ihn eine schwere Prüfungszeit. Durch die Fluchbotin des Gral aus der Tafelrunde des Artus ausgestoßen, gerät er in Verzweiflung und will sich ganz von Gott abwenden. So irrt er vier Jahre des Zweifels umher, bis ihn endlich Reue über seine Gottvergessenheit ergreift. An einem Karfreitag kommt er zu einem frommen Klausner Trevrizent, der ihn über Gott belehrt, ihm die Wunder des h. Gral erklärt und ihm offenbart, daß er zum König desselben bestimmt sei. Jetzt entsagt Parzival allem Zweifel, legt allen Hochmut ab, und die Stunde des Heils naht für ihn heran. In einer Reihe siegreicher Kämpfe überwindet er die weltliche Ritterschaft, deren Vertreter Gawein ist. Nachdem er wieder Mitglied der Tafelrunde geworden, zieht er nach der Gralsburg und erlöst seinen Oheim von schweren Leiden. Dieselbe Botin des h. Gral, die dem Parzival einst geflucht, erklärt ihn, nachdem er innerlich gereinigt ist, für würdig, König des h. Gral zu werden. — Wolfram benutzte zu diesem seinen großen Werke (fast 25 000 Verse), das er zwischen 1205 und 1215 dichtete, französische Quellen [1]), die ihm jedoch nichts weiter boten, als ein planloses Gewirre von Namen und Abenteuern. Der tiefe Gedanke, der durch das Ganze hindurchgeht, gehört dem deutschen Dichter allein an. Derselbe stellt in Parzival das Seelenleben eines Menschen dar, der im Streben nach dem Höchsten irrt, in Hochmut und Trotz sich von Gott abwendet, durch Welt- und Selbstüberwindung aber wieder zu Gott zurückkehrt. Drei Perioden lassen sich in der Entwicklungsgeschichte des Parzival unterscheiden. In tumpheit, in kindlicher Einfalt und jugendlicher Unbesonnenheit bringt er den Anfang seines Lebens hin. Auf die Einfalt folgt der Zwiespalt mit Gott, mit der Welt, mit sich selbst, der zwîfel, der bei Wolfram als das größte Verbrechen erscheint; beginnt er doch sein großes Epos mit den Worten: Ist zwîfel herzen nâhgebûr (des Herzens Nachbar) daz muoz der sêle werden sûr (sauer): wo Zweifel nah' dem Herzen wohnt, das wird der Seele schlimm gelohnt. Nach schwerer Prüfung folgt endlich auf die tumpheit und den zwîfel die saelde, das höchste Glück, die Seligkeit [2]).

---

[1]) Wolfram dichtete, wie er selbst sagt, nach Kyot (Guiot) von Provence, dessen Gedicht verloren gegangen ist, doch kannte er auch Chrestien de Troyes, der um 1170 einen Roman vom Gral (Perceval ou li conte du graal) schrieb. Die französischen Vorlagen lieferte ihm der Dichterfreund Landgraf Hermann von Thüringen auf der Wartburg. — Adolf Birch-Hirschfeld (Leipzig), die Sage vom Gral, 1877, meint, daß Wolframs Gewährsmann Kyot nicht existiert habe, sondern erfunden und die Gralsage auf die Legende von Joseph von Arimathia zurück zu führen sei. Ernst Martin, Untersuchungen zur Gralsage, Straßburg 1880, hält an Kyot fest und erklärt die Sage für rein keltisch.

[2]) Ausgabe der Werke Wolframs von Eschenbach von K. Lachmann, 5. Ausgabe, Berlin 1891. — Mit Wort- und Sacherklärungen von Karl Bartsch, Parzival und Titurel, 3 Teile, 2. Aufl., 1870 ff. (Deutsche Klassiker des M.-A., Band 9 – 11). Paul Piper, 2 Teile (Kürschners deutsche Nationalliteratur, Band 153, 165 und 183), Stuttgart 1890—92. — Übersetzungen von Simrock, 6. Aufl., 1883, San Marte (Albert Schultz), 3. Aufl., 1887, 2 Bände, Gotthold Bötticher (Berlin), 2. Aufl., Berlin 1893, W. Hertz, Parzival, neu bearbeitet, Stuttgart 1898, Karl Pannier, 2. Aufl., 2 Bände, Leipzig 1902, G. Legerlotz (im Auszuge übertragen), Bielefeld 1903. —

b) **Titurel,** benannt nach dem ersten Gralkönig, zwei mehr lyrisch gehaltene epische Lieder, welche zur Ergänzung des Parzival von der Liebe Schionatulanders zu Sigune, der Urenkelin Titurels, handeln. Sie gehören inhaltlich mit zu dem Schönsten, was der mittelhochdeutschen Kunstpoesie überhaupt gelungen ist. — Derselbe Stoff ist von einem späteren Dichter Albrecht von Scharfenberg (Ende des 13. Jahrhunderts) behandelt worden unter dem Namen des jüngeren Titurel, worin sich namentlich eine treffliche Schilderung des Graltempels befindet[1]). — Dem Stoffe nach schließt sich an den Parzival der **Lohengrin**[2]). Lohengrin, der Sohn des Parzival, wird vom Gral der Gräfin Else von Brabant zu Hilfe geschickt. In einem Schifflein, das ein Schwan führt, kommt er ans Land. Er besiegt ihren Feind und vermählt sich mit ihr, schärft ihr jedoch als Bedingung des dauernden Glückes ein, daß sie nie nach seinem Namen und seiner Herkunft frage. Darauf kämpft Lohengrin unter Kaiser Heinrich I. gegen die Ungarn und kehrt sieggekrönt zurück. Inzwischen ist durch den Spott einer Herzogin Zweifel über die Herkunft ihres Gemahls in das Herz Elses gestreut worden. Sie vergißt ihr Versprechen und tut die verhängnisvolle Frage nach Geschlecht und Namen. Lohengrin enthüllt ihr seine Abkunft vom Geschlecht der Gralskönige; zugleich aber erscheint der wunderbare, von einem Schwan gezogene Nachen, der ihn vor Jahren geheimnisvoll zu ihr gebracht, wieder, um ihn in seine Heimat zurückzubringen. Die verlassene Gattin stirbt vor Gram. — Denselben Stoff behandelt der Schwanritter Konrads von Würzburg. — Richard Wagners Operndichtung hat die Sage populär gemacht.

c) **Willehalm,** das letzte Werk Wolframs, um 1215 gedichtet, gehört dem karolingischen (kerlingischen) Sagenkreis an und behandelt die Taten des h. Markgrafen Wilhelm von Orange[3]) im Kampfe gegen

---

K. Marold, Auswahl aus dem höfischen Epos (Hartmann, Wolfram, Gottfried), 1892 (Göschen). — Emil Engelmann, Parzival (das Lied vom Parzival und vom Gral), nach der Quelle des Wolfram von Eschenbach und des Christian von Troyes für das deutsche Haus bearbeitet, Stuttgart (Neff) 1888 (prachtvoll ausgestattet). — K. W. Piderit († 1875 in Hanau), Bilder aus dem Parzival, 1875. — K. Knortz, Parzival, eine literarische Skizze (Evansville, Indiana), 1896. Die übrige, reiche Literatur findet sich kritisch zusammengestellt bei G. Bötticher, die Wolfram-Literatur seit Lachmann, 1880. Seitdem veröffentlichte derselbe eine Beleuchtung des Parzival in der Schrift „das Hohelied vom Rittertum", 1886. — Zum Verständnis des Dichters schrieb mehrere Aufsätze, zuletzt über die Frauen im Parzival: K. Kinzel in der Zeitschrift für deutsche Philologie, 1888. — Karl Kant, Scherz und Humor in Wolframs von Eschenbach Dichtungen, 1878. — Christian Starck (Schwerin), die Darstellungsmittel des Wolframschen Humors (Programm 1879). — Anton Sattler, Die religiösen Anschauungen Wolframs von Eschenbach, Graz 1895. — Albert Freybe, Faust und Parcival, eine Nacht- und eine Lichtgestalt von volksgeschichtlicher Bedeutung, Gütersloh 1896. — Die letzte Operndichtung von Richard Wagner († 1883 in Venedig) ist betitelt „Parsival" (d. h. „reiner Tor", während „Parzival" oder „Parcival" nach dem Altfranzösischen „Taldurchstreifer" bedeutet).

[1]) Übersetzung von Simrock (zusammen mit Parzival).

[2]) Erste kritische Ausgabe des Lohengrin von Heinrich Rückert, 1858; übersetzt von Junghans (Reclam). Ernst Elster (Leipzig), Beiträge zur Kritik des Lohengrin, 1884.

[3]) San Marte, über Wolframs Rittergedicht Wilhelm von Orange und sein Verhältnis zu den französischen Dichtungen gleichen Inhalts, 1871. Den Stoff bot die Bataille d'Aliscans, ein Volksepos, das Wolfram durch den Landgrafen Hermann kennen lernte, herausgegeben von Jonckbloet; vergleiche auch dessen Guillaume d'Orange, 1854, 2 Bände, sowie Ludwig Clarus, Herzog Wilhelm von Aquitanien, ein Großer der Welt, ein

die Heiden (Muhamedaner). Bemerkenswert ist der Geist der Duldung, der das Gedicht durchweht, so wie der Gerechtigkeit gegen die ritterlichen Tugenden der Heiden. Nicht fanatischen Haß gegen die Heiden predigt der Dichter, sondern Liebe und Menschlichkeit.

4. **Gottfried von Straßburg**, ein Dichter bürgerlichen Standes, wenigstens wird er in den Handschriften und von den späteren Dichtern nicht „Herr“, wie die dem Ritterstand angehörigen Sänger, sondern „Meister“ genannt. Er steht, sowohl was den Inhalt als was die Form seiner Werke betrifft, in einem ausgesprochenen Gegensatz zu Wolfram, etwa wie in der neueren Literaturgeschichte Wieland zu Klopstock. Durch Glanz der Darstellung, durch psychologische Feinheit der Charakterzeichnung, durch bewundernswürdige Wahrheit der Darstellung übertrifft er Wolfram, dagegen fehlt ihm der tiefe Ernst. Während Wolfram in seinen Helden die sittliche Größe und den Adel der Gesinnung preist, predigt Gottfried den heitern Lebensgenuß in Tristan und Isolde, das er nach französischem Vorbilde (seine Quelle war der Trouvère Thomas) dichtete. In demselben wird uns der Leichtsinn eines dem Sinnestaumel fröhnenden Paares, die Liebe Tristans zur Isolde, der Gemahlin seines Oheims Marke, geschildert; das Verbrecherische dieser Liebe wird nur dadurch etwas gemildert, daß beide unbewußt einen zauberisch wirkenden Liebestrank getrunken haben, dessen Genuß die beiden Liebenden so unheilvoll vereinigte. Gottfried hat sein Werk nicht vollendet[1]): dasselbe fand zwei Fortsetzer in Ulrich von Türheim, demselben Dichter, der auch Wolframs Willehalm ergänzte, und Heinrich von Freiberg[2]). — Bereits vor Gottfried hatte die Tristansage episch behandelt Eilhart von Oberge[3]). Ein umfangreicher Lobgesang auf die h. Jungfrau, der in der Pariser Handschrift Gottfrieds Namen trägt, rührt nicht von diesem her, wie Fr. Pfeiffer, Freie Forschung 1867, nachgewiesen hat.

§ 19. Die anderen Dichter des höfischen Epos.

An die großen Vorbilder schlossen sich die anderen epischen Dichter an. Die meisten nahmen sich Gottfried zum Muster, dessen heiterer Lebenssinn, mit dem sich Schönheit der Form und Klarheit der Behandlung

---

Heiliger der Kirche, ein Held der Sage und Dichtung, 1895. Das Heldengedicht ist zum ersten Male aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt worden von San Marte, 1873. — Aliscans mit Berücksichtigung von Wolframs v. Eschenbach Willehalm herausgeg. von Gustav Rolin, Leipzig 1894.

[1]) Ausgaben von Fr. v. d. Hagen, 1823. Maßmann, 1843. Mit Wort- und Sacherklärungen von Reinhold Bechstein († 1894 in Rostock), 3. Aufl., 1890, 2 Teile (Deutsche Klassiker des Mittelalters von Fr. Pfeiffer, Band 7 und 8). — Übertragen und vollendet von Hermann Kurz, 3. Aufl., Leipzig 1877, und Simrock, 2. Aufl., 1875. Denselben Stoff hat frei gestaltet Karl Immermann, 1841, neu bearbeitet und nach den altfranz. Tristanfragmenten ergänzt Wilhelm Hertz, 3. Aufl., Stuttgart gart 1901. Dieselbe Sage bot Friedrich Röber (Iserlohn 1885), Joseph Weilen (S. 49, Anm. 1), A. Bessel, Kiel 1897, und Fritz Lienhard, Berlin 1902, Stoff zu einer romanischen Tragödie, Richard Wagner zu einer Oper. Reinhold Bechstein, Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit, Leipzig 1876.

[2]) Heinrichs von Freiberg Tristan, herausgeg. von Reinhold Bechstein, 1877 (Deutsche Dichtungen des Mittelalters, 5. Band).

[3]) Herausgegeben von Franz Lichtenstein, Prof. in Breslau († 1884 in Binz auf Rügen) 1877.

verband, der Zeit mehr zusagte als der feierliche Ernst Wolframs. Es sind besonders zu nennen:

1. **Konrad Fleck**, der Gottfried zum Muster nahm und die provençalische Erzählung „Flore und Blanscheflur“ (oder Flos und Blancflos, d. h. Rose und Lilie) um das Jahr 1230 bearbeitete. Das Gedicht enthält Anklänge an Tristan und Isolde, allein statt einer sündhaften Leidenschaft stellt hier der Dichter die reine Minne mit zarter Lieblichkeit dar. Die beiden Liebenden sind die sagenhaften Großeltern Karls des Großen. Die Tochter beider ist Bertha, die Gemahlin Pipins, die Mutter des Kaisers. Es gehört also das Gedicht zur Karlssage, gleichwie das Rolandslied und Wolframs Willehalm [1]).

2. **Rudolf von Ems**, der seinen Namen von der Burg Hohenems im österreichischen Vorarlberg führt und 1254 starb. Nach dem Vorbilde Hartmanns dichtete er die Legende „Barlaam und Josaphat“, die von einem indischen Königssohn erzählt, den ein Einsiedler Barlaam im Christentume unterweist [2]); desgleichen die poetische Erzählung „der gute Gerhard“. Derselbe war ein Kölner Kaufmann, der durch seine Tatkraft und Großherzigkeit, seine Demut und Bescheidenheit dem Kaiser Otto dem Roten (Otto dem Großen) ein edles Vorbild wird [3]). Im Anschluß an Gottfrieds Darstellungsweise bearbeitete er den Wilhelm von Orlens (d. h. Orleans — gemeint ist Wilhelm der Eroberer) und die Alexandersage. Sein letztes Werk ist die Weltchronik, welche an der Hand der Bibel die Geschichte bis auf Salomos Tod fortführt. Es gehört dieses Werk zu den Darstellungen wirklicher Geschichte im poetischen Gewande, die am Ende des Zeitraumes zahlreich versucht werden.

3. **Konrad von Würzburg** († 1287 in Basel), ein überaus fruchtbarer Dichter, der eine staunenswerte Gewandtheit im Versbau, eine glänzende Sprache und einen unerschöpflichen Reichtum an dichterischen Gedanken und Bildern besitzt. Auch er dichtete nach Hartmanns Vorgange Legenden und kleinere Erzählungen. So bearbeitete er die Legenden vom h. Sylvester und vom h. Alexius [4]). Unter den kleineren Erzählungen sind die besten Otto mit dem Barte [5]) und Engelhart [6]). — Neben diesen Erzählungen ist das vollendetste seiner Werke ein Lobgedicht auf die h. Jungfrau, die goldene Schmiede genannt [7]). — Das umfangreichste von seinen Werken (an 50 000 Verse), das er freilich nicht vollendete, das vielmehr ein unbekannter Dichter zu Ende führte, ist der trojanische Krieg, worin Konrad zumeist, jedoch in freier Weise, einer französischen Quelle folgt [8]).

---

[1]) Ausgabe von Emil Sommer († 1846 in Halle), 1846. Die franz. Quelle Konrads war Ruprecht von Orbents Fleur et Blanchefleur.

[2]) Herausgegeben von Fr. Pfeiffer, 1843.

[3]) Herausgegeben von M. Haupt, 1840; übersetzt von K. Simrock, 1864, und Gotthold Klee, Stuttgart 1889.

[4]) Sylvester, herausgegeben von W. Grimm, 1841; Alexius von Maßmann, 1843.

[5]) Ausgabe von Hahn, 1838, und von Hans Lambel (Prag), 1873. Übersetzt von G. Klee, Stuttgart 1889.

[6]) Ausgabe von M. Haupt, 1844, 2. Aufl. besorgt von Eugen Joseph, Leipzig 1890.

[7]) Ausgabe von W. Grimm, 1840.

[8]) Herausgegeben ist das Werk auf Kosten des Stuttgarter liter. Vereins durch A. v. Keller, 1858.

Die komische Seite des höfischen Epos wird vertreten im **Pfaffen Amis**, dem mittelalterlichen Till Eulenspiegel, von einem österreichischen Dichter, den wir nur unter dem Namen Stricker kennen [1]). Er ist derselbe, der auch das Seite 30 genannte Rolandslied Konrads in Reimpaare umdichtete.

Eine Erzählung volkstümlicher Art, welche für die Sittengeschichte der 13. Jahrh., insbesondere für das Bauernleben jener Zeit charakteristisch ist, besitzen wir im **Meier Helmbrecht** von Wernher dem Gärtner (Gartenaere). Meier Helmbrecht ist ein Bauernsohn, der, von Vater und Mutter verzogen, des arbeitsvollen Bauernlebens überdrüssig ist und nach dem müßigfreien Leben der höfischen Leute Verlangen trägt. Deshalb nimmt er Dienst bei einem Ritter und treibt sich plündernd und raubend als Wegelagerer umher. Ganz verbildet und dem Stande der Eltern entfremdet kommt er später einmal in seine Heimat zurück, wo sich Vater und Mutter über den verdorbenen Sohn entsetzen. Dennoch vermag er seine Schwester zu überreden, das Dorf gleichfalls zu verlassen und sich mit einem seiner Spießgesellen zu vermählen. Endlich wird die ganze Räuberbande aufgehoben. Helmbrecht wird geblendet und zuletzt von den Bauern als Rache für die erlittenen Mißhandlungen gehängt [2]).

Die höfische Lyrik.

§ 20. Stoffe und Formen.

I. Die höfische Lyrik, welche seit dem Jahre 1180 aufblüht, führt vorzugsweise den Namen Minnegesang, und die Dichter heißen Minnesänger (minnesinger), da die Minne das Hauptthema dieser Lieder ist [3]). Der Ausdruck Minne bedeutet ursprünglich das stille sehnende Denken an die Erwählte des Herzens, bedeutet also die Liebe nach ihrer inneren seelenvollen Seite. (Im Sanskrit bedeutet die Wurzel man erinnern, lat. meminisse, althochdeutsch meinan gedenken, minna die Erinnerung, die gedankenvolle Stimmung, vergl. unser minnen und meinen.) Doch behandeln

---

[1]) strickaere genannt vom dichterischen Verflechten und Verknüpfen, oder strichaere, d. h. wandernder Dichter.

[2]) Den Pfaffen Amis und Meier Helmbrecht hat herausgegeben Hans Lambel, Erzählungen und Schwänke (deutsche Klassiker des Mittelalters, Bd. 12), 2. Aufl., 1883; Friedrich Panzer (altdeutsche Textbibliothek 11), Halle 1902. Nach Friedrich Keinz (München), Meier Helmbrecht und seine Heimat, 2. Aufl., Leipzig 1887, war der Dichter Wernher ein Pater Gärtner in dem etwa 2 Stunden vom Helmbrechtshofe gelegenen Augustinerkloster Ranshofen. — Übersetzt wurden der Pfaffe Amis von Karl Pannier, Leipzig, Reclam; der Meier Helmbrecht von Karl Schröder (Schwerin), 2. Aufl., Troppau, K. Pannier (Schulze in Köthen), Ludwig Fulda, Halle (Hendel), und Gotthold Klee, Stuttgart 1889. — Für die Jugend ist diese köstliche Novelle bearbeitet worden von Eduard Niemeyer († 1893 zu Niederlößniß bei Dresden), Erzählungen und Geschichten des deutschen Mittelalters.

[3]) Franz Lechleitner, der deutsche Minnesang. Eine Darstellung seiner Geschichte, seines Wesens und seiner Formen, 2 Bände, Wolfenbüttel 1893. Fritz Grimme, Geschichte der Minnesänger (1 Band: die rheinisch-schwäbischen Minnesänger), Paderborn 1897. Eduard Stilgebauer (Lausanne), Geschichte des Minnesangs, Weimar 1898.

die Lieder der Minnesänger neben der Minne auch andere Gegenstände, namentlich das Vaterland und den Glauben. („Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.") Neben diesen drei Hauptstoffen unterscheidet man drei Gattungen der höfischen Lyrik:

1. Minnelieder, die es mit dem Frauendienst zu tun haben. Die Hochachtung des Weibes ist etwas echt Deutsches. Schon Tacitus erzählt, daß die Deutschen die Frauen hochgehalten, weil sie in ihnen etwas Heiliges und Ahnungsreiches (sanctum quoddam et providum) sahen. Das Christentum erhöhte diese Achtung und steigerte sie zu einem wahren Frauenkultus [1]). Mit der Minne ist aufs innigste die Natur verwebt, insofern die Minnelieder viele Beziehungen aus der Natur nehmen und häufig in Naturlieder übergehen.

2. Religiöse Lieder, die den Gottesdienst behandeln. Ein Hauptgegenstand derselben ist die Jungfrau Maria, deren Verehrung nur die höchste Verklärung des Frauenkultus war (geistliches Minnelied). Doch beschränken sich die religiösen Lieder nicht darauf, sondern singen auch von den Wundern der göttlichen Dreieinigkeit und anderem.

3. Politische Lieder, die den Herrendienst zum Inhalt haben. In ihnen rühmen die Dichter die Gunst und Milde (Freigebigkeit) einzelner Edlen und Fürsten oder tadeln und strafen sie (Lob- und Strafgedichte); sie handeln von Kaiser und Reich, sowie von ihrer Stellung zu Kirche und Papst; in vielen spricht sich ein tiefer, ergreifender Schmerz aus über das Unglück des zerrissenen und den Anmaßungen römischer Hierarchie preisgegebenen Vaterlandes.

II. Wie zum höfischen Epos, so kam auch die Anregung zur höfischen Lyrik durch die Kreuzzüge zum Teil von Frankreich (§ 13, 4). Hier war schon, ehe die ersten Minnesänger des 12. Jahrhunderts sangen, die Lyrik der provençalischen Dichter zur Blüte gelangt. Es singt daher Uhland mit Recht: „In den Tälern der Provence ist der Minnesang entsprossen, Kind des Frühlings und der Minne, holder, inniger Genossen". Jene blühenden Landschaften von Languedoc und Provence, die unter einer Menge kleiner unabhängiger Lehnsfürsten standen, waren der Sitz der Troubadours (einer der ältesten ist Wilhelm von Poitiers). Doch hielt sich die ältere deutsche zuerst an der Donau erblühende Lyrik viel freier von provençalischen Vorbildern als das Epos. Die Kunst der Troubadours bedient sich glänzenderer Farben, besitzt einen reichen Bilderschmuck, aber es fehlt ihr die Wärme und Innigkeit des deutschen Gemüts. Die provençalische Poesie trägt einen mehr männlichen, der Minnegesang einen mehr weiblichen Charakter (J. Grimm nennt ihn eine „frauenhafte" Poesie). Dort bilden Leichtsinn, Untreue, Eifersucht den Hauptgegenstand der Gedichte, hier das stille Sehnen des Herzens, die Treue, die deutsche Weiblichkeit [2]).

---

[1]) Karl Weinhold (Berlin), die deutschen Frauen im Mittelalter, 3. Aufl., 3 Bände, Wien 1897. — Albert Freybe (Parchim), Altdeutsches Frauenlob, 1873.

[2]) Friedrich Diez († 1876 in Bonn), die Poesie des Troubadours, 2. Aufl. (von K. Bartsch), Leipzig 1883; Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl. (von K. Bartsch), Leipzig 1882. Sein Hauptwerk ist die in 3 Bänden 1836—52 erschienene Grammatik der romanischen Sprachen.

III. Die Form besitzt bei all ihrer Einfachheit doch die größte Mannigfaltigkeit an Tönen und Weisen, d. h. an Versmaßen und Melodien (dôn = Metrum, wîse = Melodie; stehen aber wort und wîse einander gegenüber, so bezeichnet wort den Inhalt, den Text des Gedichtes, wîse das Versmaß und Melodie zugleich). Ursprünglich wählten die lyrischen Dichter die einfache Strophe des Volksgesanges und neben der Nibelungenstrophe die kurzen Reimpaare, später aber wurde die Behandlung des Verses und des Reimes immmer künstlicher, da jeder Meister seinen eigenen Ton und seine eigene Weise hatte. Wie dem Inhalt, so läßt sich auch der Form nach die höfische Lyrik in drei Gattungen teilen, in Lieder, Leiche und Sprüche.

1. Das Lied wird gebildet durch eine Anzahl gleichgebauter Strophen, von denen jede aus drei Teilen besteht[1]). Die beiden ersten Teile, Stollen genannt, haben gleichen Bau und verhalten sich zu einander wie Satz und Gegensatz. Im dritten, meist längeren Teil, dem Abgesang, finden dann die beiden ersten ihre Ausgleichung. Der Name Stollen ist hergenommen aus der Architektur; es sind die beiden aufrechtstehenden Balken, über welchen ein dritter ruht, der beiden eine feste Verbindung gibt; es ruht also die lyrische Strophe auf zwei Pfeilern, die durch einen dritten zu einem Ganzen verbunden werden[2]). Eine ähnliche Dreiteilung findet sich bei der griechischen Strophe, Antistrophe und Epode. Als Beispiel möge eine Strophe Walthers von der Vogelweide dienen:

(Erster Stollen)	Ich hân lande vil gesehen	a
	unde nam der besten gerne war:	b
(Zweiter Stollen)	übel müeze mir geschehen,	a
	künde ich ie mîn herze bringen dar,	b
(Abgesang)	daz im wol gefallen	c
	wolte fremeder site:	d
	nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?	d
	tiuschiu zuht gât vor in allen.	c

Lande hab' ich viel gesehen,
Nach den besten blickt' ich allerwärts:
Übel möge mir geschehen,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle. (Simrock.)

2. Der Leich liebt im Unterschiede vom Liede ein wechselndes Versmaß, mannigfaltigere Reimverschlingungen, überhaupt eine freiere Form. Die Form des Leichs ist aus der alten Kirchenmusik entsprungen und läßt sich mit der Vielgliedrigkeit der Kantate vergleichen. (Es überwiegt das Musikalische, wie er denn auch seinen Namen leich = Spiel, gespielte Melodie, s. § 11, 5, von der Instrumentalmusik erhalten hat, womit er begleitet wurde.) Seinem Ursprung nach hat er mehr einen ernsten, bald religiösen, bald politischen Inhalt. Neben den geistlichen und politischen Leichen gab

[1]) Ursprünglich bezeichnete man mit daz liet die Strophe; was wir jetzt im Singular Lied nennen, hieß im Mittelhochdeutschen diu liet (= die Lieder).

[2]) J. Grimm, über den altdeutschen Meistergesang, 1811, hat dieses Gesetz der Dreiteiligkeit zuerst aufgedeckt.

es auch sogenannte Tanzleiche, die einen heiteren, munteren Charakter tragen (gotisch: laikan = springen, hüpfen)[1]).

3. Der Spruch besteht aus einer einzigen ein- oder mehrteiligen Strophe, hat meist einen politischen oder religiösen Inhalt und wird nicht gesungen, sondern ist auf recitative Darstellungsweise ohne Begleitung von Musikinstrumenten berechnet.

IV. Die Minnepoesie war nicht zum Lesen, sondern zum Singen bestimmt, so daß hier Goethes Wort seine Geltung hat, „nur nicht lesen, immer singen; und ein jedes Wort ist dein", und zwar wurden die Lieder an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen des Adels mit Begleitung eines Saiteninstrumentes, gewöhnlich der Geige (mit der fidelen, nach der gîgen) gesungen. Da viele Dichter und darunter selbst die bedeutendsten, wie Wolfram, nicht schreiben konnten, wurden die Gesänge mündlich fortgepflanzt. (Manche Minnesänger hielten sich einen Knaben, singerlîn, Singerlein genannt, den sie ihre Lieder lehrten und statt eines Briefes an die Geliebte absendeten.) Erst später werden dieselben aufgezeichnet und in Sammlungen gebracht. Solcher Liedersammlungen haben wir namentlich drei:

1. Die aus dem 14. Jahrhundert stammende große Heidelberger Handschrift. Sie wurde die Manessesche genannt, weil sie angeblich von dem Züricher Ratsherrn Rüdiger von Manesse mit Hilfe seines Sohnes und des Minnesängers Johannes Hadlaub veranstaltet wurde[2]). In Wahrheit ist sie wohl eher in Konstanz, als in Zürich um 1330 entstanden. Einst im Besitze des kunstsinnigen Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz in Heidelberg, wurde sie bei der Einnahme der Stadt im Jahre 1622 entwendet, nach Rom und von da nach Paris im Jahre 1657 gebracht, wo sie zwei Jahrhunderte lang einen der kostbarsten Schätze in dem Handschriftensaale der Nationalbibliothek bildete. Im Jahre 1888 wurde sie für Deutschland wieder gewonnen und der Bibliotheca Palatina in Heidelberg zurückgegeben. Glänzende Miniaturen stellen Bild und Wappen der einzelnen ritterlichen Sänger dar. Wenn auch nicht die älteste, ist doch diese Handschrift die reichste Quelle für die mittelhochdeutsche Lyrik[3]).

2. Weniger vollständig, aber etwas älter ist die Weingartner Liederhandschrift, früher dem Kloster Weingarten gehörig, jetzt in Stuttgart befindlich.

3. Die kleine Heidelberger, welche an Wert die beiden vorigen

[1]) Lachmann, über die Leiche (Museum für Philologie 3, 3, 340). Ferdinand Wolf, über die Lais, Sequenzen und Leiche, Heidelberg 1841. Nach L. Uhland (Leben Walthers von der Vogelweide), dem auch Fr. Pfeiffer in seiner Ausgabe der Gedichte Walthers folgt, ist der Tanzleich die ursprüngliche Form, die dann auch anderartigen Gegenständen zugewendet wurde.

[2]) Gottfried Keller läßt die Handschrift in der ersten seiner „Züricher Novellen" im Auftrage der Herren von Manesse von einem späteren bürgerlichen Minnesänger Hadlaub um 1302 entstanden sein.

[3]) Franz Xaver Krauß († 1902 in Freiburg) hat die Miniaturen der Manesseschen Liederhandschrift herausgegeben, Straßburg 1887. Gerade diese Miniaturen weisen auf Konstanz hin, wo um 1330 Gemälde entstanden, die mit jenen die auffallendste Verwandtschaft zeigen. Die Handschrift selbst enthält auf 426 pergamentenen Folioblättern 7000 Strophen und 137 Miniaturlieder. Friedrich Pfaff (Freiburg) gab sie in getreuem Textabdruck heraus, Heidelberg 1899.

überragt. (Dieselbe wurde mit der Weingartner abgedruckt auf Kosten des literarischen Vereins zu Stuttgart 1843 und 1844.)

Aus diesen Handschriften wurden die Minnesänger herausgegeben, und zwar veranstalteten die erste Ausgabe derselben nach dem Manesseschen Codex Bodmer und Breitinger („Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte", 2 Bände, Zürich 1758). Die größte Gesamtausgabe der „Minnesänger" nach allen bekannten Handschriften ist die von Fr. Heinr. v. d. Hagen, 4 Teile, Leipzig 1838. Eine Auswahl bieten Karl Bartsch, deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh., 4. Aufl., besorgt von Wolfgang Golther, Berlin 1901, sowie Lachmann und Haupt, des Minnesangs Frühling, 4. Ausgabe (besorgt von F. Vogt), 1889. — In einer Auswahl übersetzt haben die Minnesänger Karl Pannier, Görlitz (Foerster) 1881, und G. Eitner (Görlitz), Dresden 1897. — Die namenlosen Lieder aus Minnesangs Frühling hat übertragen und erläutert Robert Schneider (Halberstadt), 1885.

§ 21. Die bedeutendsten höfischen Lyriker.

Die Minnesänger waren bei weitem in der Mehrzahl ritterlichen Standes (Herren), zum kleineren Teile bürgerlichen (Meister). Ihre Zahl war überaus groß (der nahtegalen der ist viel, sagt in dieser Beziehung Gottfried im Tristan). In der großen Heidelberger (Manesseschen) Sammlung allein stehen die Lieder von 140 Minnesängern. Unter ihnen finden wir Namen wie Kaiser Heinrich VI. († 1197), Herzog Heinrich IV. von Breslau († 1290), König Wenzel von Böhmen († 1305), Markgraf Otto IV. von Brandenburg († 1308), Konradin, den letzten Hohenstaufen († 1268). Im ganzen haben wir Lieder von 160 Minnesängern. Die bedeutendsten unter ihnen sind:

1. **Der Ritter von Kürenberg,** dessen Lieder noch ein volkstümliches Gepräge tragen und in der Nibelungenstrophe gedichtet sind (§ 15, 5).

2. **Dietmar von Aist,** ein Bayer, der für seine gleichfalls volkstümlichen Gedichte die Form der kurzen Reimpaare wählte.

3. **Spervogel** (Uferschwalbe), dessen Gedichte von kernhafter Lebensweisheit sind [1]).

Auf die drei ältesten Minnesänger folgt

4. **Heinrich von Veldeke** (§ 18, 1), der eigentliche Vater der Minnepoesie, mit dem die Blüte der höfischen Lyrik beginnt (er imphete das êrste rîs in tiutischer zungen, sagt von ihm Gottfried im Tristan).

5. **Friedrich von Hausen,** ein tapferer Edelmann aus der Pfalz, der bei dem Kaiser Friedrich Barbarossa in hohem Ansehen stand. Mit ihm zog er nicht nur nach Italien, sondern nahm auch teil an dem Kreuzzuge. Auf diesen Fahrten sang er seine Lieder, die er der Geliebten als Grüße und Boten seiner Treue sendet. Die Heimat sah er nicht wieder. Nachdem er glänzende Beweise seiner Tapferkeit abgelegt, fiel er vor Philomelium in Kleinasien, wenige Tage vor seinem großen Kaiser, dem er bis zuletzt treu

---

[1]) Spervogels Lieder für die Schule erläutert und mit einem Glossar versehen von Robert Schneider (Halberstadt) 1876. — Zu unterscheiden ist ein älterer (Spielmann Herger oder Heriger?) und ein jüngerer Spervogel.

gedient. Um den gefallenen Helden und Sänger stimmt das ganze Kreuzheer eine Trauerklage an.

6. **Heinrich von Morungen**, ein thüringischer Ritter, dessen Stammburg in der Nähe von Sangerhausen lag [1]).

7. **Reinmar der Alte**, der längere Zeit am Hofe Leopolds VI. von Österreich (1177—1194) lebte, wo er Walthers Lehrer wurde, neben dem er einer der bedeutendsten Vertreter des Minnegesangs ist [2]). Er ist ein Elsässer und wohl gleich dem Reinmar von Hagenau, den Gottfried im Tristan „aller Nachtigallen Leiterin" nennt: diu von Hagenouwe, ir aller leitvrouwe. Nicht zu verwechseln ist Reinmar der Alte mit einem etwas später lebenden, im Sängerkriege auf der Wartburg uns begegnenden Reinmar von Zweter [3]).

8. **Walther von der Vogelweide**, geboren zwischen 1165 und 1168, dessen Heimat früher in die Schweiz oder Franken verlegt wurde, stammt höchst wahrscheinlich aus Südtirol, wo man seine Heimat in dem Vogelweiderhof bei dem Berghof Layen zwischen Klausen und Waidbruck gefunden zu haben glaubt [4]). In dem benachbarten Österreich verlebte er seine Jugend und lernte hier singen unde sagen, d. h. die Dichtkunst, worin der genannte Reinmar der Alte sein Lehrer war. Nach dem Tode seines Gönners, Friedrichs des Katholischen († 1198), mußte Walther, der zwar ritterlichen Standes — er wird überall „Herr" genannt —, aber arm war, Wien und Österreich verlassen und ein Wanderleben führen, auf welchem er den größten Teil Deutschlands und der angrenzenden Länder kennen lernte (ich hân lande vil gesehen). Am liebsten weilte er am Hofe von Thüringen und Österreich, wohin er mehrfach zurückkehrte. Unter Friedrich II. wurde ihm ein längst ersehnter Wunsch gewährt, er wurde mit einem kleinen Lehen beschenkt. (Ich hân mîn lêhen; al die werlt, ich hân mîn lêhen!) Ob er sich an dem Kreuzzug desselben Kaisers beteiligt, ist ungewiß. Gestorben ist er um 1230 in Würzburg, wo er im Lusemgarten (Lustgarten) vor der Pforte des neuen Münsters begraben liegt. (Letztes Vermächtnis des Dichters. Gedicht von Justinus Kerner.)

Walther ist der bedeutendste und vielseitigste unter allen höfischen Lyrikern. Während die meisten der zahlreichen Minnesänger, namentlich die fürstlichen und adeligen, sich auf die Liebeslieder beschränkten, haben Walthers Lieder zum Inhalt neben dem Frauendienst auch den Herrendienst und Gottesdienst. Zu der ersten Klasse gehört das reizende Lied: Under

---

[1]) Karl Schütze, Die Lieder Heinrichs von Morungen, auf ihre Echtheit geprüft, Kiel 1898. Ernst Lemke, Textkritische Untersuchungen, Jena 1897.

[2]) Konrad Burdach (Halle), Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide.

[3]) Reinmars von Zweter Gedichte gab heraus Gustav Roethe (Göttingen), Leipzig 1887. Die von K. Goedecke aufgestellte Behauptung, daß Reinmar von Zweter eins sei mit einem andern Minnesänger, der Marner genannt, widerlegt in überzeugender Weise Tschiersch in Cüstrin (Programm des Gymnasiums zu Luckau 1872).

[4]) Heinrich Kurz (über Walthers Herkunft und Heimat, Aarau 1863") hält ihn für einen Thurgauer. Nach Lachmann, Fr. v. d. Hagen und W. Wackernagel war Franken seine Heimat; nach Rudolf Menzel, dem sich auch Karl Bartsch anschloß, Tirol; dieser Ansicht ist Fr. Pfeiffer, der in einer früheren Schrift über Walther von der Vogelweide (Wien 1860) sich für Franken erklärte, in seiner Ausgabe Walthers ebenfalls beigetreten. Es gibt freilich viel Vogelweidhöfe. 1889 wurde unserm Dichter in Bozen ein Denkmal errichtet. — Hermann Hallwich führt gewichtige Gründe für Böhmen ins Feld (Böhmen die Heimat W. v. d. V.", Prag 1893).

der linden an der heide. Ein anderes Minnelied beginnt mit den Worten: Bin ich dir unmaere (zuwider), des enweiz ich niht: ich minne dich. Die erste Begegnung mit der Geliebten besingt er in dem Lied: Wol mich der stunde, daz ich sie erkande (kennen lernte), diu mir den lîp und den muot hât betwungen. In dem Liede Herzeliebez frouwelîn sucht er die Stimmen zum Schweigen zu bringen, die über des geliebten Mädchens bescheidene Herkunft spotten, und ruft am Ende aus: swaz (was auch) si sagen, ich bin dir hold und nim (nehme) dîn glesin vingerlin (Glasring) für (lieber als) einer küneginne golt. Die Sehnsucht nach dem Frühling spricht er aus in dem Gesang: Uns hât der winter geschadet über al. In einem andern Frühlingsliede verherrlicht er den Mai: Muget ihr schouwen, waz dem meien wunders ist beschert? und schließt mit dem köstlichen Bilde: du bist kurzer, ich bin langer, alsô stritents ûf dem anger bluomen unde klê. Aber daß Frauenschönheit alle Pracht des Frühlings übertreffe, gesteht er in dem Liede: Sô die bluomen uz dem grase dringent. Insbesondere rühmt er die deutschen Frauen neben den deutschen Männern und deutscher Zucht in dem Lobliede auf das deutsche Vaterland: Ir sult sprechen willekommen: der iu maere bringet, daz bin ich. — In den patriotischen Liedern freilich hat der Dichter, der für die Freiheit und Ehre seines Volkes eiferte und an allen öffentlichen Ereignissen seiner vielbewegten Zeit lebendigen Anteil nahm, vielfach Grund zur Klage. In einem derselben: „Ich saz ûf einem steine und dahte bein mit beine, d. h. schlug sinnend das eine Bein über das andere“, klagt er, daß im Deutschen Reiche Gewalt und Untreue herrschen, dagegen Friede und Recht zum Tode verwundet sind: untriuwe ist in der sâze (Hinterhalt), gewalt vert ûf der strâze, frid unde reht sint sêre wunt. In den großen Kämpfen der Zeit vertritt er auf das entschiedenste die Sache des Kaisers gegen die Ansprüche des Papstes und spricht allerhand reformatorische Gedanken aus. Dem Zorne eines deutschen Herzens über die Untreue des römischen Stuhls gibt er Ausdruck in dem Liede: Ich sach mit mînen ougen man unde wibe tougen (der Männer und Frauen Geheimnisse), daz ich gehôrte und gesach, swaz iemen tet, zwaz iemen sprach; ze Rôme hôrte ich liegen (lügen) und zwêne künege triegen (Innocenz III. hielt bald zu Philipp, bald zu Friedrich): zum Schluß läßt er einen Einsiedler klagen: owê, der bâbest ist ze junc, hilf, hêrre, dîner kristenheit! An Philipp von Schwaben, Otto IV. und Friedrich II. richtete er seine ermutigenden Worte und mahnt sowohl den Kaiser als auch die Fürsten an ihre Pflicht. So stellt er in einem seiner politischen Lieder (Ich hôrte ein wazzer diezen, d. h. brausen) am brausenden Strome Betrachtungen an über den Unbestand im menschlichen Leben und beklagt es, daß in der ganzen Natur Ordnung herrsche, nur im Deutschen Reiche nicht (sô wê dir, tiuschiu zunge, wie stêt dîn ordenunge); daran reiht sich die Aufforderung an das deutsche Volk: Philippe setze en weisen ûf (gemeint ist die deutsche Königskrone mit dem großen Diamant, welcher als der einzige seiner Art den Namen „der Waise, orphanus“ führte, vergl. Herzog Ernst § 14, 6) und heiz sie treten hinder sich (d. h. heiß die Mitbewerber zurücktreten)! — Unter seinen geistlichen Liedern steht obenan ein Leich auf die heilige Dreieinigkeit. In einem Kreuzliede verherrlicht er das gelobte Land: Nû alrêst leb' ich mir werde (nun hat erst das Leben Wert für mich), sît mîn sündic ouge siht lant daz reine und ouch die erde,

der man vil der êren giht (das man so sehr ehrt und preist). In einem seiner kurzen Sprüche fordert er vor allem Selbstbeherrschung: wer sleht (schlägt) den lewen? wer sleht den risen? wer überwindet jenen und disen? daz tuot einer, der sich selber twinget. Auch Regeln über Kindererziehung finden wir bei ihm, und zwar gibt er Eltern den Rat: nieman kann mit gerten (Ruten) kindes zucht beherten (fest, dauerhaft machen), während er den Kindern zuruft: hüetet iuwer zungen, das zimt wol den jungen: hüetet iuwer ougen offenbâre und tougen (heimlich); hüetet iuwer ôren, oder ir sît tôren; hüetet wol der drîer leider alze frîer! In einem seiner letzten und schönsten Lieder klagt er in tiefer Wehmut über die so rasch dahin geschwundenen Jahre seines Lebens: owê war (wohin) sind verswunden alliu mîniu jâr! ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez war? — Indem Walther mit inniger Zartheit einen frommen Sinn und einen männlichen Ernst verband, ist er ein wahrhaft deutscher Dichter, der schon bei seinen Zeitgenossen im höchsten Ansehen stand. Gottfried, der im Tristan die Minnesänger mit Nachtigallen vergleicht, stellt die Frage auf: wer leitet nu die liebe schar? und antwortet: ir meisterinne kan ez wol, diu von der Vogelweide. Im Renner Hugos von Trimberg (§ 23, 4) finden sich die schönen Verse 1218 und 1219: hêr Walther von der Vogelweide, swer des vergaeze, der taet' mir leide (Leides): der würde mir wehe tun. Ihn in neuerer Zeit zuerst in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt und unserem Volke wieder nahe gebracht zu haben, dieses Verdienst gebührt vor allem Ludwig Uhland, Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter (1822)[1].

§ 22. Entartung des Minnegesanges.

Schon zu Lebzeiten Walthers trat seit 1220 bei einigen Dichtern eine Erntartung des Minnegesanges ein; es verlor die Minne die frühere Reinheit und Zartheit und der Minnegesang seine alte Würde. (Walther beklagt es, daß die fuoge, d. h. der Anstand, immer mehr schwinde und die unfuoge,

[1]) In neuester Zeit ist das Leben Walthers in eingehender Weise behandelt worden von Max Rieger (Darmstadt), 1863, Rudolf Menzel, 1865, W. Wilmanns, 1882, und Konrad Burdach, Leipzig 1900. — Ein kürzeres Lebensbild des Dichters, in welches dessen schönste Lieder und Sprüche geschickt verflochten sind, haben entworfen Edward Samhaber, Laibach 1882, Anton Schönbach, 2. Aufl., Dresden 1895, und Theodor Uhle, Hamburg 1894. — Ausgaben von K. Lachmann, 6. Aufl. (Abdruck der von K. Müllenhoff besorgten fünften), Berlin 1894. W. Wackernagel und M. Rieger 1862. Fr. Pfeiffer mit Wort- und Sacherklärungen, 6. Aufl., 1880 (besorgt von K. Bartsch). H. Paul, 2. Aufl., Halle 1894. W. Wilmanns, 2. Aufl., Halle 1883 (germanistische Handbibliothek herausgegeben von Julius Zacher, Band 1 und Schulausgabe 1886). K. Simrock, 1870. Schulausgabe mit Wörterbuch von K. Bartsch, 2. Aufl., 1885. Walthers von der Vogelweide und seiner Schüler ausgewählte Gedichte. Schulausgabe von Reinhold Bechstein, 2. Aufl., Stuttgart 1893. Auswahl von Bernhard Schulz, 3. Aufl., Leipzig 1893. Für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten bestimmt ist Karl Kinzel, Walther von der Vogelweide und des Minnegesangs Frühling, ausgewählt, übersetzt und erläutert. Halle (Waisenhaus), 6. Aufl., 1898. Eine andere Auswahl besorgten Gustav Bornhak, Leipzig, und Otto Güntter, 3. Auflage, Leipzig 1896 (Sammlung Göschen). — Übersetzungen von Friedrich Koch, 1848; Gotthold Alexander Weiske, 1852 (Halle); K. Simrock, 8. Aufl., 1894; Karl Pannier (Leipzig, Reclam). Karl Koppmann (Sprüche), Hildesheim 1893. Eduard Kleber, Straßburg 1894. Eine sehr gewandte Nachdichtung bietet Adalbert Schroeter (Jena, Costenoble).

d. h. die Roheit, die Herrschaft davon trage: ouwê hovelîches singen, daz dich ungefüege doene solten ie ze hove verdringen! frô (= froue, Frau) Unfuoge ir habet gesiget!) Die Entartung knüpft sich an folgende Namen:

1. **Neidhart** (Nithart), ein Ritter, der in Bayern (bei Landshut) eine Besitzung hatte (Riuwental, Reuental), später die Gunst des Herzogs von Bayern verlor, nach Österreich übersiedelte und in Wien starb, wo sich sein Denkmal an der Außenseite der Stephanskirche befindet. Er begründete die volksmäßige Lyrik der Höfe (Lachmann nennt es höfische Dorfpoesie), d. h. diejenige Richtung des Minnegesanges, welche ihren Stoff aus dem Leben der Bauern schöpfte, deren Plumpheit, Putzsucht, Raufereien, Liebeshändel und Tänze verspottete. Der Ausdruck für dieses bäuerische Wesen war dörperheit, von dorp, Dorf, daher dörper, Dorfbewohner und dörperheit, dörfisches Benehmen, womit unser Tölpel und tölpelhaft zusammenhängt; der Gegensatz davon hövisch, hövischheit, § 13, 3. Solche Poesie diente zur Ergötzlichkeit und Belustigung der Ritter und Höfe. Durch diese derben Spottgedichte, die oft in Gemeinheit ausarten, erwarb sich Neidhart den Namen des Bauernfeindes [1]).

2. **Ulrich von Lichtenstein**, ein Ritter aus dem steiermärkischen Geschlecht († 1275), der ein höchst abenteuerliches Minne- und Ritterleben führte, das er selbst beschrieben hat. Dieser Selbstbiographie, welche den Titel Frauendienst führt, sind seine sämtlichen Gedichte eingefügt. Es läßt uns dies Werk einen tieferen Blick tun in die Verirrungen des ritterlichen Minnedienstes, der seine sittliche Reinheit verloren hatte [2]).

3. **Heinrich von Meißen** (der seinen Namen nach dem Wappenvogel, der Meise, führt), genannt Frauenlob, weil er im Gegensatz zu anderen Dichtern der Benennung Frau, d. h. Herrin, Gebieterin (got. frauja = Herr) den Vorzug gab vor dem Namen Weib (der bloßen Geschlechtsbezeichnung im Gegensatz zu „Mann"). Er bildet den Übergang von den Minnesängern zu den Meistersängern und soll in Mainz, wo er 1318 starb und von den Frauen zu Grabe getragen wurde (sein Denkmal befindet sich am Kreuzgang des Doms), die erste Meistersängerschule gegründet haben. Seine Streitgedichte sind in dialogischer Form abgefaßt. Er legt zuviel Gewicht auf die Form und liebt zu künstlichen Strophenbau (sein zarter Ton hat 21 künstlich verschlungene Reime, sein überzarter hat deren 34 in einer Strophe [3]).

Anmerkung. Aus der Zeit, welcher Heinrich von Meißen angehört, stammt auch das Streitgedicht, welches uns ein unbekannter Verfasser unter dem Namen des Sängerkrieges auf der Wartburg hinterlassen hat. Dieses Gedicht besteht aus zwei Teilen. Im ersten halten mehrere am thüringischen Hofe lebende Dichter, namentlich Heinrich von Ofterdingen und Walther von der Vogelweide, einen Wettgesang, in welchem Heinrich das Lob des Herzogs Leopold von Österreich, Walther dagegen das des Landgrafen Hermann von Thüringen besingt, wobei Wolfram von Eschenbach und Reinmar von Zweter Kampfrichter sind. Der Überwundene soll dem Henker verfallen. Die Landgräfin Sophie jedoch beschützt den besiegten Heinrich von

---

[1]) Ausgaben von M. Haupt, 1858, und Friedrich Keinz, Leipzig 1889. — Albert Bielschowsky († 1902 in Berlin), Leben und Dichten Neidharts von Reuental, Berlin 1891. (Sonderabdruck aus Acta Germanica II, 2.)

[2]) Der Frauendienst wurde bearbeitet von L. Tieck, 1822, herausgegeben von K. Lachmann, 1841, in neuester Zeit von Reinhold Bechstein, 2 Teile (deutsche Dichtungen des M.-A. von Karl Bartsch, Band 6 und 7), Leipzig 1888.

[3]) Alfred Borckel, Frauenlob. Sein Leben und Dichten, 2. Aufl., Mainz 1881.

Ofterdingen und gewährt dessen Bitte um einen nochmaligen Kampf. Als Schiedsrichter wird Klingsohr aus Ungarland berufen, der sich mit Wolfram in kunstvollen Rätseln mißt, welche im zweiten Teile des Gedichtes enthalten sind. — Mag auch ein solcher Wettstreit auf der Wartburg im Jahre 1206 und 1207 unter dem Landgrafen Hermann stattgefunden haben, so gehören doch die näheren Umstände, von welchen unser Gedicht redet, der Sage an[1]).

Didaktische Poesie.

§ 23. Lehrgedichte und Fabeln.

Bereits im 12. Jahrhundert begegnen wir einer lehrhaften Richtung in der Poesie. So entstanden damals zwei Gedichte, das Lied „von dem gemeinen Leben" und „von des Todes gehügede" (d. h. von der Erinnerung an den Tod), die einen Laienbruder in Österreich, Heinrich von Mölk, zum Verfasser haben. Er ist der älteste deutsche Satiriker und kann als der Juvenal der Ritterzeit bezeichnet werden (Ausgabe von Richard Heinzel 1867). Insbesondere nahm seit Walther von der Vogelweide der Minnegesang ein didaktisches Element in sich auf, und namentlich diente die Form des Spruchs dazu, Lebensweisheit zu lehren, zu Zucht und Ehre zu ermahnen. Allmählich bildete sich diese Richtung zu seiner selbständigen Dichtungsart aus, welche im 13. Jahrhundert eine reiche Pflege erhielt. Die vorzüglichsten Lehrgedichte sind:

1. der **Winsbeke** und die **Winsbekin**, zwei Gedichte von unbekannten Verfassern, die sich noch in der Manessischen Sammlung der Minnesänger befinden. Das erste enthält Lehren der Weisheit, die ein Vater seinem Sohne erteilt; in dem zweiten ermahnt eine adelige Mutter ihre Tochter zur höfischen Zucht und Sitte[2]).

2. **der welsche Gast** (d. h. der Fremdling aus Italien) des **Thomasin von Zirkläre** (in lat. Urkunden Circlaria), eines Edelmanns aus Friaul. Das Werk ist eine weltliche Sitten- und Tugendlehre, die jedoch weniger die Tugend lehrt, als die entgegengesetzten Laster züchtigt. Grundlage aller Tugenden ist dem Verfasser die staete, d. h. die Beharrlichkeit, während die unstaete als Quelle aller Laster dargestellt wird[3]).

3. die **Bescheidenheit** des **Freidank**, eines sonst unbekannten Dichters, der im Jahre 1228 den Kaiser Friedrich II. auf seinem Kreuzzuge begleitete. Den Namen Bescheidenheit trägt das im Jahre 1229 und, zum Teil wenigstens, in Syrien verfaßte Gedicht, weil es von den Dingen dieser und jener Welt, von religiösen und weltlichen Angelegenheiten Bescheid gibt und zu einem bescheidenen, d. h. verständigen Leben anleitet, denn bescheidenheit ist im Mittelhochdeutschen gleichbedeutend mit Weisheit, Einsicht, richtige Beurteilung der Dinge, und diese erscheint in dem Gedicht als die Quelle aller Tugenden: ich bin genant bescheidenheit, diu aller tugende krône treit. Das Buch, das eine Reihe von Be-

---

[1]) August Koberstein, über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburgkrieg (Programm von Schulpforta), 1823. Lucas über den Wartburgkrieg, 1838. H. v. Plötz, über den Sängerkrieg auf der Wartburg, 1851. Ausgaben von Ettmüller, 1830, und Simrock (mit Übersetzung und Erklärungen), 1858.

[2]) Ausgaben von M. Haupt, 1845, und Albert Leitzmann (altdeutsche Textbibliothek, Nr. 9), Halle 1888; übersetzt von Ernst Wilken, 1872.

[3]) Zum ersten Male herausgegeben von Heinrich Rückert, 1852.

trachtungen über die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse enthält, ist das beste Lehrgedicht der mittelhochdeutschen Zeit und eine reiche Fundgrube der Volksweisheit. Vom 13. bis 17. Jahrhundert genoß dasselbe solches Ansehen, daß es die weltliche Bibel hieß. Von der großen Beliebtheit des Gedichts zeugen die überaus zahlreichen, unter sich freilich stark abweichenden Handschriften und die fleißig gelesenen, von Sebastian Brant vorgenommenen Bearbeitungen desselben [1]).

4. der **Renner** des **Hugo von Trimberg** (um 1300). Der Verfasser, welcher Schulrektor in Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg, war, nannte sein Werk Renner, weil es wie ein ungezügeltes Roß rennen soll durch die Lande (Renner ist ditz buoch genant, wan ez soll rennen durch diu lant). Er weist in demselben auf die Bibel hin als die Quelle und den Mittelpunkt aller Weisheit, eifert nicht nur gegen die Ritterromane als Lügenwerke, sondern findet auch in den Büchern der Alten mancherlei Gift. Der Grund alles Verderbens liegt ihm in Hoffart, Neid, Habgier, Unmäßigkeit. Freilich leidet dieses moralische Sammelwerk an zu großer Ausdehnung (gegen 25 000 Verse) und infolgedessen an Planlosigkeit. (Ausgabe vom Bamberger hist. Verein 1833.)

Zur didaktischen Poesie dieser Zeit gehört auch die Fabel, welche damals bîspel, Beispiel, Gleichnisrede genannt wurde. Im Mittelhochdeutschen bedeutet spel Rede, bîspel die Rede, die noch etwas anderes bedeutet, noch einen Nebensinn hat. Das Wort spel findet sich noch im Englischen godspel, gospel, d. h. Evangelium. (Neben bîspel steht auch bîschaft von beschaffen, d. h. eine Erzählung, die erst geschaffen, erfunden worden ist, um eine Lehre daran zu veranschaulichen: mê denne wort ein bîschaft tuot.) — Die beiden ersten Fabeldichter, von denen freilich nur der erste ins 13. Jahrhundert fällt, während der andere ins 14. Jahrhundert hinüberreicht, sind:

1. der Stricker, der die Sammlung seiner Fabeln die Welt (diu werlt) benannte (ein anderes Werk von ihm siehe § 19).

2. Ulrich Boner, ein Predigermönch in Bern, der 100 Fabeln und Erzählungen (bîschafte) herausgab unter dem Titel der Edelstein (das erste deutsche Buch, das 1461 im Druck erschien), eine Sammlung, die einen Schatz von gesunden Lebensregeln, von Welt- und Menschenkenntnis enthält. Indem Boner den Stoff zu seinen Fabeln meist dem Altertume entlehnt, züchtigt er in denselben nicht nur den auf das Irdische gerichteten Sinn des Volks, sondern auch den Übermut der Großen [2]).

Anmerkung. Im Vergleiche mit den poetischen Denkmälern dieses Zeitabschnittes ist die Zahl der uns erhaltenen prosaischen Werke sehr klein. Die Sprache der Wissenschaft war die lateinische; selbst die Geschichte wird lateinisch behandelt oder kleidet sich in das Gewand der Poesie (Reimchroniken). Der deutschen Prosa bediente man sich nur in Rechtsbüchern, öffentlichen Urkunden und Predigten. Die nennenswertesten Prosadenkmäler sind:

---

[1]) Herausgegeben von W. Grimm, 2. Aufl., 1860; H. E. Bezzenberger, 1872. — Neuhochdeutsch bearbeitet von Adolf Bacmeister (im Auszug), Stuttgart 1860; K. Simrock, Stuttgart 1867; Karl Pannier, Leipzig (Reclam). — Hermann Paul (Freiburg), über die ursprüngliche Anordnung von Freidanks Bescheidenheit. — Johann Goldfriedrich, die religiösen und ethischen Grundanschauungen in Freidanks Bescheidenheit (Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht 13, 6), Leipzig 1899.

[2]) Ausgabe von Fr. Pfeiffer, 1844. Ausgewählt und sprachlich erneuert von Max Oberbreyer (Staßfurt, Foerster), 1881, und Karl Pannier (Leipzig, Reclam).

1. Eidesformeln, wie der Erfurter Judeneid aus dem 12. Jahrhundert und eine schwäbische Verlöbnisformel. Beide sind in den Denkmälern von Müllenhoff und Scherer abgedruckt.

2. Urkunden. Hierher gehört der allgemeine Landfriede oder der Reichstagsabschied Friedrichs II. zu Mainz 1236.

3. Rechtsbücher, wie der Sachsenspiegel des Eike von Repgow[1]) und der Schwabenspiegel. Das Mittelglied zwischen beiden bildet der Deutschenspiegel oder der Spiegel deutscher Leute. Auch die sogenannten Weistümer (Rechtsentscheidungen) gehören hierher, von denen J. Grimm eine vortreffliche Sammlung begonnen hat (7 Bände, Göttingen 1840—1878).

4. Predigten. Es waren namentlich die Predigermönche des Franziskanerordens, welche sich der deutschen Sprache bedienten, wie Bruder David von Augsburg und sein berühmter Schüler, Bruder Berthold von Regensburg († 1272), dessen Predigten urdeutsch sind[2]).

Vierte Periode.

Entwicklung der Poesie in den Händen des Bürger- und Handwerkerstandes. 1300—1500.[3])

§ 24. Verfall der Poesie und seine Ursachen.

Mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts sank die Poesie von der Höhe herab, die sie seit der Mitte des 12. Jahrhunderts eingenommen hatte. Die Gründe des Verfalls[4]) waren hauptsächlich folgende:

1. Der Zustand des Deutschen Reiches, das seit dem Untergange des hohenstaufischen Kaiserhauses immer mehr zerfiel und sich in einzelne Teile zersplitterte. Vorbereitet wurde die Auflösung schon unter den Hohenstaufen, da infolge der fortwährenden Kämpfe mit Italien und dem Papsttume die Lehensträger immer größere Unabhängigkeit gewannen und das Ansehen

---

[1]) Ausgaben von Maßmann, 1857, und Schöne, 1859. Homeyer, 3. Aufl., 3 Bände, Berlin 1861. Nach der ältesten Leipziger Handschrift herausgegeben von Julius Weiske († 1877 in Leipzig), 7. Aufl., neu bearbeitet von R. Hildebrand 1895. Nach der Oldenburger Bilderhandschrift herausgegeben von A. Lübben 1879. — Demselben Eike von Repgow schreibt Maßmann auch die früher sogenannte „Sachsenchronik“ zu, welche er für die älteste deutsche Chronik hält (1857 herausgegeben vom Stuttgarter lit. Verein, Band 42, neueste Ausgabe von G. Schoene, die repgauische Chronik, 1859).

[2]) Karl Roth, deutsche Predigten des 12. und 13. Jahrh., 1839. Hermann Leyser, Predigten des 13. und 14. Jahrh., 1838. Grieshaber, deutsche Sprachdenkmäler religiösen Inhalts, 1842, und deutsche Predigten des 13. Jahrh., 1844. Berthold von Regensburg, vollständige Ausgabe seiner Predigten, 2 Bände (Bd. 1 herausgegeben von Franz Pfeiffer 1862, Bd. 2 von Joseph Strobl 1880). — Bertholds Missionspredigten, herausgegeben von Franz Göbel, 3. Aufl., 1872. — A. Schönbach, altdeutsche Predigten, 3 Bände, Graz 1886—1891.

[3]) Alwin Schulz, deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh. Wien 1892.

[4]) Eine ausführliche quellenmäßige Schilderung derselben gibt K. Kinzel in der Einleitung zu „der Junker und der treue Heinrich, ein Rittermärchen“. Berlin 1880.

des Kaisers immer mehr geschwächt wurde. Durch die Kämpfe um die Kaiserkrone, durch die sich wider einander erhebenden Gegenkaiser und die Rivalität der Fürsten wurde die unter Rudolf von Habsburg (1273—1291) wieder aufblühende Ordnung von neuem untergraben.

2. Der Eigennutz der Kaiser, die nur dynastische Interessen verfolgten und vor allem an die Vergrößerung ihrer Hausmacht dachten. Dasselbe Streben teilten auch die anderen Fürsten, an deren Höfen die Poesie jetzt keinen Schutz mehr fand. (Statt wie früher bei wandernden Sängern suchten sie ihre Unterhaltung bei Hofnarren.)

3. Die Roheit der Ritter, welche nicht mehr ideale Zwecke verfolgten, sondern von ihren Burgen aus die Städte brandschatzten und die vorüberziehenden Kaufleute plünderten. (Faustrecht. Sich vom Sattel nähren. Aus dem Stegreif leben.) Von der feinen höfischen Sitte wußten dieselben nichts mehr, und der höfische Frauendienst war zu einem unsittlichen Verhältnisse geworden.

4. Die Entartung der Geistlichkeit, welche immer mehr verweltlichte und in Zuchtlosigkeit und Unwissenheit verfiel. Der Kultus war zu einem bloßen Zeremoniendienst herabgesunken, und nur hie und da regte sich ein freier innerlicher Glaube.

5. Allerhand äußere Unglücksfälle wirkten verdüsternd auf die Gemüter und ließen dieselben zu keiner poetisch freien Erhebung gelangen. Es war um jene Zeit Deutschland heimgesucht von Überschwemmungen, Mißwachs, Hungersnot und einer furchtbaren Seuche, der schwarze Tod genannt. (Veranlaßt wurden dadurch die Bußfahrten der Flagellanten oder Geißelbrüder.)

6. Die Wissenschaft, welche eine Stätte fand auf den neu gegründeten Universitäten (Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Leipzig 1409, Rostock 1419, Greifswald 1456, Freiburg 1457, Ingolstadt 1472, Tübingen 1477), schuf wohl einen Gegensatz zwischen Gelehrten und Ungelehrten, übte aber keinen unmittelbaren Einfluß auf die Bildung des Volkes und die Entwicklung der Literatur.

7. Der in den Städten emporblühende Bürgerstand verfolgte mehr eine materielle Richtung und wendete sich nicht sowohl einem höheren idealen Streben, als dem Praktischen und Gewerbsamen zu. (Erweiterte Seereisen führten zu neuen Entdeckungen, vermehrte Bedürfnisse zu neuen Erfindungen: Uhren, Kompaß, Schießpulver, Buchdruckerkunst.)

Zu diesen mehr äußeren Ursachen kamen innere hinzu:

1. Die Dichter wenden sich nicht den großen nationalen Stoffen der Vorzeit zu, sondern wählen Gegenstände, die keine echt poetische Behandlung zulassen.

2. Die Form erhält ein Übergewicht über den Inhalt. Eben weil der Poesie ein rechtes Objekt, ein reicher Inhalt fehlte, wird vielfach ein zu großes Gewicht auf die Form gelegt, die dadurch eine hohle und leere wird.

3. Das reine Mittelhochdeutsche, jene allgemeine Hof- und Dichtersprache des 13. Jahrhunderts, artet aus und wird überwuchert von den Dialekten, die eine Zeit lang zurückgedrängt waren.

In dieser gemütsarmen Zeit, in welcher die Säulen deutscher Poesie, deutsche Treue und christlicher Glaube, wankten und nur die fromme Tätigkeit der Mystiker einen Damm bildete gegen die Irreligiosität und Sitten-

losigkeit des Volkes, sank die Poesie mehr und weniger zu flacher Reimerei herab. — Wir lassen sämtliche diesem Zeitraume angehörige Werke unter den vier Gesichtspunkten der epischen, lyrischen, didaktischen und dramatischen Poesie, sowie der Prosa folgen.

§ 25. Epische Poesie.

Auf dem Gebiete des **Volksepos** wird nichts Neues geschaffen; es werden nur alte Heldengedichte in geistloser Weise über- und umgearbeitet. Man wählte hierzu nicht Gedichte ersten Ranges, wie Nibelungenlied und Gudrun, sondern jüngere, der lombardischen und Dietrichsage angehörige Gedichte, wie Ortnit, Wolfdietrich, den Rosengarten, König Laurin (§ 16, II). Die Bearbeitungen dieser vier Epen bilden zusammen das Heldenbuch, das mehrmals herausgegeben wurde[1]). Dieselben Stoffe nebst mehreren anderen, den ostgotischen und hunnischen Sagenkreisen angehörigen Gedichten wurden später von einem Schreiber, Kaspar von der Roen (§ 9), um das Jahr 1472 abermals gesammelt und in der Dresdener Handschrift zusammengestellt. Die meist abgekürzten Bearbeitungen von 11 alten Heldengedichten führen gleichfalls den Namen Heldenbuch. Dasselbe wurde von Fr. H. v. d. Hagen als sein letztes Werk herausgegeben (1855)[2]).

Gleiches Schicksal mit dem Volksepos teilt das **Kunstepos**. Die Gedichte der Artus- und der Gralsage werden auf das geschmackloseste bearbeitet und mit der Geschichte des Argonautenzuges und des trojanischen Krieges zu einem Ganzen verbunden. Dieses cyklische Gedicht aus dem Jahre 1478 führt den Titel Buch der Abenteuer und hat einen bayrischen Wappenmaler, Ulrich Fürterer, zum Verfasser[3]).

Das **Tierepos** kehrt am Ende des 15. Jahrhunderts zum zweiten Male zu uns zurück. Auf das bereits erwähnte Werk Reinhart Fuchs von Heinrich dem Glichesäre (§ 14, 7) war um 1250 unter dem Titel Reinaert von einem gewissen Willem eine flandrische oder mittelniederländische Bearbeitung der Tiersage gefolgt[4]). Im 14. Jahrhundert wurde dieser Reinaert, dem der altfranzösische Renart zu Grunde lag, der aber weit vollkommener und kunstgemäßer war als dieses sein Original, fortgesetzt und im 15. Jahrhundert durch Heinrich von Alkmar, den Erzieher eines lothringischen Prinzen, umgearbeitet, sowie mit einer prosaischen

---

[1]) Erste Ausgabe ohne Ort und Jahr. Zweite Ausgabe Augsburg 1491, die dritte zu Hagenau 1509. — A. v. Keller, das deutsche Heldenbuch, nach dem mutmaßlich ältesten Drucke neu herausgegeben (Stuttg., lit. Verein, Band 87) 1867.

[2]) Nicht zu verwechseln mit diesen beiden ist ein drittes Werk, das gleichfalls den Titel Heldenbuch führt. Unter diesem Namen hat Simrock seine Übersetzungen und Bearbeitungen unserer gesamten nationalen Heldendichtung in 6 Bänden zusammengefaßt. Band 1 dieses Heldenbuchs enthält das Nibelungenlied, Band 2 Gudrun, Band 3 das kleine Heldenbuch, bestehend aus Walther und Hildgund, Rosengarten, Alphart, hörnen Siegfried, Hildebrandslied, Ortnit, Hug- und Wolfdietrich; Band 4—6 das Amelungenlied, ein eigenes Werk Simrocks, der damit die Lücke der Heldensage zu ergänzen und die ursprüngliche Gestalt derselben im Gegensatz zu späteren Bearbeitungen wieder herzustellen sucht.

[3]) Ausgabe von Arthur Peter, Tübingen 1885 (Stuttg., lit. Verein, 175).

[4]) Reinaert de Voß, herausgeg. von Willems, 2. Ausg., 1850, Jonckbloet, 1856, und E. Martin, 1874; übersetzt von August Geyder, 1844.

Glosse versehen. Diese Umarbeitung des Reinaert wurde unter dem Titel Reinke de Vos (Reinhart der Fuchs) ins Niederdeutsche (Plattdeutsche) übertragen [1]). Der Urheber dieser 1498 zuerst bekannt gewordenen Übersetzung ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, doch sprechen mehr Zeugnisse für den Buchdrucker Matthias Brandis, als für Hermann Barkhusen oder Nikolaus Baumann, die man irrtümlich für die Verfasser hielt [2]). Wie in dem Reinaert, so ist auch in dem Reineke die Satire vorherrschend. Beziehungen auf kirchliche und politische Verhältnisse, auf das sittenlose Leben der höheren Geistlichkeit, sowie anf das ränkevolle Tun und Treiben der Gewalthaber und ihrer Räte sind nicht zu verkennen. Reineke treibt mit Religion, Ehre, Eid und jeder Tugend Hohn, er triumphiert durch Lug und Trug, Verleumdung und Tücke, ja er wird zuletzt mit Ehren überhäuft und Kanzler des Reichs. — Diese niederdeutsche Übersetzung verschaffte der Tiersage eine Verbreitung, wie dies früher keine deutsche, französische und niederländische Bearbeitung vermocht hatte. Aus der niederdeutschen Arbeit gingen zahlreiche andere in verschiedenen Sprachen hervor, nach ihr dichtete auch Goethe seinen Reineke Fuchs in Hexametern und Wilhelm Soltau († 1823 in Lüneburg) in kurzen Reimpaaren. — In niederdeutschem Text lautet der Anfang:

It geschach up enen pinkstedach,
Es geschah an einem Pfingsttage,
dat men de wolde unde velde sach
daß man die Wälder und Felder sah
grône stân mit lof unde gras,
grün steh'n mit Laub und Gras,
unde mannich vogel vrôlich was
und mancher Vogel fröhlich war
mit sange in hagen unde up bômen.
mit Gesang in Hecken und auf Bäumen.

Goethes Reineke Fuchs beginnt mit den Worten:

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken
Übten ein fröhliches Lied die neu ermunterten Vögel.“

Bei Soltau lautet der Anfang:

„Es war an einem Maientag,
Wie Blum' und Laub die Knospen brach;
Die Kräuter sproßten; froh erklang
Im Hain der Vögel Lobgesang.“

In neuester Zeit hat der Holsteiner Joachim Mähl (in Reinfeld) das alte Tierepos Reinecke Vos einer originellen Rückübertragung ins Plattdeutsche unterworfen [3]).

---

[1]) August Lübben, Reinke de Vos, nach der ältesten Ausgabe (Lübeck 1498) mit Einleitung, Anmerkungen, Wörterbuch, 1868. — Karl Schröder (deutsche Dichtungen des Mittelalters, herausgegeben von Karl Bartsch, Bd. 2), 1872. — Friedrich Prien (altdeutsche Textbibliothek, herausgegeben von H. Paul), Halle 1887.

[2]) Friedrich Latendorf (Gymnasialprogramm von Schwerin, 1865).

[3]) Reineke Vos, Ut freier Hand von Joachim Mähl, Stuttgart (Cotta) 1878.

§ 26. Lyrische Poesie.

Die Zeit der höfischen Minnepoesie ist vorüber. Es machen wohl noch einzelne Adelige, wie Hugo von Montfort[1]) und Oswald von Wolkenstein († 1445, begraben im Neustift bei Brixen)[2]), den Versuch, die erstorbene ritterliche Poesie neu zu beleben, im allgemeinen zog sich aber die Lyrik von den Höfen zurück in die Städte, geriet aus den Händen der Ritter und Herren in die der Bürger und Meister: der Minnegesang wird **Meistergesang** (meistersanc, meistersanges orden, meistersinger)[3]). In den Städten des südlichen und mittleren Deutschland, namentlich in Mainz, Augsburg, Nürnberg, Kolmar und Ulm, vereinigten sich die Handwerksmeister zu zunftmäßig eingerichteten Singschulen, um in den Feierstunden auf der Herberge sich in der edlen Sangeskunst zu üben, Sonntags nachmittags aber auf dem Rathause oder in der Kirche die eingeübten Gesänge vorzutragen (Schule zu singen). Nach dem Grade ihrer Kunstfertigkeit zerfielen die Mitglieder einer Singschule (Gesellschafter) in 5 Klassen:

1. Schüler, welche die Tabulatur, d. h. die vorgeschriebenen Gesangsregeln, noch studierten.
2. Schulfreunde, welche diese Poetik und Metrik der Meistersänger inne hatten.
3. Singer, die einige fremde Meistergesänge bereits schulgerecht vorsingen konnten.
4. Dichter, welche nach den Tönen anderer einen eigenen Gesang zu dichten verstanden.
5. Meister, welche einen neuen Ton erfanden, d. h. einen Gesang mit selbständigem neuen Metrum und eigener Melodie dichteten.

Ein solches Lied, das ein Meister dichtete, hieß ein Bar; jedes Bar bestand aus Gesätzen (Strophen), und jedes Gesätz aus zwei Stollen von gleichem Ton und einem Abgesang mit anderem Versmaß und anderer Melodie (§ 20, III). Der Töne und Weisen, welche überaus künstlich verschlungen waren (die Strophen bis zu 100 Reimen), gab es sehr viele (über 200) mit zum Teil sehr wunderlichen Namen (Schreibpapier- und Schwarztintenweis, die hohe Firmamentweis, die geblümte Nußblühweis, die Fett-Dachsweis, Rosmarinweis, gestreifte Safran-Blümleinweis). Aus den Meistern wurde das Gemerk (der Vorstand) gewählt, das aus dem Büchsenmeister (Kassierer), Schlüsselmeister (Archivverwalter), Merkmeister (Kritiker) und Kronenmeister (Verteiler der Preise) bestand. Dem Merkmeister standen vier Merker (merkaere), Kampfrichter, zur Seite, welche darauf zu achten hatten, daß nicht gegen die Tabulatur gefehlt wurde und jede Verletzung derselben straften. Bei Beurteilung des Inhalts wurde nur

---

[1]) Ausgaben von K. Bartsch (Stuttgarter liter. Verein), 1879, und von J. E. Wackernell (Innsbruck), 1880, mit wertvollen Abhandlungen zur Geschichte der deutschen Literatur, Sprache und Metrik im 14. und 15. Jahrhundert.

[2]) Gedichte Oswald von Wolkensteins, des letzten Minnesängers, übersetzt von Johannes Schrott, Stuttgart 1886. Ausgabe von Zingerle, 1870. Ein Epos „Oswald von Wolkenstein" (1890) schrieb die österreichische Dichterin Angelika von Hörmann, geb. 1843 in Innsbruck.

[3]) A. Puschmann, gründlicher Bericht des deutschen Meistergesanges, Görlitz (Ambrosius Fritsch) 1573. — Joh. Christ. Wagenseil, von der Meistersinger holdseligen Kunst, Altdorf 1697. — Otto Weddigen, der deutsche Meistergesang, Berlin 1894.

darauf gesehen, daß nichts Unchristliches, Schriftwidriges, und daß keine Undeutlichkeiten vorkamen. Den ersten Fehler bezeichnete man als falsche, den letzten als blinde Meinung. Weit strenger verfuhr man noch in Beziehung auf Sprache und Form, und es enthält die Tabulatur über falsche Silben und Wörter nicht weniger als 32 Strafregeln. (Hierher gehören Klebsilben, d. h. willkürliche Zusammenziehungen, wie keim statt keinem; Milben, d. h. unrichtige Reime, wie Knaben und Knappen, Tod und Gott usw.). Die besten Sänger wurden gekrönt durch den Kronmeister, und zwar bestand der erste Preis in einer silbernen Kette mit einer Denkmünze (Davidsgewinner), der andere in einem aus seidenen Blumen gewundenen und kostbar verzierten Kranze. Die Gegenstände des Meistergesanges waren im 15. Jahrhundert vorzugsweise geistlicher Natur, ja es wurden in den Jahrhunderten nach der Reformation nur biblische Stoffe gewählt. Es gehört nämlich der Meistergesang nicht bloß dieser, sondern auch der folgenden Periode an, ja er erreicht sogar im 16. Jahrhundert erst seinen Höhepunkt und erlosch in Mainz, wo die erste Meistersängerschule gegründet wurde (§ 22, 3), und in Nürnberg im 18., in Ulm (1839) und in Memmingen (1852) erst im 19. Jahrhundert [1]).

Neben zahlreichen Meistergesängen, deren Verfasser uns nur zum kleinsten Teil bekannt sind, entstanden in dieser Periode mancherlei **Volkslieder,** namentlich historische. Solche Lieder wurden gesungen im deutschen Norden bei den Dithmarschen in Holstein, wo großartige Kämpfe um Freiheit und heilige Volksrechte ausgefochten wurden, wie in Mitteldeutschland, wo einzelne Städte siegreiche Fehden mit dem Adel und den Bischöfen bestanden, und namentlich in der Schweiz, wo die siegreichen Kämpfe gegen Österreich und Burgund reichen Stoff boten. Die Verfasser dieser Lieder sind größtenteils unbekannt, nur einzelne werden uns genannt. Die für die Eidgenossen ruhmvolle Schlacht bei Sempach 1380 besingt ein Bürger aus Luzern, Halbsuter, der selbst in dieser Schlacht gegen Österreich mitgefochten. Die Siege der Schweizer über die Burgunder bei Granson und Murten 1476 verherrlicht Veit Weber, der gleichfalls in den Reihen der Schweizer gegen Karl den Kühnen gestanden [2]).

Auch die geistliche Poesie hat einige herrliche Blüten getrieben. Hierher gehört das von Karl Bartsch 1857 herausgegebene und von Albert Freybe in Parchim übertragene und behandelte Gedicht aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts: „Ein Seel vor Gottes Füßen lag", 1870. Andere Beispiele bietet Freybes „altdeutsches Leben", Band 2, Gütersloh (Bertelsmann) 1879.

---

[1]) Wer Meistergesänge kennen lernen will, findet einen Anhalt in der Ausgabe der Kolmarer Liederhandschrift von K. Bartsch, 1862 (Stuttg. lit. Verein). — Paul Runge, die Sangesweisen der Kolmarer Handschrift und die Liederhandschrift in Donaueschingen, Leipzig 1897.

[2]) Die historischen Volkslieder wurden teilweise gesammelt von W. Soltau. Fortgesetzt und ergänzt wurde diese Sammlung von Hildebrand. Nicht nur die umfangreichste, sondern auch die beste Sammlung der historischen Volkslieder vom 13. bis 16. Jahrhundert ist die von R. v. Liliencron, 5 Bde., 1885 ff. Eine wesentliche Ergänzung zu diesem Werke bilden die reichhaltigen Sammlungen historischer Volkslieder, welche Franz Freiherr v. Ditfurth († 1880 in Nürnberg) seit 1869 veröffentlicht hat, und welche in 7 Bänden die Zeit von 1620—1872, also die Tage des 30jährigen Krieges, der Türkenkriege, des 7jährigen Krieges, der französischen Revolution, Napoleons I., der Freiheitskriege und Napoleons III. umfassen.

§ 27. Didaktische Poesie.

An Lehrgedichten ist das 14. und 15. Jahrhundert überaus reich. Das vorzüglichste darunter ist

das **Narrenschiff** von **Sebastian Brant,** Stadtsyndikus in Straßburg, wo er 1521 starb. Das Ganze ist ein satirisches Lehrgedicht, das 110 Narrensorten in 112 Kapiteln vorführt, die auf einem großen Schiffe nach Narragonien geführt werden. Brant nimmt Narrheit im weitesten, auch im biblischen Sinne, wo Narrheit und Gottlosigkeit zusammenfallen; gehören zu den „Narren“ doch auch Ehebrecher, Wucherer, Ungläubige. Er geißelt mit Ernst und Strenge die Laster und Gebrechen aller Stände; er eifert ebenso gegen die nutzlose Vielwisserei, gegen die Schreib- und Druckwut, wie gegen die Kleiderpracht und Genußsucht. Als den Mittelpunkt aller Weisheit empfiehlt er die Selbsterkenntnis. Der Hoffart und Genußsucht seiner Zeit gegenüber preist er die Armut als die Mutter aller Tugenden und weist hin auf die Zufriedenheit und Bedürfnislosigkeit als auf die Quelle alles Glücks.

Die Sprache des Gedichts ist der elsässische Dialekt. Von der großen Beliebtheit des Buches, das 1494 in Basel erschien, zeugen die vielen Ausgaben und Nachdrucke, die kurz nacheinander erschienen [1]), sowie der Umstand, daß der größte Kanzelredner seiner Zeit, Geiler von Kaisersberg, der Freund unsers Dichters, dasselbe einer Reihe von Predigten zu Grunde legte.

Eine eigentümliche Form, in welche Wahrheiten des alltäglichen Lebens gekleidet wurden, ist die der **Priamel** (entstanden aus praeambulum, Vorspiel, Vorbereitung, gleichbedeutend mit praeludium). Der Charakter derselben besteht darin, daß zu mehreren Subjekten ein gemeinsames Prädikat oder auf eine Reihe von willkürlich und lose aneinander gereihten Vordersätzen, welche gewissermaßen das Vorspiel des Spruchs bilden, ein kurzer Nachsatz gesetzt wird, der die Gleichartigkeit aller angeführten Gegenstände hervorhebt, z. B. „Wer einen Raben will baden weiß und darauf legt seinen ganzen Fleiß und an der Sonne Schnee will dörren und allen Wind in einen Kasten sperren und Unglück will tragen feil und Narren will binden an ein Seil und einen Kahlen will beschern — der tut auch unnütz Arbeit gern.“ Dieser Form begegnen wir schon in den Lehrsprüchen von Spervogel und in der Bescheidenheit des Freidank. Besonders gepflegt wurde diese Gattung im 14. und 15. Jahrhundert. Die Verfasser solcher Priameln sind in dieser Zeit größtenteils unbekannte Volkssänger aus den Kreisen der Meistersänger. Mit Namen kennen wir nur die beiden Nürnberger Meistersänger Hans Rosenblüt mit dem Beinamen der Schnepperer, d. h. der lustige Schwätzer, und Hans Folz. Dieser war ein Barbier, jener lebte in seiner Vaterstadt als Wappenmaler oder zog an den Höfen umher als sogenannter Wappendichter, gehörte also zu einer Klasse von Dichtern, welche, indem sie die Abzeichen der Fürsten und des Adels erklärten und in Verse brachten, die

---

[1]) Es erschienen nicht weniger als 17 Auflagen nacheinander. 1497 übertrug es Jacob Locher ins Lateinische und Pierre Rivière ins Französische. Es folgten weitere Bearbeitungen ins Französische, Niederdeutsche, Holländische, Englische, Lateinische. Die beste Ausgabe des Narrenschiffes ist die von Fr. Zarncke, 1854; in neuester Zeit wurde es herausgegeben von K. Goedeke 1871 (deutsche Dichter des 16. Jahrh., Band 7). Ins Nhd. übersetzt von K. Simrock 1872. — Die jüngere niederdeutsche Bearbeitung des Narrenschiffes (Rostock 1519) gab heraus Karl Schröder, Schwerin 1891.

Träger derselben verherrlichten. Außer den Priameln und den später zu erwähnenden Fastnachtsspielen dichtete Rosenblüt noch sogenannte Weingrüße und Weinsegen, von denen jene vor, diese nach dem Trinken gesprochen wurden [1]).

§ 28. Dramatische Poesie.

Das Drama, dessen Anfänge in diese Periode fallen, hat einen kirchlichen Ursprung und entstand aus den **geistlichen Spielen,** deren Bestimmung war, die hohen Kirchenfeste, die Weihnachts-, Passions- und Osterzeit zu verherrlichen. Der Stoff war hiernach vorgeschrieben und wurde der Geburts-, Leidens- und Auferstehungsgeschichte des Herrn entnommen. Die Verfasser dieser Stücke und die Spieler waren zumeist Geistliche, der gewohnte Ort der Aufführung die Kirche. Später war das geistliche Schauspiel nicht mehr an die Kirchenräume gebunden, vielmehr wählte man irgend einen andern geschlossenen, wohl auch freien Raum. Die Sprache war anfangs die lateinische, die jedoch nach und nach von der deutschen verdrängt wurde, so daß nun auch das Volk unter Anleitung der Geistlichen dergleichen Stücke aufführte. Diese Dramen nennt man kurz Spiele (ludi) oder Mysterien, weil sie das Geheimnis der Menschenwerdung, des Leidens, der Auferstehung und Himmelfahrt Christi zum Gegenstand haben. Richtiger ist wohl mit J. Grimm zu schreiben Misterien, d. h. ministeria, geistliche, gottesdienstliche Handlungen. Neben der Weihnachts-, Passions- und Osterzeit wurden auch die verschiedenen Marienfeste, sowie das Fronleichnamsfest durch die Aufführung solcher geistlichen Spiele ausgezeichnet. Leider sind uns von allen diesen Stücken nur wenige erhalten worden, und auch die Namen der Verfasser solcher Spiele sind uns unbekannt [2]). Das älteste und bedeutendste Werk dieser Art und wohl das großartigste Drama des Mittelalters ist das aus dem 12. Jahrh. stammende, im Kloster Tegernsee entstandene, lateinisch gedichtete Spiel vom Antichrist (ludus de adventu et interitu Antichristi). Der Verfasser ist ein unbekannter, aber kaiserlich gesinnter Dichter, der neben dem kirchlichen auch das nationale Element hervortreten läßt. Mächtige Schlachtenszenen zwischen Königen und Völkern Europas und Asiens spielen eine große

[1]) Weinlieder, die in der Volksdichung des 15. und 16. Jahrhunderts eine so große Rolle spielen, hatte die frühere Minnepoesie fast gar nicht; bemerkenswert ist nur der aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende Weinschwelg (Selbstgespräch eines Zechers vor seiner Kanne), mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch herausgegeben von Karl Julius Schröer 1876, und Karl Lucae († 1889 in Marburg), Halle 1886.

[2]) Franz Mone († 1871 in Karlsruhe als großherz. geh. Archivdirektor), altdeutsche Schauspiele, 1841, und Schauspiele des Mittelalters, 1846, 2 Bde. K. Bartsch, das älteste deutsche Passionsspiel, 1863. — Reidt, das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland, 1868. — E. Wilken, Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland, 1872. — Grein, das Alsfelder Passionsspiel mit Wörterbuch, Kassel 1873. — Albert Freybe (Parchim), das redentiner (mecklenburger) Osterspiel, übersetzt und erklärt, Bremen 1874. Derselbe hat auch die aus dem Jahre 1464 stammende Handschrift des Redentiner Osterspiels in Lichtdruck mit Beiträgen zu dessen Geschichte und Literatur herausgegeben, Schwerin 1892. Die neueste Ausgabe des Spiels besorgte Karl Schröder (niederdeutsche Denkmäler, Band 5) 1892. — Gustav Milchsack, die Oster- und Passionsspiele, Wolfenbüttel (Zwißler) 1880. — Albert Freybe, Ostern in deutscher Sage, Sitte und Dichtung, Gütersloh 1893. — Wilhelm Köppen, Beiträge zur Geschichte der deutschen Weihnachtsspiele, Paderborn 1893. — J. E. Wackernell, altdeutsche Passionsspiele in Tirol, Wien 1897.

Rolle in diesem Drama, das zeigen will, wie vom Kaiser allein Rettung zu erwarten sei[1]). — Daß auch einzelne Gleichnisse des Herrn dramatisch dargestellt wurden, beweist „Das Spiel von den 10 Jungfrauen“, das sich auszeichnet durch Einheit der Handlung, gute dramatische Entwicklung, sowie durch einen volkstümlichen und doch edlen Ton. Das in thüringisch-hessischer Mundart verfaßte Stück wurde am 24. April 1322, am Vorabende des Sonntags Misericordias domini, an welchem großer Ablaß erteilt werden sollte, von den Predigermönchen und ihren Schülern in Eisenach aufgeführt. Gespielt wurde in dem großen Saale der „Rolle“, eines Hauses, das am Fuße der Wartburg beim sogenannten Tiergarten des Landgrafenhofes, dem Absteigequartier des Landgrafen, lag. Die Bühne bestand aus drei Teilen; eigentlich waren es drei Bühnen, eine obere, mittlere und untere, welche Himmel, Welt und Hölle darstellten, ganz entsprechend dem Inhalt des Stücks, das „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ führen sollte. Besondere Berühmtheit hat das Stück noch erlangt durch den tragischen Ausgang, den es hatte in Bezug auf den anwesenden Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange (später der Freidige, d. h. mutig entschlossene, genannt). Daß selbst die Fürbitten der Maria für die Verbannten fruchtlos blieben, erweckte in dem Fürsten trostlose Zweifel, die bald einer völligen Verzweiflung Platz machten. Durch einen Schlaganfall an den Gliedern und an der Zunge gelähmt, siechte er dem Tode entgegen, der ihn erst im November 1324 von seinem Leiden erlöste. — Während die Chronisten uns einstimmig die Tatsachen berichten, gibt keiner den Text des Spiels. Derselbe wurde erst 500 Jahre später in Mühlhausen aufgefunden und von Ludwig Bechstein 1855 in seiner Wartburgbibliothek mit Vorwort, Auslegung und Übertragung herausgegeben unter dem Titel „Das große thüringische Mysterium oder das geistliche Spiel von den 10 Jungfrauen“.. Zehn Jahre später fand sich in Oberhessen ein zweiter, zwar etwas jüngerer, aber immer höchst wertvoller Text, den Max Rieger in der Germania herausgab. In derselben Zeitschrift erschien 1866 von Reinhold Bechstein eine Abhandlung über unser Stück, die zugleich einen wichtigen kritischen und grammatischen Nachtrag zu demselben bietet[2]).

Neben diesen geistlichen Spielen (Weihnachts-, Passions-, Oster-, Heiligenspielen usw.) gab es noch eine zweite Art mimischer Darstellungen, welche aus den Fastnachtslustbarkeiten hervorgingen[3]). Es sind dies die sogenannten **Fastnachtsspiele,** welche den Anfang unserer Komödie bilden. Der Inhalt dieser Stücke ist ein durchaus profaner, ja bisweilen frivoler, voll derber Schwänke und Possen. Solche Fastnachtsspiele dichteten die beiden

---

[1]) Gerhard von Zezschwitz († 1886 in Erlangen) hat eine Übersetzung dieses Spiels mit einer Einleitung, sowie Anmerkungen herausgegeben unter dem Titel: „Das mittelalterliche Drama vom römischen Kaisertum deutscher Nation und der Erscheinung des Antichrist“, Leipzig (Hinrichs) 1877.

[2]) Nach der Zusammenordnung beider Texte und mit teilweiser Benutzung der von Reinh. Bechstein gemachten Verbesserungsvorschläge hat Albert Freybe das Spiel von den 10 Jungfrauen übertragen und treffliche Winke zum Verständnisse und zur Würdigung desselben hinzugefügt, Leipzig 1870.

[3]) W. Wackernagel will „Faßnacht“ schreiben nach dem altdeutschen fasenacht, fasnacht, und er leitet es von fasen, d. h. spielen, womit unser „faseln“ verwandt ist, ab.

bereits genannten Nürnberger Meistersänger Hans Rosenblüt, von dem wir 10, und Hans Folz, von dem wir 4 solcher Stücke haben [1]).

§ 29. Prosa.

Die Prosa dieses Zeitalters ist:

1. eine **mystisch-asketische** [2]). Der Vater der deutschen Mystik ist Meister Eckhart († 1327), ein Thüringer von Geburt, der sich in Paris als Lehrer der Philosophie einen so hohen Ruf erwarb, daß ihn der Papst nach Rom berief und zum Doktor der Theologie ernannte. Später finden wir ihn in Straßburg und Köln, wo er eine Anzahl junger Männer um sich sammelte [3]). Einer seiner Schüler ist Johannes Tauler, der 1361 in Straßburg starb [4]). Tauler verlangt vor allem, daß der Mensch „entwerde, seine Ichheit verliere, vergottet werde". Unter seinen geistlichen Liedern ist eines der schönsten: „Es kommt ein Schiff geladen bis an seinen höchsten Bord, trägt Gottes Sohn voller Gnaden, des Vaters einig Wort. Das Schiff geht still im Triebe, es trägt eine teuere Last, das Segel ist die Liebe, der heilige Geist der Mast". Daß Tauler die von Spener wieder herausgegebene „Nachfolge des armen Lebens Christi" verfaßt hat, wird vielfach bezweifelt [5]). — Gleichfalls ein Schüler Eckharts und Freund Taulers war Heinrich Suso (Seuse), der 1365 in Ulm starb. Er ist der Vertreter der dichterischen deutschen Mystik. Sein Hauptwerk ist das „Büchlein von der ewigen Weisheit", ein Gespräch zwischen Christus und einem Diener der Weisheit [6]). — An der Grenze unseres Zeitraumes steht der berühmte Straßburger Prediger Geiler von Kaisersberg [7]), der 1510 starb (§ 27).

---

[1]) A. v. Keller, Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert, 4 Teile, 1853—1858 (gedruckt auf Kosten des Stuttg. literarischen Vereins, Bd. 28, 29, 30 und 46). — Gottsched, nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, 1757—1765. — R. Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters, 1847. — E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, 4 Bände, 1848—1861.

[2]) Fr. Pfeiffer, deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts, 1845—1857, 2 Bände. — Karl Schmidt († 1895 in Straßburg), die Gottesfreunde im 14. Jahrhundert, Jena 1854. — August Jundt († 1890 in Versailles), les amis de Dieu, Paris 1879. — Wilh. Preger († 1896 in München), Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter, 3 Teile, Leipzig 1874—93.

[3]) K. Schmidt, Meister Eckhart, 1839. — Joseph Bach († 1901 in München), Meister Eckhart, der Vater der deutschen Spekulation, 1864. — Adolf Lasson, Meister Eckhart der Mystiker, 1868.

[4]) Karl Schmidt, Johannes Tauler von Straßburg. Beitrag zur Geschichte der Mystik und des rel. Lebens im 14. Jahrhundert, Hamburg 1841. — Taulers Predigten, herausgegeben von Julius Hamberger († 1885 in München), 2. Aufl., 1864.

[5]) Heinrich Denifle (Rom) hat neuerdings (München 1877) „das Buch von geistlicher Armut", bisher bekannt als Johannes Taulers „Nachfolgung des armen Lebens Christi", herausgegeben und den Nachweis zu führen gesucht, daß das Buch nicht von Tauler herrühre, da es eine von Tauler abweichende Lehre enthalte. Auch K. Schmidt und W. Preger sind dieser Ansicht beigetreten.

[6]) Melchior Diepenbrock († 1853 zu Johannesberg in Schlesien), Leben und Schriften Heinrichs von Suso, 2. Aufl., 1838. — K. Schmidt, der Mystiker Heinrich Suso, 1842. — Wilhelm Volkmann, der Mystiker Heinrich Suso (Programm von Duisburg, 1869).

[7]) F. W. Ph. v. Ammon, Geilers Leben, Lehren und Predigten, 1822. — Philipp de Lorenzi (Domkapitular in Trier), Geiler von Kaisersbergs ausgewählte Schriften, 5 Bände, Trier 1881 ff. — K. Schmidt, histoire littéraire de l'Alsace à la fin du 15. et au commencement du 16. siècle, Paris 1879 (auch Thomas Murner wird darin sehr eingehend behandelt).

2. eine **historische,** die durch zahlreiche Chroniken vertreten ist. Zu nennen sind: die Straßburger Chronik von Friedrich Closener; die Elsässische Chronik von Jakob Twinger von Königshofen aus dem Ende des 14. Jahrhunderts; die Limburger Chronik vom Stadtschreiber Johannes; Schweizerchroniken [1]). — Hierzu kommen

3. zahlreiche **Übersetzungen** sowohl der alten Klassiker, als lateinischer und französischer Romane. Auch eine gedruckte hochdeutsche Bibelübersetzung gab es bereits vor Luther, die von 1466 bis 1518 in 14 Auflagen erschien [2]). In niederdeutscher Mundart gab es deren 5 (die erste erschien 1477 in Delft).

4. Aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (1483) stammt auch das Volksbuch von **Till Eulenspiegel,** das unzählige Male bearbeitet und gedruckt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Zwar hat ein Landfahrer Till gelebt, der zu Mölln im Lauenburgischen begraben liegt, aber die lustigen Schalksstreiche, die von ihm im Volksbuche berichtet werden, sind wohl nur zum kleinsten Teil auf ihn zu beziehen; vielmehr sind alle im Munde des Volkes lebenden Erzählungen dieser Art nach und nach auf ihn übertragen worden. Till vertritt die zahlreiche Klasse von fahrenden Leuten, welche damals Deutschland durchzogen und allenthalben Schalksstreiche verübten. Namentlich führt er in schalkhaftem Mutwillen alles wörtlich aus und macht so alles ungeschickt. Der Beiname Eulenspiegel ist ein Beiname, den das Volk jenem Landfahrer gab und der allmählich zum Familiennamen wurde (ein Geschlechtsname Eulenspiegel, niederdeutsch Ulenspiegel, kommt im 15. Jahrhundert vor). Diesen Beinamen aber erhielt er entweder daher, weil er allen Eulen den Spiegel vorhält, damit sie sich in ihrer Häßlichkeit erkennen, oder er ist entstanden aus den Worten „Ul den Spiegel“, d. h. Putz den Spiegel! [3]).

---

[1]) Die Chronik von Fr. Closener, sowie die von J. Twinger, herausgegeben von Hegel, die Chroniken deutscher Städte, 1870, Band 8 und 9. — Die beste Ausgabe der Limburger Chronik lieferte K. Rossel 1860. — Schweizerchroniken schrieben Ende des 15. Jahrhunderts Diebold Schilling und Petermann Etterlin.

[2]) Joseph Kehrein († 1877), Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther, Stuttgart 1851. Daß es nicht 14 besondere Übersetzungen, sondern nur 14 Auflagen derselben Übersetzung waren, daß sie also von einer allen zu Grunde liegenden Arbeit abhängig sind, weisen nach Biltz in Herrigs Archiv (61, 4), 1879, und Wilhelm Walther, die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters, Braunschweig 1889—92. Die älteste wurde gedruckt 1466 bei Johannes Mentel in Straßburg, die nächste 1470 beim Straßburger Drucker Eggestein.

[3]) Daß damit nicht der damals sehr kleine Handspiegel, sondern der Spiegel des menschlichen Körpers gemeint sei, zeigt Ernst Jeep (Charlottenburg), Mitteilungen des deutschen Sprachvereins in Berlin Nr. 8, 1895. Der Aufsatz erschien auch in dem Buche: Thomas Murner, die Gäuchmatt (Basel 1519), herausgegeben von Wilhelm Uhl (Königsberg), Leipzig 1896. Eine ähnliche Imperativbildung (such den Wirt!) hat vielleicht der Familie „Suchenwirt“ den Namen gegeben, der Peter Suchenwirt, der Verfasser lehrhafter und historischer Gedichte († um 1400), entstammt. Das Buch von Till Eulenspiegel gab 1854 mit ausführlichen literarischen Nachweisungen heraus Lappenberg, der irrtümlich Thomas Murner für den Verfasser hält.

Fünfte Periode.

Die deutsche Literatur im Zeitalter der Reformation. 1500—1624.

§ 30. Martin Luther.

Im 16. Jahrhundert vollzog sich ein gewaltiger Umschwung der Geister. Wie für die christliche Kirche und Wissenschaft begann auch für unsere Sprache und Literatur eine neue Zeit. In dieser Periode der deutschen Literatur treten insbesondere in den Vordergrund: Martin Luther, Ulrich von Hutten, Thomas Murner, Hans Sachs, Johann Fischart.

Martin Luther wurde geboren zu Eisleben am 10. November 1483, besuchte die Schulen in Mansfeld, Magdeburg und Eisleben, studierte seit 1501 in Erfurt, trat 1505 in das Augustinerkloster, wurde 1508 Professor in Wittenberg und 1512 Doktor der Theologie, nachdem er vorher in Ordensangelegenheiten eine Reise nach Rom unternommen, schlug den 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg, verbrannte 1520 die päpstliche Bannbulle, legte 1521 auf dem Reichstage zu Worms ein heldenmütiges Bekenntnis ab, begann in demselben Jahre, während seines unfreiwilligen Aufenthaltes auf der Wartburg (April 1521 bis März 1522) seine Bibelübersetzung, verließ 1524 das Kloster und vermählte sich 1525 mit Katharina von Bora, schrieb nach den traurigen Erfahrungen, die er bei der im Auftrage seines Kurfürsten unternommenen Kirchenvisitation gemacht hatte, 1529 seine beiden Katechismen, hatte in demselben Jahre mit Zwingli ein Religionsgespräch in Marburg, verfaßte für ein angekündigtes allgemeines Konzil 1537 die Schmalkaldischen Artikel und starb am 18. Februar 1546 in Eisleben [1]).

Luther hat sich um die gesamte deutsche Literatur unsterbliche Verdienste erworben durch seine Bibelübersetzung, die er auf der Wartburg begann und in Wittenberg vollendete. Das Neue Testament erschien im September 1522 (bei Melchior Lotter) [2]), das Alte Testament wurde 1532 vollendet, die ganze Bibel wurde in Wittenberg bei Hans Lufft 1534 gedruckt [3]).

---

1) Biographien von Gustav Pfizer (geb. 29. Juli 1807, gest. 19. Juli 1890 in Stuttgart), Frankf. a. M. 1838, Moritz Meurer, 3. Aufl., Leipzig 1870, Julius Köstlin († 1902 in Halle), 2 Bände, 5. Aufl. (fortgesetzt von Gustav Kawerau), Berlin 1903, Theodor Kolde (Erlangen), 2 Bände, Gotha 1884 ff, Arnold Berger (in Bonn), Berlin 1895. — Kürzere sind erschienen von Friedrich Junge († 1899 in Berlin), 4. Aufl., 1898, F. Baum, Nördlingen 1883, Burk, Stuttgart 1883, Franz Fauth, Leipzig 1897, und Georg Buchwald, Leipzig 1902.

2) Eine getreue photolithographische Nachbildung dieser sogenannten Septemberbibel (ein stattlicher Folioband, 432 Seiten mit blattgroßen Holzschnitten) erschien in Berlin (Grote) 1883 (eingeleitet von Julius Köstlin). Im Dezember 1522 erschien ein zweiter wenig veränderter Druck (Dezemberbibel).

3) Die letzte von Luthers Hand besorgte Ausgabe ist die vom Jahre 1545. Auf ihr beruht die von Bindseil und Niemeyer besorgte kritische Ausgabe, 7 Teile, Halle 1845—1855, sowie Karl Frommanns († 1877 in Nürnberg) Volksausgabe, 1867.

Sie war die erste, die nicht mehr bloß auf der lateinischen Übersetzung, der Vulgata, beruhte, sondern auf die beiden Ursprachen zurückging. Es sind unserm deutschen Reformator bis auf den heutigen Tag viele andere Übersetzer nachgefolgt, wie Joseph Franz von Allioli († 1873 in Augsburg), die Brüder Leander und Karl van Eß, Wilhelm de Wette († 1849 in Basel), Josias Bunsen († 1860 in Bonn), welche die ganze Schrift, Karl Weizsäcker (in Tübingen), der das Neue Testament übertrug (9. Aufl. 1900), und bei den Fortschritten der Philologie und Kritik haben sie Einzelnheiten genauer übersetzt, aber in den großen wesentlichen Dingen, was insbesondere volkstümliche Kraft und Weihe betrifft, kommt keiner Luther gleich, weil keiner so wie er mit Seele und Geist sich dem Worte Gottes hingegeben und sich so ganz in den Sinn der Offenbarung hineingelebt. Wie die Bibel weltumgestaltend und weltbeherrschend, so ist Luthers Übersetzung sprachumgestaltend und sprachbeherrschend geworden[1]). Auch Luthers andere deutsche Schriften, seine Sendschreiben, Briefe, Predigten usw., wurden das Vorbild für seine Zeitgenossen und Nachfolger. Zu den besten seiner Schriften gehören außer den schon genannten beiden Katechismen „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" — „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" — „Von der Freiheit eines Christenmenschen" (alle drei aus dem Jahre 1520) — „Kirchenpostille" (1521) — „An die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen" — „Tischreden" — „Sendbrief vom Dolmetschen"[2]). — Die Sprache, deren sich Luther bei seiner Bibelübersetzung wie überhaupt in seinen Schriften bediente, ist die Sprache der sächsischen Kanzlei oder die sogenannte „gemeine Sprache", welche die schöne Mitte hielt zwischen der Härte der südlichen und der Weichheit der nördlichen Dialekte. In seinen Tischreden Kap. 70 sagt Luther selbst darüber: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide,

---

Im Auftrage der Eisenacher deutschen evangelischen Kirchenkonferenz wurde Luthers Übersetzung einer Revision unterworfen. Der Abdruck der revidierten Bibel (die sogenannte „Probebibel") erschien Halle 1883, die endgültig festgestellte Gemeindebibel Stuttgart 1892.

[1]) Philipp Marheinike, über den religiösen Wert der deutschen Bibelübersetzung Luthers, 1815. — Georg Hopf († 1883 in Nürnberg), Würdigung der lutherischen Bibelverdeutschung, 1867. — Willibald Grimm († in Jena), kurzgefaßte Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung, Jena (Costenoble) 1884.

[2]) Von Luthers Werken gibt es eine Wittenberger (12 deutsche und 7 lateinische Bände), 1539—1558, Jenaer (8 deutsche und 4 lateinische Bände), 1555—58, Altenburger (10 Bände), 1661—1664, Leipziger (23 Bände), 1729—1740, Hallische (v. Walch in 24 Quartbänden), 1739—1753, Erlanger (Frankfurt-Calwer) Ausgabe (105 Oktavbände und 5 Bände Briefwechsel), 1826—1886. Seit 1883 erscheint bei Böhlau in Weimar eine Gesamtausgabe von Luthers Werken, die bis 1897 Pfarrer Knaake in Drakenstedt bei Magdeburg im Vereine mit anderen Gelehrten besorgte, jetzt Paul Pietsch in Greifswald und Arnold Berger in Bonn fortsetzen. — Empfehlenswert ist die Auswahl aus Luthers Schriften von Emil Grosse, 2. Aufl., Berlin 1885, Richard Neubauer, Halle 1891, Ernst Schlee (Altona), Dresden 1897, und Eugen Wolff, Stuttgart 1900, Luthers Werke fürs christliche Haus von Buchwald u. a., 8 Bände, Braunschweig 1889—92. — Über Luthers Sprache haben geschrieben E. Opitz († 1883 in Naumburg), 1869, August Lehmann († 1883 in Danzig), 1873, Paul Pietzsch, M. Luther und die hochdeutsche Sprache, Breslau 1883, Fr. Kluge, von Luther bis Lessing, 2. Aufl., Straßburg 1888, Karl Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers, Görlitz 1888, Albert Freybe, Martin Luther in Sprache und Dichtung, Gütersloh 1889. — Das Wörterbuch zu Luthers deutschen Schriften von Philipp Dietz (Marburg), 1877, blieb unvollendet.

Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland." Diese Sprache wurde als die neuhochdeutsche die herrschende[1]). Zwar schrieben noch viele Ober- und Niederdeutsche, namentlich die Reformatoren der Schweiz, in der Mundart ihres Heimatlandes, aber das Gewicht der neuhochdeutschen Bibelübersetzung bewirkte den baldigen Sieg dieser Sprache.

Ein weiteres Verdienst erwarb sich Luther um die deutsche Poesie als Vater des **evangelischen Kirchenliedes**, der köstlichsten Perle der Lyrik in der Zeit der Reformation, das sich in der Form, im Strophenbau und in der Melodie an das Volkslied anschloß[2]). Neben der Predigt wurde es ein Hauptbestandteil des evangelischen Gottesdienstes und es hat neben der Verkündigung des Wortes dem evangelischen Glauben die meisten Bekenner gewonnen. Luther selbst dichtete 37 Lieder, von denen das erste 1522 entstanden ist: „Nun freut euch liebe Christen g'mein". Die meisten dieser Lieder (20) stammen aus dem Jahre 1524. Er übertrug die schönsten Gesänge der lateinischen Kirche ins Deutsche (Te deum laudamus: Herr Gott, dich loben wir. Das Credo: Wir glauben all an einen Gott. Media vita in morte sumus: Mitten wir im Leben sind vom Tod umfangen. Veni sancte spiritus: Komm', heil'ger Geist, Herre Gott). Er arbeitete alte deutsche Lieder um, die er von Auswüchsen reinigte und durch hinzugedichtete Verse erweiterte („Gelobet seist du, Jesu Christ" — „Christ lag in Todesbanden"). Desgleichen faßte er Bibelstellen, besonders Psalmworte, in freie, kräftige Reime. (Das 1527 entstandene, aber erst 1529 gedruckte Siegeslied des Protestantismus: „Ein feste Burg ist unser Gott" dichtete er im Anschlusse an Psalm 46[3]); „Aus tiefer Not schrei ich zu dir": Psalm 130; „Ach Gott vom Himmel, sieh darein": Psalm 12). Dazu dichtete er dann noch andere Lieder aus dem Schatze seines lebendigen Glaubens, z. B. das Lied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" und das Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her". Das letztere ist nach einem Spielmannsliede gedichtet („Ich kumm aus frembden Landen her"). — Das erste Gesangbüchlein Luthers vom Jahre 1524 enthielt nur 8 Lieder, darunter 4 von ihm selbst. Die letzte von Luthers Hand besorgte Ausgabe vom Jahre 1545 enthält deren 129, darunter 37 eigene Lieder[4]). In Luthers Geiste dichteten Paul Speratus († 1554):

---

[1]) Nach anderer Ansicht ist unsere neuhochdeutsche Schriftsprache von Nürnberg ausgegangen, dessen Kanzleisprache infolge der dort abgehaltenen Reichstage berühmt wurde und von woher verschiedene Städte Deutschlands sich Kanzlisten und Stadtschreiber kommen ließen.

[2]) Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis Luther, 2. Aufl., 1854. — Eduard Emil Koch († 1871), Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges, 3. Aufl., 8 Bände, 1866—76 (Bd. 8 von Richard Lauxmann, † 1890 in Stuttgart). — Julius Mützell († 1862 in Berlin), die geistlichen Lieder aus dem 16. Jahrh., 1855, 3 Bände. — Das gründlichste und umfassendste Werk ist Philipp Wackernagel († 1877 in Dresden), das deutsche Kirchenlied bis zu Anfang des 17. Jahrh., 5 Bände, 1861—77.

[3]) In dem unter Luthers Augen entstandenen Wittenberger Gemeindegesangbüchlein von 1526 (Enchiridion) steht es noch nicht. Friedrich Zelle, ein' feste Burg ist unser Gott, Berlin 1896. Die Melodie stammt nicht von Luther, sondern vom Kapellmeister Walther in Torgau.

[4]) Neue Ausgaben von K. von Winterfeld, 1840, Ph. Wackernagel, 1848, Schneider, 1861. Eine Jubiläumsausgabe besorgte K. Gerok, die Wittenberger Nachtigall, Stuttgart (Krabbe) 1883. Eine Prachtausgabe in Großquart mit den Randzeichnungen Gustav Königs und phototypischen Nachbildungen erschien Gütersloh (Bertelsmann) 1883 (eingeleitet von Albert Fischer).

„Es ist das Heil uns kommen her“ [1]; Nicolaus Decius († 1541): „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“; Philipp Nicolai († 1608): „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf! ruft uns die Stimme“. So entstand ein reicher Schatz evangelischer Kirchenlieder.

Luther war auch ein Freund der **Fabel**, übersetzte mehrere aus dem Äsop und dichtete selbst eine solche vom „Löwen und Esel“ [2]. Seinem Beispiele folgten zwei eifrige Anhänger der Reformation, Erasmus Alberus († 1553 als Superintendent in Neubrandenburg), dessen „Buch von der Tugend und Weisheit“ 49 Fabeln enthält [3], und Burchard Waldis (Pfarrer zu Abterode in Hessen, † 1557), dessen Fabelsammlung (gegen 400) den Titel „Esopus“ führt [4]. Beide wurden Vorbilder für die Fabeldichter des 18. Jahrhunderts. — Eine Mittelgattung zwischen Tierepos und Fabel ist das allegorisch-satirische Tiergedicht. Das größte Werk dieser Art ist der **Froschmeuseler** oder „der Frösche und Mäuse wunderliche Hofhaltung“ von Georg Rollenhagen, der unter Melanchthon in Wittenberg studierte und als Schulrektor in Magdeburg 1609 starb. Die Grundlage dieses Werkes bildet die homerische Batrachomyomachie (Froschmäusekrieg), doch sind aus den 300 Versen des Homer über 10000 geworden. Das im Titel des Werkes ausgesprochene Thema, die zwischen den Mäusen und Fröschen gelieferte Schlacht, wird nur in der zweiten Hälfte des dritten Teils behandelt. Im ersten Teil handelt das Gedicht, das eine Art Weltspiegel ist, vom Privatstand, im zweiten vom geistlichen und weltlichen Regiment, im dritten vom Kriegsstand. (Ausgabe von K. Goedeke, deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, Band 8 und 9, 1876.) [5]

§ 31. Ulrich von Hutten und Thomas Murner.

Einer der bedeutendsten, aber auch der leidenschaftlichsten Streiter für die reformatorischen Ideen, der Mittelpunkt der humanistischen Bestrebungen jener Zeit, die in Reuchlin und Erasmus glänzende Vertreter fanden, ist

Ulrich von Hutten, geboren 21. April 1488 auf dem Schlosse Steckelberg in Hessen (unweit des Städtchens Schlüchtern, einige Meilen von Fulda),

[1] Karl Johann Cosack († 1868 in Königsberg), Leben und Lieder v. P. Speratus, Braunschweig 1861. — Otto von Golman (Prof. Otto Richter in Berlin), Paul Speratus, ein evangelischer Kirchenliederdichter und Reformator Preußens, Hannover 1893. — Das Lied „Es ist das Heil uns kommen her“ wurde im Kerker des Olmützer Rathauses gedichtet.

[2] Dichtungen von M. Luther, herausgegeben von K. Goedeke mit einem Lebensbilde Luthers von Julius Wagenmann (Prof. in Göttingen, † 28. August 1890 in Tübingen), 1883.

[3] Ausgabe von Wilhelm Braune, Halle 1892 (Neudrucke 104—107). Erasmus Alberus, ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit von Franz Schnorr von Carolsfeld, Dresden 1893.

[4] Georg Buchenau, Leben und Schriften von Burchard Waldis, 1858. — Den Esopus von Burchard Waldis gab heraus Jul. Tittmann († 1883 in Göttingen), 2 Bde., Leipzig (Brockhaus) 1882. — Nach den Quellen ist nur die Schreibart „Burchard“ zulässig.

[5] Georg Rollenhagen dichtete auch ein 1569 gedrucktes Drama „Abraham“, das die Quelle wurde für ein bedeutendes Schriftdenkmal der deutschen Hanse, für die in niederdeutscher Sprache gedichtete „Comedia von dem frommen, gottfürchtigen und gehorsamen Isaak“ von dem Bergenfahrer Joachim Schlu (herausg. v. Albert Freybe, 2. Aufl., Norden u. Leipzig 1892). — Ein parodistisches Meisterstück ist G. Rollenhagens Leichenpredigt zum Begräbnis des reichen Mannes, die A. Freybe gleichfalls herausgab, Gütersloh 1893.

gestorben nach einem unsteten, stürmisch bewegten Leben im tiefsten Elende 29. August 1523 auf der Insel Ufnau im Zürichersee. Hutten war ein furchtloser Kämpfer mit Schwert und Feder für Vaterland, Wahrheit und Recht. Bis 1520 dichtete er ausschließlich lateinisch und war mit seinem Freunde Crotus Rubianus wesentlich beteiligt bei den epistolae obscurorum virorum; später fing er an, seine lateinischen Schriften ins Deutsche zu übersetzen und selbst deutsche Bücher zu schreiben. Das umfassendste Reimgedicht von ihm ist die in derbem Deutsch geschriebene „Klag' und Vermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichkeit". Auch ein satirisches Gesprächsbüchlein „Der Karsthans" (Bauer mit der Hacke) wird ihm zugeschrieben. Sein Wahlspruch, womit sein berühmt gewordenes „neues Lied" anhebt, lautete: „Ich hab's gewagt" [1]).

Im schroffsten Gegensatze zu Hutten steht der erbittertste Feind der Reformation

Thomas Murner, ein Franziskanermönch aus Straßburg, der ums Jahr 1536 starb. Murner gehört zu den geistvollsten Satirikern seiner Zeit. Sein bedeutendes satirisches Talent offenbarte er in folgenden Schriften:

1. „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen", worin er sich namentlich gegen die Bilderstürmerei und die Auswüchse der Reformation wendet. Das Buch ist die bedeutendste satirische Schrift, die auf die Reformation geschrieben worden ist. (Ausgabe von Heinrich Kurz, 1848.)

2. „Narrenbeschwörung", worin er mit beißendem Spotte die eitle Gelehrsamkeit und Entartung der Geistlichen, die Torheiten der Fürsten, die Spitzfindigkeit und Rechthaberei der Advokaten usw. geißelt. Sebastian Brants Narrenschiff gab die Anregung zu diesem Werke. Wie Brant alle Narren nach Narragonien, so will sie Murner nach Welschland bringen; doch ist er seinem Vorbilde an Schärfe des Witzes weit überlegen. (Ausgabe von K. Goedeke, deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, Band 11, 1878. Neudruck der ersten Ausgabe von M. Spanier, Halle 1894.)

3. „Schelmenzunft", worin er mehr die Gebrechen des geselligen Verkehrs geißelt. In dem Gedichte werden alle Narren und Schelme als Zunftgenossen dargestellt.

4. „Gauchmatte", d. h. Kuckucks- oder Narrenwiese. (Abgedruckt in dem großen Sammelwerke des Stuttgarter Buchhändlers Scheible, das Kloster, Band 8.) [2])

§ 32. Hans Sachs.

Hans Sachs wurde den 5. November 1494 in der altehrwürdigen berühmten, kunstsinnigen Reichsstadt Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Schneider, gab den Knaben mit seinem siebenten Jahre auf die lateinische Schule, wo derselbe einen höheren Unterricht erhielt. Doch widmete er sich nicht einem gelehrten Berufe, sondern verließ im 15. Jahre diese Bildungs-

---

1) Karl Weiser (Weimar), Ulrich von Hutten, Festspiel. Konrad Ferd. Meyer, Huttens letzte Tage. Julius Riffert, Huttens erste Tage (§ 66).

2) Mit Einleitung, Anmerkungen und Exkursen herausgegeben von Wilhelm Uhl, Leipzig 1896.

stätte wieder, um bei einem Schuhmacher in die Lehre zu treten. Bei seinem schon früh hervorragenden poetischen Talente ließ er sich durch den Leineweber Nunnenbeck in die „holdselige" Kunst des Meistergesanges einweihen. Mit 17 Jahren begab er sich auf die Wanderschaft, die ihn in ganz Deutschland herumführte. Am meisten hielt er sich in den größeren Städten auf, wo er Meistersängerschulen traf, und der gelehrte Handwerksgesell erlernte viele Bare und Töne. Nach fünfjähriger Wanderschaft kehrte er nach Nürnberg zurück, lebte seit 1518 in glücklicher Ehe (er war zweimal verheiratet) und starb im 82. Lebensjahre den 19. Januar 1576. Zum Andenken an ihn sang einer seiner dankbarsten Schüler, Adam Puschmann aus Görlitz [1]), ein Lied, worin er namentlich die letzten Lebenstage des edlen Greises in erhebender Weise schildert.

Hans Sachs ist der fruchtbarste Dichter im Zeitalter der Reformation, der er von Herzen zugetan war, und die er bereits 1523 in einem Lobliede auf Luther, „die wittenbergische Nachtigall" feierte [2]), wie er denn als wahrhaft evangelischer Dichter manches geistliches Lied dichtete [3]) und auch zur Verbreitung des evangelischen Glaubens unter den Bürgern Nürnbergs viel beitrug. Bis in sein 78. Jahr rastlos tätig, besaß er eine staunenswerte Belesenheit in den Schriften alter und neuer Zeit. Die Werke der griechischen und römischen, französischen und italienischen Literatur hatte er durch Übersetzungen kennen gelernt. Mit den Heldengeschichten, Volksbüchern, Legenden, Novellen war er ebenso vertraut wie mit der Bibel und den Kirchenlehrern. Alle Völker und alle Zeiten, Geschichte und Sage mußten dem genialen Manne Themata liefern für seine Werke. Was er las, verwandelte er in Verse, und „so dichtete er" — wie Jakob Grimm sagt — „über alles und erdichtete nichts". Befindet sich auch unter der Menge seiner Dichtungen, deren er mehr als 6000 lieferte, manches Unbedeutende, so war er doch keineswegs ein handwerksmäßiger Reimer und verdiente nicht im geringsten die Verachtung, die ihm später zu teil ward, und die sich in dem Spottverse aussprach: „Hans Sachs war ein Schuh-Macher und Poet dazu". Vielmehr war er ein wirklicher Dichter, wie dies bereits Wieland und nach ihm Goethe erkannte, der den berühmten Nürnberger Meistersänger wieder zu Ehren brachte in einem Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung" [4]). Es übertrifft Hans Sachs alle Meister-

[1]) Edmund Götze (Dresden), Monographie über den Meistersinger Adam Puschmann von Görlitz, 1877.

[2]) Karl Siegen (Leipzig) hat die wittenbergische Nachtigall sprachlich erneuert und mit einer wertvollen Einleitung versehen, Jena (Friedrich Mauke) 1883.

[3]) Daß unser Meistersänger auch das Lied gedichtet „Warum betrübst du dich, mein Herz?" wie fast allgemein angenommen worden, wird mit Recht von Ph. Wackernagel, Geschichte des Kirchenliedes, Bd. 4, Reinhold Bechstein, Germania, Bd. 24 und 26 u. a., bezweifelt.

[4]) Hoffmann, Hans Sachs Leben und Wirken, Nürnberg 1847. Ernst Lützelberger, Hans Sachs, sein Leben und seine Dichtung, 2. Aufl., neu bearb. von Karl Frommann, Nürnberg 1891. Rudolf Genée, Hans Sachs und seine Zeit, 2. Aufl., Leipzig 1902. A. L. Stiefel, Hans Sachs, Forschungen, Nürnberg 1894. Viktor Kiy, Hans Sachs, Leipzig 1893. — In Nürnberg ward ihm 1874 ein Denkmal errichtet. Ein anderes haben ihm gesetzt der österreichische Dichter Deinhardstein (geb. 1794, † 1859 in Wien) in seinem „Hans Sachs", dram. Gedicht in 4 Akten, und Richard Wagner in seiner Oper „Die Meistersänger", Martin Greif in seinem Schauspiel „Hans Sachs", Leipzig 1894, und Gustav Burchard in einem Festspiel.

sänger nicht nur an Fülle und Umfang des Stoffes, an Mannigfaltigkeit der Formen, sondern vor allem an sittlicher Tiefe. Der schlichte Handwerker, der sich nicht an die Gelehrten, sondern an den gemeinen Mann wendet, war der lauterste Sittenprediger seines Volkes und der begeisterte Freund des deutschen Vaterlandes. Neben dem tiefen Ernste begegnen wir bei ihm dem mutwilligsten Humor, aber auch bei Scherz und Spott ist die tiefer liegende Absicht des Dichters, nicht bloß zu unterhalten, sondern zu belehren und zu bessern.

Zunächst dichtete Hans Sachs Meistergesänge in solcher Menge, daß er selbst zehn Jahre vor seinem Tode die Zahl derselben auf 4275 angibt. In denselben behandelte er vorzugsweise biblische Stoffe, auf die sich der Meistergesang seit der Reformation vorzugsweise beschränkte; hatte doch auch in der Singschule einer der Merker eine Bibel vor sich, um darauf zu achten, ob der Inhalt der Gesänge der h. Schrift gemäß sei. In seine gesammelten Werke hat Hans Sachs diese Meistergesänge nicht aufgenommen.

Weit mehr poetischen Wert haben seine Erzählungen, deren er 1700 dichtete, in denen er alle menschlichen Verhältnisse berührt und keinen Stand verschont. Dieselben sind teils ernsten, teils komischen Inhalts; die ersten nannte er „Histori und Geschicht“, die andern „Fabeln und gute Schwenk“. Namentlich offenbart er in seinen Schwänken den köstlichsten Mutterwitz, den mutwilligsten Humor und den gesundesten Sinn. Es gehören hierher: „St. Peter mit der Geiß“ — „St. Peter mit den Landsknechten“ — „Schlaraffenland“ — „Die ungleichen Kinder Evä“[1]).

Außerordentlich fruchtbar war Hans Sachs ferner im Drama, dessen Anfänge in die vorige Periode fallen, in das aber im 16. Jahrhundert mehr Handlung und Bewegung, festere Gliederung in Akte und Szenen kommt. Er dichtete im ganzen 208 Tragödien (wie er die Stücke bezeichnete, in denen gekämpft wurde), Komödien und Fastnachtsspiele. Die Stoffe zu seinen Tragödien entlehnte er der Bibel, dem klassischen Altertume, dem französischen Ritterromane, der Heldensage und dem Märchen. Zu nennen sind: „Klytämnestra“ — „Julian der Abtrünnige“ — „Der hörnerne Siegfried (hürnen Seifried)“ — „Melusine“. Genialeres leistete er in seinen Komödien und Fastnachtsspielen, in denen er sich freier bewegt. Eine prächtige Komödie „Die ungleichen Kinder Evä“, 1553, behandelt denselben Gegenstand, den er fünf Jahre später zu

---

[1]) Dichtungen von Hans Sachs herausgegeben von K. Goedeke und Julius Tittmann, 3 Teile, 1870. (Deutsche Dichter des 16. Jahrh., Teil 4—5.) Die von Hans Sachs selbst veranstaltete Ausgabe von 1558 und andere Werke haben wieder abdrucken lassen Adelbert v. Keller und E. Götze, Tübingen 1870—1902, 25 Bände (Stuttg., liter. Verein). — Eine Auswahl der „Schwänke“ und „Spruchgedichte“ bietet A. Engelbrecht, 2 Bändchen (Staßfurt, Foerster), 1879. Ausgewählte dramatische und poetische Werke hat sprachlich erneuert Karl Pannier, 2 Bändchen (Leipzig, Reclam). Sämtliche Fabeln und Schwänke bietet Edmund Goetze, 2 Bände, Halle 1893. — Für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten bestimmt ist Hans Sachs, ausgewählt und erläutert von Karl Kinzel, Halle, 3. Aufl. Eine andere Auswahl liefert K. Staedler, Leipzig. — Wilhelm Sommer (Prenzlau), die Metrik des Hans Sachs (gekrönte Preisschrift), Rostock 1882.

einem Schwank bearbeitete. Eins seiner gelungensten Fastnachtsspiele ist das „Narrenschneiden“ [1]).

Seit 1600 begegnen wir in Deutschland den ersten Schauspielern von Profession. Es sind dies die englischen Komödianten, die im Lande umherzogen und in den Städten und an den Fürstenhöfen ihre Stücke aufführten. Das Theater Englands stand damals in hoher Blüte [2]).

Die aus England und den Niederlanden mitgebrachten Stücke waren teils sogenannte Haupt- und Staatsaktionen (Trauerspiele voll Mord und Greuel), teils Singspiele, teils Hanswurstspiele. Die lustige Person, die in den letzteren Stücken die Hauptrolle spielt, hat ihren Namen von dem Lieblingsgericht des Volkes erhalten. Dem deutschen Hanswurst entspricht der niederländische Pickelhering, der französische Jean Potage, der englische Jack Pudding, der italienische Maccaroni. Unter dem Einfluß dieser englischen Komödianten stehen Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig (1589—1613), der an seinem glänzenden Hofe das erste stehende Theater hielt und von dem noch 11 Schauspiele vorhanden sind, und

Jakob Ayrer († 1605 in Nürnberg), der an 70 Tragödien, Komödien, Fastnachtsspiele und Singspiele dichtete. Die letztere Gattung führte er, wenn auch in rohester Form, in unsere Literatur ein. In seinen Dramen behandelt er unter anderem auch die Sage vom Ortnit und Wolfdietrich [3]).

§ 33. Johann Fischart.

Johann Fischart, geb. um 1550 in Straßburg, studierte an verschiedenen Universitäten die Rechtswissenschaft, ließ sich nach einem bewegten Leben als Rechtsanwalt in Straßburg nieder und wurde später Amtmann zu Forbach (bei Saarbrücken), wo er schon 1590 starb.

Fischart ist eins der größten Sprachtalente, und sein Stil ist das Ungeheuerlichste, was in der deutschen Sprache existiert. Unerschöpflich ist er an burlesken Einfällen und er gefällt sich in den abenteuerlichsten Wendungen, den barocksten Schilderungen und Zusammensetzungen. Er ist zu-

[1]) Die Fastnachtsspiele von Hans Sachs hat herausgegeben Edmund Goetze (Neudrucke deutscher Literaturwerke, 6 Bändchen, Halle 1880—86). — Die oben genannte Ausgabe von Goedeke und Tittmann enthält Teil 3 dramatische Gedichte (Teil 1 Meistergesänge, Teil 2 Historien, Schwänke, Fabeln, Sprüche).

[2]) Englands größter dramatischer Dichter ist William Shakespeare, geb. 23. April 1564 zu Stratfort am Avon, gest. 1616. Er war ebenso groß im Trauerspiel (Hamlet — Macbeth — Romeo und Julia — König Lear — Othello — Julius Cäsar — Coriolanus — Richard III.), im Lustspiel (Die lustigen Weiber — Viel Lärm um Nichts — Zähmung der Widerspenstigen — Was ihr wollt), wie im Schauspiel (Sommernachtstraum — Kaufmann von Venedig — Wintermärchen — Heinrich IV.). Shakespeare ist für die Entwicklung des deutschen Dramas von größtem Einfluß gewesen. Zu ihm sind Lessing, Goethe und Schiller in die Schule gegangen. Durch die meisterhafte Übersetzung von Schlegel und Tieck ist der große Brite fast einer der Unsern geworden. Vergleiche Ulrici (Shakespeares dramatische Kunst), 3. Aufl., 1868, Gervinus, 4. Aufl., 1873, Kreyßig, 3. Aufl., 1877, Rudolf Genée, Shakespeares Leben und Werke, 1872, Rümelin, 2. Aufl., 1874.

[3]) J. Tittmann, Schauspiele aus dem 16. Jahrh., 1868, 2 Teile (deutsche Dichter des 16. Jahrh., Bd. 2 u. 3). — Jakob Ayrers Dramen gab heraus A. von Keller, 5 Bände (Stuttg., lit. Ver., Bd. 76—80), 1866. — Ein mecklenburger Fastnachtsspiel aus der Reformationszeit, betitelt „Claus der Bauer“, hat übertragen Albert Freybe, Gütersloh (Bertelsmann) 1879.

meist Satiriker, und als solcher weiß er mit unerschöpflicher Laune, mit sinnigem Ernste und biederer Offenheit, aber auch mit großer Derbheit die Torheiten und Gebrechen der Zeit zu geißeln.

Sein Hauptwerk ist die Geschichtsklitterung oder Geschichtsschrift[1]). In diesem 1575 erschienenen satirischen Romane, der eine freie Bearbeitung des Gargantua von dem Franzosen Rabelais († 1553, übersetzt von Regis und Gelbcke) ist, schwingt Fischart die Geißel zunächst gegen die beliebten Rittergeschichten, dann gegen alle Mißbräuche und Torheiten der Zeit (Adelstolz, Trunk, Spiel, Prozeß- und Raufsucht, Verschwendung, Kleiderpracht, Gelehrtenstolz).

Andere Schriften Fischarts gehören dem Gebiete der kirchlichen Polemik an, namentlich zieht er in denselben gegen das Mönchstum und das immer mehr um sich greifende, die evangelische Kirche bedrohende Treiben der Jesuiten, die er „Jesuwider, Schüler des Ignaz Lugiovoll“ nannte, zu Felde. Hierher gehört gleich sein erstes satirisches Gedicht vom Jahre 1570, betitelt „Nachtrabe oder Nebelkrähe“, gerichtet gegen einen gewissen zum Jesuitenorden übergetretenen Jakob Rabe. Gleichfalls in Versen geschrieben ist der „Barfüßer Sekten- oder Kuttenstreit“. In Prosa erschien 1579 „der Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms und seiner Hummelszellen“ und 1580 in Versen sein „vierhörniges Jesuiterhütlein“.

Harmloser, aber von Witz übersprudelnd ist das Prosabüchlein „Aller Praktik Großmutter“ (1572), worin er gegen den Aberglauben, die Wetterbüchlein, die sogenannten „Praktiken“, d. h. Kalenderregeln usw. auftritt. Eine weit derbere Komik findet sich in dem 1573 in Versen geschriebenen Flöhhatz.

In ernstem Tone gehalten ist das frei nach Plutarch bearbeitete, in Prosa verfaßte „Ehezuchtbüchlein“, desgleichen seine „Anmahnung zu christlicher Kinderzucht“, vor allem aber seine „ernstliche Ermahnung an die lieben Deutschen“, eines seiner besten Gedichte.

Am bekanntesten von Fischart ist sein erzählendes Gedicht **„Das glückhafte Schiff von Zürich“**, das von des Dichters warmer Vaterlandsliebe und edler Gesinnung Zeugnis gibt. In gedrungener kernhafter Sprache und in frischer anschaulicher Weise beschreibt das Gedicht eine Fahrt der Züricher Armbrustschützen, die an einem Tage (20. Juni 1576) den Weg von Zürich nach Straßburg zurücklegten und zum Beweise dieser außergewöhnlich schnellen Fahrt einen Kessel mit Hirsebrei noch warm zum Straßburger Schützenfeste brachten. Der Dichter will das freundschaftliche Verhältnis der Städte untereinander schildern, vor allem aber dartun, was Entschlossenheit und Rührigkeit des Mannes zu leisten vermögen. „Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, so führen über Strom und Hügel“, heißt es mit Recht im Liede[2]).

---

[1]) Der ursprüngliche Titel lautete „affenteuerliche und ungeheuerliche Geschichtsschrift“, der spätere „affenteuerliche naupengeheurliche Geschichtsklitterung“.

[2]) Fischarts sämtliche Dichtungen hat herausgegeben Heinrich Kurz, 3 Bände, 1866—67 (deutsche Bibliothek, Band 8—10). — In einer Auswahl sind dieselben erschienen von A. Engelbrecht und Hermann Hoffmeister (Berlin), 2 Teile (Staßfurt, Foerster) 1879 (Teil 1 enthält u. a. das glückhafte Schiff, Teil 2 Fischarts sonst schwer zugängliches Meisterwerk die „Geschichtsklitterung“ oder „Gargantua“, das auch

§ 34. Andere literarische Erscheinungen der fünften Periode.

An der Grenze unserer Periode steht eine epische Dichtung, die ohne poetischen Wert, aber berühmt ist wegen ihres Verfassers: es ist

der Teuerdank, eine Erzählung, die von keinem Geringeren, als von Kaiser Maximilian I. selbst entworfen und von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing (geboren 1481, † 1535) überarbeitet worden ist. Das Gedicht hat die Werbung des Max um Maria von Burgund, sowie die Taten und Schicksalle, durch die er sie erlangte, zum Gegenstande. Das Ganze ist dem Geschmacke der Zeit gemäß in ein allegorisches Gewand gekleidet. Max erscheint als Teuerdank, weil er auf Abenteuerliches sinnt, oder wie es im Liede heißt: „weil er von Jugend auf seine Gedanken nach tewerlichen (= herrlichen, erhabenen) Dingen gericht"; Maria, die Tochter Karls des Kühnen von Burgund, als Ehrenreich, Ruhmreichs Tochter. Auf der Fahrt stellen sich dem Brautwerber an drei Engpässen drei Feinde entgegen, die ihm den Besitz der schönen Ehrenreich nicht gönnen, aber einer nach dem andern besiegt werden. Auch die Namen dieser Feinde haben allegorische Bedeutung, insofern Fürwittig die jugendliche Unbesonnenheit, Unfalo die Unglücksfälle, Neidelhard die politischen Feinde bezeichnet. — Das Buch erhielt eine glänzende typographische Ausstattung und wurde im Jahre 1518 mit besonders dazu gegossenen Lettern, großen Initialen und zahlreichen Holzschnitten auf kostbares Pergament gedruckt. (Ausgaben von Karl Haltaus 1836 und K. Goedeke, deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, Band 10, Leipzig, Brockhaus, 1878.) —

Diejenige Gattung der Poesie, welche namentlich bei den ganz Ungelehrten blühte und worin sich statt übertriebener Künstelei, wie sie im Meistergesange herrschte, die größe Einfachheit und Natürlichkeit findet, ist das **Volkslied.** Bereits im 14. Jahrhundert wurden Volkslieder aufgezeichnet; das 15. Jahrhundert ist reich daran, wird darin aber noch überboten vom 16. Jahrhundert. Die Stoffe derselben sind überaus mannigfaltig; ein jedes Gefühl findet seinen innigen, oft auch derben Ausdruck. Neben bald zarten, bald mutwilligen und schalkhaften Liebesliedern gibt es wehmütige Wander- und Abschiedslieder, heitere Trinklieder, kindliche Wiegenlieder und kräftige Kriegslieder. Ein jeder Stand hat seine besonderen Lieder, der Student, wie der wandernde Handwerksbursch, der Hirt wie der Jäger, der Gärtner und der Winzer, der Bauer und der Soldat, der Bettler wie der Landsknecht. Freilich gibt es unter der Menge kerniger und naturkräftiger Lieder auch manches derbe, ja rohe und gemeine [1]). Auf die tiefe Poesie, die in dem

---

A. Alsleben, Halle 1891, herausgegeben hat). — Das glückhafte Schiff und das Jesuiterhütlein wurde erneut und erläutert von Karl Pannier (Leipzig, Reclam). — Den Flöhhatz gab heraus Camillus Wendeler (Neudrucke, Bd. 5, Halle, Niemeyer). — Das glückhafte Schiff; ist noch besonders erschienen: von Karl Halling, 1838, und K. Goedeke (deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, Leipzig, Brockhaus, Bd. 15) 1880. — Nach den Quellen des Jahres 1577 hat den Gegenstand behandelt Jacob Baechtold († 1897 in Zürich), das glückhafte Schiff von Zürich, 1880. — Das treffliche Ehezuchtbüchlein hat bearbeitet Richard Weitbrecht (Pfarrer zu Wimpfen am Neckar), Stuttgart (Metzler) 1882.

[1]) Ludwig Erk, deutscher Liederhort, neu bearbeitet von Franz Böhme, 3 Bände, Leipzig 1893—94. — A. F. C. Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes, 3. Aufl., Marburg 1886. — Georg Scherer, Jungbrunnen, Berlin 1874. —

schlichten und einfachen Volksliede verborgen ist, wies zuerst Herder hin in seinen Stimmen der Völker (1778). Nach Herder waren es Goethe, Bürger, Uhland, Heine, die dem Volkslied viel Züge entlehnten. Eine Sammlung von Volksliedern veranstalteten Clemens Brentano und Achim von Arnim unter dem Titel „des Knaben Wunderhorn" (1806). Ihnen folgte Uhland, „alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder". 2. Aufl., 1880, 2 Bde.[1]). Über die besondere Klasse der historischen Volkslieder vergl. § 26.

Besonders reich vertreten ist im Zeitalter der Reformation die Gattung der erzählenden Prosa. Wir begegnen zunächst dem **Roman**, dessen Heimat in Frankreich zu suchen ist. Roman oder Romant bezeichnet ursprünglich ein romantisches Gedicht. Eines derselben wurde im 16. Jahrhundert unter diesem Namen nach Deutschland gebracht, nämlich der abenteuerliche und phantastische Roman **Amadis**, der 1569 in Frankfurt erschien (neu herausgegeben von A. von Keller 1857). Seitdem bezeichnet man das Abenteuerliche und Phantastische der französischen Ritterwelt des Mittelalters, wie man es eben aus dem Amadis kennen gelernt hatte, bald das Phantastische und Abenteuerliche überhaupt mit dem Ausdrucke romantisch und die Prosaerzählungen voll wunderbarer Begebenheiten mit dem Namen Roman. Damit verwandt sind die **Volksbücher**, die K. Simrock gesammelt (13 Bände, 1845—1867) und die Gustav Schwab in einer Auswahl neu bearbeitet hat. Hierher gehört u. a. das ursprünglich eine Satire enthaltende, im Laufe der Jahrhunderte aber durch den volkstümlichen komischen Inhalt zu einem Volksbuch gewordene **Lalenbuch**, oder das Buch von den Schildbürgern, von denen jenes 1597, dieses 1598 zum ersten Male gedruckt wurde, während eine Bearbeitung und Fortsetzung der Schildbürgergeschichte 1603 unter dem Titel „Grillenvertreiber" erschien[2]). Es erzählt die wunderlichsten Torheiten, welche die Bürger der Stadt Schilda begehen und geißelt die Verkehrtheiten kleinstädtischer Verwaltung, während das noch der vorigen Periode angehörige Buch von Till Eulenspiegel (§ 29, 4) eine Darstellung der Landfahrerwitze und Handwerkerschwänke bietet. Wie Till Eulenspiegel war auch der Finkenritter eine köstliche Figur des Volkswitzes, dessen Buch die Lügen von Münchhausen noch überbietet. — Eine tiefsinnige Sage behandelt das Buch vom Schwarzkünstler **Faust**, der, angeblich aus Knittlingen in Schwaben gebürtig, zu Wittenberg

---

Karl Simrock, Volkslieder, 2. Aufl., Basel 1887. — Franz Ludwig Mittler, deutsche Volkslieder, Marburg 1855. — K. Kinzel, das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts, Berlin 1885. — Adolf Matthias, (Berlin), Bielefeld und Leipzig 1890. — Wilhelm Uhl, das deutsche Lied. Acht Vorträge, Leipzig 1900. — Endlich hat Freiherr v. Ditfurth auf die 7 Bände, welche historische Volkslieder enthalten, 1872 einen achten folgen lassen, der deutsche Volks- und Gesellschaftslieder aus dem 17. und 19. Jahrhundert umfaßt.

[1]) Die dazu gehörige Abhandlung erschien erst 1866 in Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Band 3, sowie der Kommentar Band 4.

[2]) Daß der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers der 1543 zu Sitzenroda bei Torgau geborene und 1614 als Hauptmann der Kurstadt Wittenberg auf seinem Gute Falkenberg verstorbene, in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzte Hans Friedrich von Schönberg sei, weist nach Ernst Jeep, eine literarische Untersuchung über das Schildbürgerbuch und seine Fortsetzungen, Wolfenbüttel 1890. Jakob Nover (Mainz), beliebte deutsche Volkssagen, Band 1 (Faust — Till Eulenspiegel — Der ewige Jude — Wilhelm Tell), Gießen 1895.

und Ingolstadt Theologie, Medizin, Astrologie und Magie studierte, worin er auch seinen nachherigen Famulus Wagner unterrichtet, dann, nachdem er das Vermögen seines Oheims verschwendet, um neue Schätze zu erlangen, mit dem Teufel ein Bündnis auf 24 Jahre schloß und endlich eines jämmerlichen Todes starb[1]). — Ein anderer beliebter Sagenstoff ist der vom **ewigen Juden,** der sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in mehreren Städten Europas gezeigt haben sollte[2]). — Während das Buch von Faust die Verkehrtheiten des Wunderglaubens anschaulich macht, stellt das Buch vom ewigen Juden den Fluch des Unglaubens dar. Der poetische Gehalt und der tiefe Sinn beider Sagen kamen erst zu ihrem Rechte in den Bearbeitungen späterer Dichter. Die Faustsage bearbeiteten u. a. Klinger, Maler Müller, Grabbe, Lenau, in der tiefsinnigsten Weise aber Goethe. Derselbe große Dichter trug sich auch eine Zeitlang, wie ein hinterlassenes Fragment bezeugt, mit der Sage vom ewigen Juden, welche Nikolaus Lenau in zwei Gedichten, Julius Mosen in seinem Epos „Ahasver“, Daniel Schubart, desgleichen Robert Hamerling († 1889 in Graz), Bernhard Giseke († 1876 in Schwerin), Joseph Seeber (2. Aufl., Freiberg 1894) behandelt haben, bis sie zuletzt Max Haushofer (München) zu einem Drama gestaltet hat (2. Aufl., Leipzig 1894).

Ferner gibt es noch eine reiche und höchst charakteristische Literatur von **Schwänken.** Als die bedeutendsten Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts sind zu nennen: Schimpf und Ernst von einem elsässer Franziskanermönch Johannes Pauli (Ausgabe von Hermann Oesterley, Stuttg., liter. Verein 1866); das Rollwagenbüchlein von Georg Wickram, Stadtschreiber im Elsaß (Ausgabe von Heinr. Kurz, 1865; ausgewählt und sprachlich erneuert von Karl Müller, Staßfurt, Foerster 1881); Wendunmuth von Wilhelm Kirchhof (Ausgabe von

---

[1]) Der älteste Druck des Faustbuches stammt vom Jahre 1587 (Frankfurt bei Johann Spies). In den nächsten Jahren folgten 9 Ausgaben rasch aufeinander; 1599 erschien die weitschweifige Bearbeitung von Widmann. Als Fortsetzung der Sage von Faust schloß sich die von seinem Famulus Wagner an. Seit 1593 folgten 7 Ausgaben des Wagnerbuches aufeinander. 1674 erschien das Pfitzersche Faustbuch, das gleichfalls viele Ausgaben erlebte. Dasselbe gilt von dem alten Puppenspiele Faust, hergestellt von K. Simrock 1886. Zugleich wird das Faustbuch in die verschiedensten Sprachen übersetzt, es erschienen nicht weniger als 7 niederdeutsche Übersetzungen, 16 französische usw. Vergl. Franz Peter, die Literatur der Faustsage, 3. Aufl., 1857. Einzelne Bearbeitungen hat der Stuttgarter Buchhändler Johann Scheible in seinem Sammelwerk „das Kloster“ (12 Bände, 1845—49) abdrucken lassen. Das älteste Faustbuch von 1587 findet sich hier Band 2. Sorgfältiger hat dasselbe wieder herausgegeben August Kühne, mit Einleitungen und Anmerkungen, Zerbst 1868, und W. Braune, Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrh., Nr. 7 und 8, Halle (Niemeyer) 1878. — Wilhelm Creizenach (Krakau), Versuch einer Geschichte des Volksschauspieles von Dr. Faust, Halle 1878. — Die Faustsage in ihrem Ursprung, ihrer Fortbildung und poetischen Gestaltung hat behandelt Jakob Nover, beliebte deutsche Volkssagen, Band 1, Gießen 1895. — Karl Kiesewetter (Meiningen), Faust in der Geschichte und Tradition. — Karl Engel, Faustschriften vom 16. Jahrh. bis 1884, 2. Aufl., Oldenburg 1885. — Gustav Milchsack, Historie Dr. Johannis Fausti des Zauberers, Wolfenbüttel 1892—97.

[2]) Die Sage vom ewigen Juden erschien 1602 zum ersten Male gedruckt. — Theodor Gräße, die Sage vom ewigen Juden, 1844. — Leonhard Neubaur (Elbing), die Sage vom ewigen Juden, Leipzig 1884. — Jakob Nover, beliebte deutsche Volkssagen, Band 1, Gießen 1895.

H. Oesterley, 5 Bände, Stuttg., liter. Verein, 1869). Eine Auswahl hat veranstaltet K. Goedeke, Schwänke des 16. Jahrh., Leipzig 1879 (Deutsche Dichter des 16. Jahrh., Band 12). — In lateinischer Sprache erschien 1549 eine Sammlung gereimter Schwänke unter dem Titel Grobianus von Friedrich Dedekind, der die rohen Sitten der Zeit in launiger Weise darin verspottet. Dieselbe wurde 1541 von Kaspar Scheidt ins Deutsche übersetzt und mit einigen Stücken vermehrt.

Endlich verdient unter den historischen Werken jener Zeit eine besondere Hervorhebung die „helvetische Chronik“ von Ägidius Tschudi (geb. 1505 zu Glarus, † 1572), die für Schiller namentlich bei der Bearbeitung seines Tell zu einer reichen Fundgrube wurde.

Sechste Periode[1].

Die Poesie in den Händen der Gelehrten oder die Periode der Nachahmung. 1624—1748.

§ 35. Überblick. Sprachgesellschaften.

Im 17. Jahrhundert gewährte das deutsche Vaterland ein trübes Bild, und um die deutsche Jugend war es schlecht bestellt. Der dreißigjährige Krieg hatte den Wohlstand des Volkes auf lange Zeit vernichtet und eine Verwilderung der Sitten zur Folge gehabt. Selbst die Anstalten, welche vorzugsweise den Beruf hatten, Sitze der Humanität und der höchsten geistigen Bildung zu sein, die deutschen Hochschulen, waren leider oft Pflanzstätten der größten Roheit (Tholuck, das akademische Leben im 17. Jahrhundert). Die Theologie war vielfach in toten Formeln erstarrt, geist- und gemütlos; die Rechtspflege überaus willkürlich und grausam. Ebenso traurig sah es auf andern Gebieten der Wissenschaft aus. Nur einzelne Männer von Geist und Gemüt ragen in jener Zeit hervor. Es gehören hierher die Häupter des Pietismus, Philipp Jakob Spener (geb. 1635 in Rappoltsweiler im Elsaß, † 1705 in Berlin) und August Hermann Francke (geb. 1663 in Lübeck, † 1727 in Halle), welche der in Buchstaben- und Formelwesen erstarrten Orthodoxie gegenüber auf ein tieferes im Leben sich bewährendes Christentum drangen; der Theosoph Jakob Böhme (geb. 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz, † 1624 in Görlitz)[2]; der berühmte Rechtslehrer und Historiker Pufendorf (geb. 1632 in der Nähe von Chemnitz, † 1694

---

[1]) Otto (Friedrich) Gruppe († 1876 in Berlin), Leben und Werke deutscher Dichter, Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten, 2. Ausgabe, 1872 ff., 5 Bände. Karl Lemcke (Stuttgart), von Opitz bis Klopstock, Neue Ausgabe, Leipzig 1882.

[2]) H. Martensen (Bischof von Seeland, † 1884 in Kopenhagen), Jakob Böhme, theosophische Studie, aus dem Dänischen von Pastor Alexander Michelsen, Leipzig (Lehmann) 1881.

in Berlin); Gottfried Wilhelm Leibniz (geb. 1646 in Leipzig, † 1716 in Hannover), dessen genialer Geist beinahe alle Wissenschaften umfaßte; Christian Thomasius (geb. 1655 in Leipzig, † 1728 in Halle), der berühmte Lehrer des Naturrechts; Christian Wolff (geb. 1669 in Breslau, † 1754 in Halle), großer Philosoph und Schöpfer unserer philosophischen Sprache, der bereits ins folgende Jahrhundert hinüberreicht. Auch das Gebiet der Dichtkunst trägt im 17. Jahrhundert vorzugsweise den Charakter der Öde und Unfruchtbarkeit. Der Einfluß Frankreichs im Zeitalter Ludwigs XIV. auf unsere Geistes- und Kulturzustände hatte die Herrschaft des Ausländischen über das Einheimische und eine Nachahmungssucht zur Folge, bei der das vaterländische Gefühl verloren ging. Es wurde nicht bloß die einfache deutsche Sitte verdrängt, es verschwand auch die deutsche Sprache von den Höfen der Könige und Fürsten, sowie aus den Kreisen des höheren und niederen Adels, ja selbst des Beamtenstandes, um französischer Sitte und Sprache Platz zu machen. Eine Ausnahme machten einzelne Fürsten und Herren vom Adel, welche sich der deutschen Sprache annahmen, vor allem aber war es eine Anzahl Gelehrter, welche die vaterländische Literatur zu heben suchten, die infolgedessen einen gelehrten Charakter annahm. Um die Poesie dem tiefen Verfalle zu entreißen, mußte es das erste Streben dieser Männer sein, die deutsche Sprache von den Fremdwörtern zu säubern, womit sie bis zur Unkenntlichkeit überladen war. Zu diesem Zwecke wurden nach dem Vorbilde der italienischen Akademien in Deutschland Sprachgesellschaften gestiftet, deren bedeutendste folgende waren:

1. die **fruchtbringende Gesellschaft** oder **der Palmenorden**, 1617 in Weimar gestiftet. An der Spitze stand Ludwig, Fürst von Anhalt, und der Sitz der Versammlung war zuerst Köthen, später Weimar, zuletzt Halle, wo sie bis 1680 bestand. Das Symbol der Gesellschaft war der Palmbaum mit der Überschrift: „alles zum Nutzen“. Die Mitglieder, zu denen viele Fürsten und vornehme Herren zählten, trugen Namen aus dem Pflanzenreiche, was zu mancherlei Spielereien führte. (Ludwig von Anhalt trug den Namen „der Nährende“ und führte im Wappen ein Weizenbrot; das Ehrenoberhaupt Kaspar von Teutleben hieß „der Mehlreiche“.) Auch Opitz, A. Gryphius und andere Hauptvertreter der neuen Richtung wurden in den Orden aufgenommen [1]).

2. die **deutsch-gesinnte Genossenschaft**, 1643 durch **Philipp von Zesen** in Hamburg gestiftet, der zwar von redlichem patriotischen Streben erfüllt war, aber einen übertriebenen Eifer für die Reinigung der Muttersprache bewies und sich dadurch schon bei seinen Zeitgenossen lächerlich machte. (Theater hieß Schauburg; Nase: Löschhorn oder Gesichtserker; Vers: Dichtling; Fieber: Zitterweh; Pomeranze: Goldapfel; Kabinett: Beizimmer; Affekt:

---

[1]) (Ludwig, Fürst zu Anhalt), der fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen, Vorhaben, Gemählde usw., 4 Teile, Frankfurt a. M. (Merian) 1646. — G. Krause († 1888 in Naumburg), der fruchtbringenden Gesellschaft Erzschrein, Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke von dem Fürsten Ludwig u. a., herausgegeben nach den Originalen der herzogl. Bibliothek in Köthen, 1853. — Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, Berlin 1848. — Hans Wolff, der Purismus in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts, Straßburg 1888. — Hans Schultz, die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, Göttingen 1888. — Friedrich Zöllner, Einrichtung und Verfassung der fruchtbringenden Gesellschaft, Berlin 1899.

Gemütstrift; Obelisk: Sonnenspitze; Natur: Zeugemutter; Juno: Himmelinne; Pallas: Kluginne; Diana: Weidinne; Aurora: Rötinne; Venus: Lustinne; Mars: Heldreich; Actäon: Weidmann.) Dagegen hat er auch Worte in die deutsche Sprache eingeführt wie: Kniegeige (Gambe), Sinngedicht, Staatsmann, Lehrbegriff, Wechselgesang, Heerschau u. a. [1]).

3. die Gesellschaft der **Pegnitzschäfer,** oder der **gekrönte Blumenorden,** 1644 in Nürnberg gestiftet durch **Johann Klai** († 1656), früher Lehrer in Nürnberg, später Pfarrer in Kitzingen, und **Philipp Harsdörffer,** Ratsherr in Nürnberg (1658). Der erstere schrieb besonders geistliche Singspiele, in denen er namentlich auf den Klingklang in der Sprache und im Verse allen Fleiß verwandte (Daktylen und Anapäste sind die Lieblingsverse des ganzen Ordens), und Kirchenlieder, die auch das Spielende des ganzen Kreises an sich tragen. (Vergl. sein Lied von dem himmlischen Pelikan Jesu Christ.) **Harsdörffer** erlangte Berühmtheit durch seine Frauenzimmergesprächspiele, eine Art Umgangskonversationslexikon, und noch mehr durch seinen Poetischen Trichter oder „Anweisung, in 6 Stunden die deutsche Dicht- und Reimkunst einzugießen.“ Da das Buch, und zwar anonym (durch ein Mitglied der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft, genannt „der Spielende“) zu Nürnberg erschien, wird es kurz der Nürnberger Trichter genannt. Es wird darin von einem Dichter namentlich verlangt, daß er statt der gewöhnlichen Rede die sogenannten sinnreichen Umschreibungen und sinnreichen Beiwörter mit Geschick setzen könne. (Der Wind hieß in dieser Dichtersprache: Wolkentreiber, Blütenfeind; Frühling: Blumenvater; Wein: Poetensaft; Blut: nasses Lebensgold. Das Feld erhielt je nach dem Monat, von welchem man schreibt, ein verschiedenes Beiwort: hartdurchgefroren, windbetrübt, neulichgrau, neugepflügt, blumenhold, vielbegrast, hitzematt, ährenreich, ganz durchfeuchtet, fruchtbereift, grünlichfalb, schneebesamt.) Der Orden, dessen Mitglieder Hirtennamen trugen, führte namentlich die süße Tändelei und das geschmacklose Schäferwesen in unsere Literatur ein.

4. der Elbschwanenorden, gestiftet von Johann Rist, Pfarrer zu Wedel an der Elbe bei Hamburg. (Vergl. S. 98.)

Die Dichter dieser Periode suchten ihre Vorbilder im Auslande. Neben den Griechen und Römern (bei denen man freilich meist nicht aus der unmittelbaren Quelle schöpfte) waren es namentlich französische, italienische und holländische Dichter, die man nachahmte. Es kann daher diese Periode der deutschen Literatur als eine **Zeit der Nachahmung** bezeichnet werden.

Insofern nun die erste Anregung zur Pflege der Poesie im 17. Jahrhundert zunächst von Schlesien ausging, hat man den ganzen Zeitraum den der **schlesischen Dichter** genannt, obwohl eine Anzahl derselben anderen Ländern (Sachsen), namentlich dem Norden Deutschlands (Hamburg, Königsberg) angehört; und zwar unterscheidet man zwei schlesische Dichterschulen.

---

[1]) Durchaus gerecht werden ihm Karl Prahl (Danzig), Philipp von Zesen, ein Beitrag zur Geschichte der Sprachreinigung in Deutschland (Programm), Danzig 1890, und Karl Dissel (Hamburg), Philipp von Zesen und die deutschgesinnte Genossenschaft, Hamburg 1890.

§ 36. Erste schlesische Dichterschule. Martin Opitz.

Das Haupt der ersten schlesischen Schule und der eigentliche Tonangeber dieser Periode ist

Martin Opitz[1]), geboren 23. Dezember 1597 zu Bunzlau am Bober, wurde erzogen auf dem schlesischen Gymnasium zu Bunzlau, Breslau und Beuthen. In Beuthen schrieb er als 20jähriger Gymnasiast seine lateinische Rede „Aristarchus oder über die Verachtung der deutschen Sprache“, worin er Ansichten aussprach, wie sie auch im Palmenorden ihren Ausdruck fanden. In patriotischer und jugendlich feuriger Weise ist er begeistert für die Reinhaltung der deutschen Sprache und sieht in der Nachahmung der fremden Renaissancedichter den besten Weg, der deutschen Poesie aufzuhelfen. Nach einem kurzen Besuche der Universität zu Frankfurt a. O. ging er nach Heidelberg, um hier sein Studium der Rechte und der Poesie fortzusetzen. Als sich 1620 die Kriegsstürme der Pfalz näherten, ging er nach Holland, wo er in Leiden den großen Daniel Heinsius, sein poetisch-gelehrtes Vorbild, kennen lernte. Von da folgte er einem Freunde nach Jütland, wo er sein „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges“ schrieb, das er aber erst 13 Jahre später veröffentlichte. Im Jahre 1622 wurde er von dem Fürsten Bethlen Gabor an das neugegründete Gymnasium zu Weißenburg in Siebenbürgen berufen, wo er ein beschreibendes didaktisches Gedicht „von der Ruhe des Gemüts“ verfaßte, das er nach einem dortigen Landgute Zlatna nannte. Ein unüberwindliches Heimweh trieb ihn 1623 nach Deutschland zurück, wo wir ihn an verschiedenen schlesischen Höfen finden. 1626 trat er in die Dienste des katholischen Grafen Hannibal von Dohna in Breslau, der ihn gegen seine eigenen Landsleute verwendete. Nachdem er in dessen Auftrag nach Paris gegangen, wurde er 1628 vom Kaiser Ferdinand II. als Martin Opitz „von Boberfeld“ in den Adelsstand erhoben. Nach dem Sturze des Grafen Dohna ging er wieder ins entgegengesetzte Lager und fand an den Höfen der protestantischen Herzöge von Brieg und Liegnitz ein Unterkommen. Später finden wir ihn im Dienste der Schweden. So verstand es Opitz bei seinem weiten Gewissen und bei seiner großen Fügsamkeit den verschiedensten Herren zu dienen. Zuletzt wandte er sich nach Danzig, wo er zum Hofpoeten und Historiographen des Polenkönigs Ladislaus ernannt wurde. Hier starb er am 20. August 1639 an der Pest. — Als Dichter ist Opitz kein schöpferischer Genius, sondern nur ein vielseitiges Talent. Von dem Grundsatze ausgehend, daß die Poesie, indem sie ergötzt, zugleich belehren müsse, legt er mehr Wert auf Klarheit, Verständigkeit, strenge Regel, als auf Schwung der Phantasie und Tiefe der Empfindung. Auf verschiedenen Gebieten der Poesie war er tätig; wir haben von ihm namentlich geistliche und weltliche Lieder („Sei wohlgemut, laß Trauern sein“ und „Ich empfinde fast ein Grauen“), zahlreiche Gelegenheitsgedichte (Hof- und Festgesänge, Geburts-, Tauf-,

---

[1]) Über Martin Opitz haben geschrieben Friedrich Strehlke († 1896 in Charlottenburg), 1856, Hermann Palm († 1885 in Breslau), 1862 (wiederholt in seinen Beiträgen zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrh., 1887), Karl Weinhold, 1862. — J. Tittmann, ausgewählte Dichtungen von Martin Opitz (deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts mit Einleitungen und Anmerkungen, herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann, Band 1), 1869.

Hochzeits-, Sterbegedichte), sowie didaktisch-beschreibende Gedichte. Zur letzteren Gattung gehörte Zlatna, das eine Gegend Siebenbürgens zum Hintergrunde hat, und Vesuvius, das einen Ausbruch des Vesuvs beschreibt. Weit bedeutender als diese ist das bereits erwähnte „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges". — Auf dem Gebiete des Dramas beschränkte sich Opitz auf Übersetzungen. Neben Senecas Trojanerinnen übertrug er die Antigone des Sophokles, während er aus dem Italienischen die Singspiele Daphne und Judith übersetzte und damit die Oper in Deutschland einführte [1]). Wie die Oper, verpflanzte er auch den Schäferroman auf deutschen Boden durch die „Schäferei von der Nymphe Hercynia". — So war Opitz zwar nur ein formales, nachahmendes Talent, allein es gebührt ihm das Verdienst,

1. daß er mitten in der Barbarei und unter dem Drucke der Fremdherrschaft des 30jährigen Krieges das Banner der vaterländischen Sprache und Kultur wieder in Deutschland aufpflanzte und nach Vermögen treulich aufrecht erhielt;

2. daß er die tiefgesunkene deutsche Poesie gehoben, indem er die humanistischen Studien, die Nachahmung der alten und der späteren Dichter (Dichter der Renaissance) als Weg zur Reform empfahl. Auf diese Weise setzte er die verachtete deutsche Poesie wieder in ihre Würde ein und wußte ihr bei dem gebildeten Teile der Nation Achtung zu verschaffen;

3. daß er der Poesie eine eigene Kunstform gab und feste metrische Gesetze aufstellte. Epochemachend war in dieser Beziehung sein Büchlein von der deutschen Poeterei, 1624, mit dessen Erscheinen in der Geschichte der deutschen Poesie eine neue Periode beginnt [2]). Im 15. und 16. Jahrhundert war die deutsche Metrik eine völlig verwilderte. Es wurden die Verse nicht prosodisch gemessen, sondern die Silben einfach gezählt, wovon der Knittelvers des Hans Sachs und der Meistersänger Zeugnis gibt. Selbst ein Zeitgenosse von Opitz, Georg Rudolf Weckherlin aus Stuttgart [3]), der jenem an poetischem Talent überlegen war, konnte sich von dieser Silbenzählung nicht lossagen, daher denn seine Verse bei allem dichterischen Gehalt rauh und hart sind. Dieser Formlosigkeit machte Opitz ein Ende, indem er den Versbau wieder auf eine feste Regel zurückführte und ein strenges rhythmisches Prinzip aufstellte. Statt der Silbenzählung führte er Silbenmessung nach Accent und Betonung ein. Er lehrte, daß im deutschen Verse Hebung und Senkung ebenso regelmäßig abwechseln müssen, wie im antiken Verse Länge und Kürze, nur mit dem Unterschiede, daß, während hier die Silben quantitativ, d. h. nach dem Lautgehalt gemessen werden, im Deutschen die Qualität, der Wert der Silbe, den Ausschlag gibt. Da Opitz in Begleitung der Hebung nur immer eine Senkung gestattete, so ließ

---

[1]) Wie Opitz den ersten deutschen Operntext lieferte, so war Martin Schütz (Sagittarius, geb. 1685 in Köstritz, † 1762 in Dresden) der erste deutsche Opernkomponist. Die Oper „Daphne", die er in Musik setzte, wurde 1627 in Torgau bei Gelegenheit einer Vermählungsfeier am sächsischen Hofe aufgeführt.

[2]) W. Braune, Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrh., Nr. 1, Halle (Niemeyer) 1876. — Die deutsche Poeterei zugleich mit Aristarchus herausgeg. von Georg Witkowsky, Leipzig 1888. — Chr. Wilhelm Berghöffer, Martin Opitz, Buch von der deutschen Poeterei, Frankfurt a. M. 1889.

[3]) Ausgabe von Hermann Fischer, 2 Bände, 1894 (Stuttg., lit. Verein). — W. Bohm, Englands Einfluß auf Georg Rudolf Weckherlin, Göttingen 1893.

er nur zwei Versarten gelten, die trochäische und die jambische; doch brachte bald sein Freund und Zeitgenosse August Buchner in Wittenberg noch zwei antike Versmaße, das daktylische und das anapästische, zur Geltung. — An Stelle der kurzen Reimpaare (§ 13), die zu dem obengenannten Knittelvers herabgesunken waren, führte Opitz nach dem Vorgange der Franzosen den eintönigen Alexandriner[1]) ein. Auch im Drama wurde derselbe der herrschende Vers, bis ihn Lessing durch den fünffüßigen Jambus verdrängte; in neuerer Zeit haben ihn Rückert im Heldengedichte „Rostem und Suhrab“ und ihm Lehrgedichte „Die Weisheit des Brahmanen“ und Freiligrath als das „Wüstenroß von Alexandria“ wieder zu Ehren zu bringen versucht.

§ 37. Die Dichter, welche sich an Opitz anschlossen.

Paul Fleming[2]), geboren den 5. Oktober 1609 zu Hartenstein in Sachsen, gehört zwar nicht seiner Geburt, wohl aber dem Geiste nach zu den Schlesiern und rechnete sich selbst zu der Schule Opitzens. Nachdem er die Schule von Mittweida und die Thomasschule in Leipzig besucht, studierte er in letzterer Stadt Medizin und entfaltete schon damals eine reiche dichterische Tätigkeit. Die Verwüstung und die Not, die in der Schreckenszeit des 30jährigen Krieges über sein geliebtes Heimatland hereinbrachen, erfüllten ihn mit tiefem Schmerz, und alle Hoffnungsträume für die Zukunft schienen ihm vernichtet. Da hörte er von einer Gesandtschaft, welche der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Gottorp nach Rußland und Persien ausrüstete. Fleming schloß sich derselben an und begleitete sie sowohl auf der ersten Reise nach Moskau, als auch auf der zweiten, weit gefahrvolleren, nach Ispahan, der Hauptstadt Persiens. Die Anstrengungen dieser beiden Reisen, welche sechs Jahre 1633—1639 in Anspruch nahmen, hatten seine Körperkräfte aufgerieben und seine Gesundheit untergraben. Nach seiner Rückkehr erwarb er sich in Leiden den Grad eines Doktors der Medizin und stand eben im Begriff, sich in Reval als Arzt niederzulassen; auf der Reise dahin raffte ihn der Tod in Hamburg im schönsten Lebensalter am 2. April 1640 hinweg. Erst nach seinem Tode wurde eine Sammlung seiner Lieder veranstaltet. Aus derselben tritt uns die edle Gesinnung des Dichters, die Reinheit seines Charakters und das tiefe innige Gemüt desselben entgegen. Neben der Lebenslust und Lebensfreude zieht sich durch seine Gedichte eine elegische Stimmung, hervorgerufen durch das Bewußtsein, daß sein Leben in der Blüte geknickt sei. Zugleich spricht sich in seinen Liedern ein Herz aus, das der Jammer des Vaterlandes tief ergreift und das auch in der Ferne der Heimat stets mit Sehnsucht

[1]) Der Alexandriner ist ein 6füßiger Jambus mit einem Einschnitt in der Mitte nach dem Schema: ◡–◡–◡–||◡–◡–◡– z. B.: Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt, Und den du nicht genutzt, den hast du nicht gelebt (Rückert). Der Vers trägt seinen Namen daher, weil er zuerst in einem altfranzösischen Alexanderliede im 12. Jahrhundert gebraucht wurde. Seit jener Zeit wurde er der Nationalvers der Franzosen, und die französischen Klassiker Corneille, Racine, Molière, Voltaire haben darin gedichtet.

[2]) Die Schreibart Fleming ist wohl richtiger als Flemming. Fleming schrieb u. a. Adam Olearius, der Freund des Dichters, sein Gefährte auf der Reise, die er auch beschrieben. Fleming war dem Gesandten Philipp Kruse als „Hofjunker und Truchseß“, in Wirklichkeit aber als Arzt beigegeben.

gedenkt. Paul Fleming ist vorzugsweise Lyriker, und zwar haben wir von ihm ebensowohl **weltliche** als **geistliche Gedichte.** Unter den ersteren sind namentlich seine Liebeslieder in Empfindung, Ausdruck und Form vortrefflich. Unter seinen geistlichen Liedern findet sich das herrliche Reiselied: „In allen meinen Taten", womit er sich für die große Weltreise vorbereitete und stärkte. Dasselbe ist zu einem geistlichen Pilgergesang der Christen für die Wanderung durchs Leben geworden und findet sich (etwas gekürzt) in fast allen Gesangbüchern. Fleming bediente sich nach dem Vorbilde von Opitz gern der Form des Sonetts [1]). Statt der jetzt üblichen fünffüßigen Jamben wählte er, wie die Schlesier überhaupt, Alexandriner. Eins der besten unter diesen Sonetten führt die Überschrift: „An sich" („Sei dennoch unverzagt, gib dennoch unverloren"); ein anderes enthält seine Grabschrift, ein drittes dichtete er auf Opitzens Ableben. Freilich huldigte er auch dem Geschmack der Zeit, indem er die Dichtkunst als Dienerin bei feierlichen Gelegenheiten gebrauchte. Solche Gelegenheitsgedichte verfertigte er in großer Menge, aber es herrscht in denselben mehr Wahrheit und Empfindung als bei Opitz. Vor allem war ihm dessen Schmeichelei und Kriecherei fremd [2]).

Friedrich von Logau, geb. 1604, † 1655 in Liegnitz, ist vorzugsweise der Epigrammatiker der ersten schlesischen Dichterschule, ja wohl überhaupt der beste deutsche Epigrammatiker, der durch Wahrheit der Empfindung, Ernst der Gesinnung, Schärfe und Kürze des Ausdrucks weder von seinen Zeitgenossen, noch von den späteren Dichtern dieser Gattung, weder von Opitz, noch Fleming, die auch einige Sinngedichte schrieben, noch von Wernicke (§ 39), Göckingk, einem Mitgliede des Hainbundes (gest. 1828 zu Deutsch-Wartenberg bei Breslau), dem Mathematiker Abraham Kästner († 1800 zu Göttingen) und dem schwäbischen Dichter Friedrich Haug († 1829 in Stuttgart) übertroffen wird. Solche **Epigramme** oder Sinngedichte, wie er sie nannte, dichtete er an 4000 (3553), in welche er die Fülle einer reichen Erfahrung niederlegte und worin sich ein Charakter zu erkennen gibt, der mit sicherem Blick die Verhältnisse der Gegenwart durchdringt. Da derselbe nicht die Fügsamkeit und Schmiegsamkeit eines Opitz besaß, so ward er vergessen, zumal er es in edler Bescheidenheit verschmähte, seinen eigenen Namen zu nennen, vielmehr seine Epigramme unter dem Namen Salomo von Golau erscheinen ließ. Es waren Lessing und Ramler, die sein Andenken erneuerten und eine Auswahl seiner Epigramme herausgaben [3]). — Eine Anzahl derselben in Kluge, „Auswahl deutscher Gedichte" (9. Aufl.), S. 353 ff.

---

[1]) Die aus Italien stammende Form des Sonetts oder Klinggedichts besteht aus 14 fünffüßigen Jamben, von denen die ersten 8 zwei vierzeilige, die letzten 6 zwei dreizeilige Strophen bilden. Während der erste Teil zwei Reime hat, die viermal wiederkehren, und zwar nach Ordnung abba, abba, hat der zweite Teil meist zwei besondere Reime, die dreimal wiederkehren, und zwar nach beliebiger Ordnung, in der Regel nach dem Schema cdc, dcd.

[2]) K. W. Schmitt, Paul Fleming, 1851. — Varnhagen von Ense († 1858 in Berlin), biographische Denkmäler, Band 4, 1827. — J. M. Lappenberg († 1856 in Hamburg), P. Flemings lat. und deutsche Gedichte, 1863—1865 (Stuttg., lit. Verein, Band 81—83), 3 Bände. — K. Tittmann, P. Flemings Gedichte, Auswahl (deutsche Dichter des 17. Jahrh., Band 2), 1869. — Friedrich Straumer, Paul Flemings Leben und orientalische Reise, 1892. — Reinhold Hofmann, kurze Biographie in den Schönburgischen Geschichtsblättern (Oktober 1895, Waldenburg).

[3]) Gustav Eitner (in Görlitz), Fr. von Logaus Sinngedichte. Auswahl (deutsche

Von Opitz angeregt und von ihm ausgehend hatte sich auch in Königsberg ein Kreis von Dichtern gebildet, in welchem neben der Poesie namentlich auch die Musik gepflegt wurde [1]). Das Haupt derselben war **Robert Roberthin**, der als Obersekretär beim preußischen Hofgericht 1648 in Königsberg starb, und seine bedeutendsten Glieder waren **Heinrich Albert** und **Simon Dach**. Albert (geb. 1604 in Lobenstein, † 1651 als Organist in Königsberg) war einer der beliebtesten Komponisten seiner Zeit, der die geistlichen Lieder ebenso trefflich zu komponieren verstand wie die weltlichen. Unter seinen Liedern ist eines der bekanntesten: „Gott des Himmels und der Erden". Alberts Haus war der Sammelpunkt des Dichterkreises, und in dessen Kürbishütte hielten die Freunde oft ihre poetischen Sitzungen. — Simon Dach, der 1659 als Professor der Poesie an der Universität Königsberg starb, war das hervorragendste Dichtertalent dieses Kreises. In seinen Gedichten spricht sich Wärme des Gefühls und Wahrheit der Empfindung aus; daneben ist die Form gefällig, die Darstellung einfach und frei von sprachlichen Härten. Eines dieser innigen, gefühlswarmen und zum Herzen sprechenden Gedichte ist das Lied von der Freundschaft („Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu' erzeigen und Freundschaft halten kann"). Zum Volksliede geworden ist eines seiner einfachen und doch so innigen Liebeslieder Ännchen von Tharau", das er plattdeutsch dichtete (Anke van Tharaw öß, de my geföllt) und das durch Herder ins Hochdeutsche übertragen wurde [2]).

Auch auf dem Gebiete der **geistlichen Poesie** zeigt sich der Einfluß von Opitz in dem Streben nach sprachlicher Reinheit und Glätte der Form, sowie in dem Verstandesmäßigen und Lehrhaften, das in vielen Liedern vorwaltet. Dennoch gibt es auch in dieser Zeit Dichter, welche davon eine Ausnahme machen, wie denn schon in den erwähnten geistlichen Liedern von Paul Fleming und Heinrich Albert Wahrheit und Natürlichkeit der Empfindung vorherrschen. Es gehören hierher:

Dichter des 17. Jahrh., Band 3), 1868. Derselbe hat auch eine Ausgabe der sämtlichen Sinngedichte Logaus besorgt, Stuttgart 1873 (lit. Verein, Band 113). In neuerer Zeit hat Karl Simrock eine Auswahl herausgegeben, 1874. — Karl Haehnel (Leitmeritz), Friedrich von Logau, eine literarhistorische Charakteristik (Programm), Pilsen 1883. — Walther Heuschkel, Untersuchungen über Ramlers und Lessings Bearbeitung von Sinngedichten Logaus, Leipzig 1902.

[1]) Gedichte des Königsberger Dichterkreises, herausgegeben von (Leopold) Hermann Fischer (Berlin), Halle 1883 (Neudrucke 44—48). Demselben gebührt auch das Verdienst, einen Danziger Dichter Titz oder Titius (1619—1689), der bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stand, der Vergangenheit entrissen zu haben: Johann Peter Titz, deutsche Gedichte, gesammelt und herausgegeben von L. H. Fischer, Halle 1887. Von dem Danziger Professor stammt das schöne geistliche Lied: „Willst du in der Stille singen".

[2]) Gedichte von Simon Dach, herausgegeben von Hermann Oesterley (Professor in Breslau, † 1891 in Boppard a. Rh.), Leipzig 1876 (deutsche Dichter des 17. Jahrh., herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann, Band 9). Auswahl von Heinrich Stiehler, Königsberg 1896. — Jene Pfarrerstochter zu Tharau bei Königsberg, Anna Neander, der Simon Dach zur Hochzeitsfeier mit einem Freunde, dem Pfarrer Partatius, sein bekanntestes Gedicht gewidmet, ist die Heldin einer köstlichen poetischen Erzählung von Franz Hirsch (Leipzig), Ännchen von Tharau, ein Lied aus alter Zeit, 4. Aufl., Leipzig (Reißner) 1885. Willibald Alexis hat in seinem „Ännchen von Tharau" das Verhältnis historisch unrichtig gefaßt.

Friedrich von Spee (geb. 1592), ein Jesuit, der seinen edlen Geist durch unermüdetes Wohltun gegen Leidende jedes Glaubens bewies und besonders die Hexenprozesse bekämpfte. Er starb 1635 am Fieber, das er sich nach der Eroberung von Trier, wo er als Priester lebte, zugezogen hatte, indem er in aufopfernder Liebe die Spitäler besuchte und Freund wie Feind pflegte. Seine geistlichen Lieder und Hirtengesänge gab er heraus unter dem Titel „Trutz-Nachtigall“, weil sie „trotz den Nachtigallen“ singen, alle Nachtigallen im Gesange übertreffen sollten. In denselben herrscht neben manchem Gezierten und Spielenden, bei einem Reichtume sinnlicher Bilder und Anschauungen eine inbrünstige Liebe zum Heilande [1]).

Johann Scheffler, der, von protestantischen Eltern geboren, später zum Katholizismus übertrat und unter dem Namen Angelus Silesius bekannt ist († 1677). Unter seinen Liedern, die er zum Teil noch als Protestant dichtete, zeigen manche eine krankhafte Gefühlsüberschwenglichkeit, viele andere sind der reine Ausdruck der innigsten Liebe zum Heilande und der Sehnsucht der Seele nach Vereinigung mit Gott. Zu seinen besten gehören: „Mir nach! spricht Christus, unser Held“, und „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht“. Auf die Hauptsammlung seiner geistlichen Lieder, die er unter dem Titel „Heilige Seelenlust“ herausgab, folgte eine andere Sammlung geistlicher Sprüche und Sinngedichte, „der cherubinische Wandersmann“ benannt, in denen sein Mystizismus offen zu Tage tritt [2]).

Der bedeutendste Kirchenliederdichter nicht bloß dieser Zeit, sondern der evangelischen Kirche überhaupt ist nächst Luther

Paul oder, wie er sich selbst nannte, **Paulus Gerhardt**, geb. den 12. März 1607 zu Gräfenhainichen bei Wittenberg als der Sohn des dortigen Bürgermeisters. Auf der Fürstenschule zu Grimma vorgebildet, bezog er die Universität Wittenberg. Allein die Unruhen des 30jährigen Krieges verzögerten seine Anstellung so lange, daß er noch in seinem 45. Jahre als Kandidat und Hauslehrer in Berlin lebte. Erst 1651 erhielt er die Stelle eines Pfarrers zu Mittenwalde, und von da wurde er 1657 als Diakonus an die Nikolaikirche nach Berlin berufen. In diesem Amte hat er bis 1664 unter schwierigen Verhältnissen treu und segensreich gewirkt. Da verbot der Große Kurfürst, um dem damals heftigen konfessionellen Streit ein Ende zu machen, den lutherischen Predigern die streitigen Lehren auf der Kanzel zu besprechen, und verlangte von ihnen ein schriftliches Versprechen des Gehorsams. Paul Gerhardt, der sich in seiner Lehrfreiheit nicht beschränken lassen wollte, weigerte sich, den Revers zu unterschreiben und wurde 1666 seines Amtes entsetzt. Auf die dringenden Vorstellungen des Berliner Magistrats und der Gemeinde, die ihren liebsten Prediger nicht von sich lassen wollten, und auf

---

1) O. Hölscher, Friedrich Spee von Langenfeld, Düsseldorf 1871 (Programm). Joh. Diel, Friedrich Spee, Freiburg 1872. Ignaz Gebhard, Friedrich Spee von Langenfeld. Sein Leben und Wirken, insbesondere seine dichterische Tätigkeit, Hildesheim 1893 (Gymnasialprogramm). Trutz-Nachtigall herausgegeben von Gustav Balke in Berlin (deutsche Dichter des 17. Jahrh., 13. Band), Leipzig 1879. — Auf einen andern Jesuiten weist als auf einen echt patriotischen Dichter Herder hin, es ist dies Jacob Balde (geb. 1603 in Ensisheim im Elsaß, † 1668 zu Neuburg an der Donau), dessen Leben und Werke Georg Westermayer behandelt hat, München 1868.

2) A. Kahlert († 1864 in Breslau), Angelus Silesius, 1853. — Wilhelm Lindemann, Johannes Scheffler, 1875 (Freiburg, Herder).

besondere Verwendung der Stände erließ ihm endlich der Kurfürst die Unterschrift und setzte ihn wieder in sein Amt ein. Dabei wurde ihm jedoch bemerklich gemacht, daß der Kurfürst zuversichtlich erwarte, daß er auch ohne Unterschrift den Verordnungen gemäß sich halten werde. Aber dadurch fühlte sich Paul Gerhardt wiederum in seinem Gewissen gebunden und gehindert, von der Wahrheit, wie er sie erfaßt, ohne Ansehen der Person zu zeugen. Er erklärte dem Kurfürsten, daß er mit einem solchen beschwerten Gewissen sein Amt nicht antreten könne. Daraufhin gab derselbe den gemessenen Befehl, Gerhardts Stelle anderweitig zu besetzen. Ein Jahr lang blieb Paul Gerhardt noch in Berlin, wo ihm die Liebe seiner Gemeinde den nötigen Unterhalt gewährte, bis er 1668 zum Archidiakonus in Lübben an der Spree im Gebiete des Herzogs von Merseburg, der damals zugleich die Oberlausitz besaß, berufen wurde [1]). In diesem Amte, das er Pfingsten 1669 angetreten, wirkte er sieben Jahre unter mancherlei Anfechtungen und starb den 7. Juni 1676. Paul Gerhardt, der ganz auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses stand, bildete den Übergang von der kirchlichen Objektivität zur Subjektivität des persönlichen Gefühllebens. Neben einem festen Glauben und einem unerschütterlichen Gottvertrauen geht eine hohe Freudigkeit durch Gerhardts Lieder. Dabei treffen sie immer den rechten volkstümlichen Ton, und darum sind sie auch Gemeingut des christlichen Volkes geworden. Einige der schönsten unter seinen 131 geistlichen Liedern [2]) sind: „O Haupt voll Blut und Wunden“ (Nachbildung des Passionsgesanges des Bernhard von Clairvaux: Salve caput cruentatum) — „Befiehl du deine Wege“ — „Sollt' ich meinem Gott nicht singen?“ — „Nun ruhen alle Wälder“ — „Wie soll ich dich empfangen?“ — „Wach auf, mein Herz, und singe“ — „Ich singe dir mit Herz und Mund“. — Eine besondere Hervorhebung verdienen auch sein herrliches Sommerlied: „Geh' aus mein Herz und suche Freud' in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben“ und das am Ende des schrecklichen 30jährigen Krieges gedichtete Danklied: „Gott Lob, nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort“.

An Paulus Gerhardt schlossen sich an:

Johann Franck († 1677 als Bürgermeister in Guben) [3]), der über 100 geistliche Lieder dichtete, darunter das Abendmahlslied: „Schmücke dich, o liebe Seele“, ferner „Jesu meine Freude“, „Herr, ich habe mißgehandelt“ und „Auf, auf, den Herrn zu loben“.

---

[1]) Daß er in schwerer Sorge und großer Not Berlin habe verlassen müssen, unterwegs seiner verzagten Gattin zum Trost das schöne Lied: „Befiehl du deine Wege“ gedichtet und alsbald durch die Ankunft der Boten des Herzogs von Merseburg erfreut worden sei, ist eine liebliche Sage, die Philipp Georg Schmidt von Lübeck in dem Gedichte behandelt: „Zu Brandenburg einst waltet der Kurfürst weit und breit“. Jenes Lied war bereits im Jahre 1659 gedruckt. Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 567.

[2]) Paul Gerhardts geistliche Lieder herausgeg. von Philipp Wackernagel, 7. Aufl., 1878. Historisch-kritische Ausgabe von Johann (Friedrich) Bachmann (Oberkonsistorialrat in Berlin, † 1876 in Kassel), 1866. Zuletzt von Karl Goedeke, Gedichte von Paulus Gerhardt, mit Einleitung und Anmerkungen (deutsche Dichter des 17. Jahrh., Bd. 12), 1877, und Karl Gerok, Gedichte von P. Gerhardt mit Einleitung und Biographie, 1878. Auch bei Reclam ist eine Ausgabe erschienen. — Die Form der Novelle trägt August Wildenhahns Paul Gerhardt, kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des Großen Kurfürsten, 4. Aufl., 2 Bände, 1877.

[3]) Hugo Jentsch (Guben), Johann Frank von Guben, 1877.

Wilhelm II., Herzog von Weimar (geb. 11. April 1598 in Altenburg), Dichter des Liedes: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'“.

Von den gleichzeitigen Dichtern geistlicher Lieder mögen noch erwähnt werden: Johann Heermann (geb. 11. Oktober 1585 zu Raudten in Niederschlesien, † 27. Februar 1647 zu Lissa in Polen): „O Gott, du frommer Gott“. — Martin Rinckart (geb. 23. April 1586 in Eilenburg, † ebendaselbst 8. Dezember 1649): „Nun danket alle Gott“. — Christian Keimann († 1662 in Zittau): „Meinen Jesum laß ich nicht“. — Johann Rist, Pfarrer zu Wedel bei Hamburg, † 1667, der Stifter des mit seinem Tode wieder eingegangenen Elb-Schwanenordens [1]): „O Ewigkeit, du Donnerwort“ und „O Traurigkeit, o Herzeleid“. — Luise Henriette, † 1667, Prinzessin von Oranien, Gemahlin des Großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm: „Jesus, meine Zuversicht“. — Michael Schirmer († 1673 in Berlin): O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein“. — Joachim Neander, † 1680 als reformierter Prediger in Bremen: Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren“. — Georg Neumark, † 8. Juli 1681 als Bibliothekar in Weimar: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“. — Samuel Rodigast, † 1708 in Berlin: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“. — Gerhard Tersteegen, geb. 25. November 1687 in Mörs, † 3. April 1769 in Mühlheim, reformierter Mystiker und Dichter der Lieder: „Gott ist gegenwärtig“; „Allgenugsam Wesen“; „Ich bete an die Macht der Liebe“; des Weihnachtsliedes: „Jauchzet, ihr Himmel“ und des Himmelfahrtsliedes „Siegesfürst und Ehrenkönig“ [2]).

§ 38. Zweite schlesische Dichterschule.

Während die Dichter der ersten schlesischen Dichterschule vorzugsweise nach „Reinlichkeit“ der Sprache und des Verses strebten, d. h. unter Verdrängung der Fremdwörter Korrektheit und Reinheit der Sprache und des Versbaues herbeizuführen suchten, strebten die Glieder der zweiten Schule vor allem nach „Lieblichkeit des Ausdrucks, oder nach „galanter“ Schreibart. Diese Lieblichkeit aber artet aus in eine süßliche Empfindsamkeit und einen lächerlichen Bombast der Rede, weshalb man auch diese Periode die schwülstige, prunkhafte genannt hat. Indem ferner die Dichter dem Geschmacke der damals an den Höfen herrschenden Unsittlichkeit huldigten, führten sie neben dem ästhetischen einen moralischen Verfall der Dichtkunst herbei. Übrigens herrschte, wie in der ersten, so auch in der zweiten schlesischen Schule die feste Überzeugung, daß die Poesie etwas Erlernbares sei, eine Fertigkeit, die sich jeder durch Übung aneignen könne, ein notwendiges Erfordernis eines jeden gebildeten Mannes. Das Hauptgewicht wurde auch jetzt auf den richtigen Gebrauch der „durchdringenden, löblichen“ Beiwörter gelegt. Die bedeutendsten Glieder dieser Schule sind:

---

[1]) Theodor Hansen (Lunden in Dithmarschen), Johann Rist und seine Zeit, Halle 1872. Hiernach wurde Rist nicht in Pinneberg, sondern in Ottensen bei Altona geboren, desgleichen G. Neumark den 6. März 1621 zu Langensalza, nicht den 16. Mäez 1622 in Mühlhausen, wie manche Literaturgeschichten angeben.

[2]) Wilhelm Nelle, Tersteegens geistliche Lieder mit einer Lebensgeschichte des Dichters, Gütersloh 1897. — Adele Gründler, Gerhard Tersteegen, Berlin 1897. — Der Name Tersteegen ist holländisch (ter Steegen = zur Stiege).

Andreas Gryphius, geb. 1616 zu Glogau in Schlesien, † daselbst 1664. Er bildet den Übergang von der ersten zur zweiten schlesischen Schule, denn, während er in seiner Lyrik sich formell der Opitzschen Richtung anschloß, huldigte er in seinen Dramen dem Geschmack von Hoffmannswaldau und Lohenstein. Fast durch alle seine Lieder, welche teils geistlicher, teils weltlicher Art sind (Oden, Sonette), blickt eine gewisse Schwermut, die ihren Grund zum größten Teil in traurigen Lebenserfahrungen hatte. Diesen düstern Charakter tragen sowohl sein Kirchenlied: „Die Herrlichkeit der Erden muß Staub und Asche werden“, als auch seine „Kirchhofgedanken“, ein umfangreiches Gedicht von 50 Strophen [1]). Die Hauptpflege wandte A. Gryphius dem **Drama** zu, und hat auf diesem Gebiete seine Verdienste, wenn ihm auch nicht der Name des „Vaters der dramatischen Dichtkunst“ zukommt. Mit dem Begriff der Tragödie verband man damals den eines Spiels, in welchem fürstliche Personen in pathetischer Weise reden und grauenvolle Schicksale erfahren. Demgemäß sind die Tragödien des Gryphius reich an unnatürlichen Übertreibungen, grellen Schilderungen und schwülstigen Redensarten. Nach Einheit der Zeit strebte Gryphius insofern, als er die Handlung des Stücks nicht über 24 Stunden spielen ließ. Charakteristisch sind seinen Tragödien noch die Chöre oder Reigen („Reyen“), womit jeder der fünf Akte (Abhandlungen) schließt. Die Chöre werden bald durch Priester und Jungfrauen, bald durch Geister und allegorische Figuren dargestellt. Als Vorbild im Tragischen diente ihm namentlich der holländische Dichter Joost van den Vondel [2]). Die fünf Trauerspiele des Gryphius (ein sechstes, das er schon als 15jähriger Knabe schrieb und das den bethlehemitischen Kindesmord behandelt, ist verloren gegangen) sind: Leo der Armenier (ein byzantinischer Kaiser, der ermordet ward), Papinianus (ein römischer Rechtsgelehrter, den Caracalla tötete); Karl Stuart (unmittelbar nach Verurteilung und Hinrichtung des unglücklichen Karl I. geschrieben); Katharina von Georgien (aus einer Reise nach Persien entlehnt); Cardenio und Celinde (nach einer italienischen Novelle bearbeitet). Die Form dieser Stücke ist die der gereimten Alexandriner; in allen fehlt es zwar nicht an Schilderungen des Schrecklichen und Gräßlichen, wohl aber an tragischer Schuld und sittlicher Versöhnung. Weit bedeutender als in seinen Trauerspielen ist Gryphius in seinen Lustspielen: Peter Squenz und Horribilicribrifax. Im ersten Stücke, das mit jener Rüpelkomödie in Shakespeares Sommernachtstraum in unverkennbarer Verwandtschaft steht (der Stoff war wohl durch jene „englischen Komödianten“, die seit 1600 herumzogen, nach Deutschland gekommen), geißelt er die ungeschickten Volkskomiker, welche in törichter Einbildung und Selbstüberschätzung sich auch an gelehrte und mythologische Stoffe (Pyramus und Thisbe) wagen. Im zweiten verspottet er die kriegerischen Prahlhänse,

---

[1]) Lyrische Gedichte von A. Gryphius herausgegeben von J. Tittmann (deutsche Dichter des 17. Jahrh., Bd. 14), 1880.

[2]) Vondel, der Shakespeare seines Volkes genannt, wurde geboren am 17. November 1587 in Köln und starb den 5. Februar 1679 zu Amsterdam. Für sein bestes Werk gilt die Tragödie „Gysbrecht vom Aemstel“. — Alexander Baumgartner, Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke, Freiburg (Herder) 1882. — Julius Schwering, zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland, Münster 1895.

die Bramarbas und Eisenfresser, wie sie in der Zeit des 30jährigen Krieges sich überall zeigten. Ein drittes Lustspiel „die geliebte Dornrose“, in schlesischem Bauerndialekt geschrieben, ist insofern bemerkenswert, weil es das erste ist, worin die Volksmundart im Gegensatz zum Schriftdeutsch zu künstlerischer Gestalt kommt [1]).

Christian Hofmann von Hofmannswaldau, geboren 1618 zu Breslau, † 1679. Auf seinen Reisen, die er als Begleiter eines Fürsten nach Italien und Frankreich gemacht, sowie in seinen diplomatischen Geschäften am Kaiserhofe, zu denen er als Breslauer Ratsherr öfter verwendet wurde, hatte er das Hofleben der Zeit in seiner sittlichen Versunkenheit kennen gelernt. Den dort herrschenden Geschmack, die frivole Richtung oder den, wie man es nannte, „galanten“ Ton eignete er sich an. Obgleich er in seinem bürgerlichen Leben zu den achtbarsten Männern gehört haben soll, so ist doch der Inhalt seiner Dichtungen, der in einer geschraubten, schwülstigen und bombastischen Sprache dargestellt wird, durchaus schamlos und unsittlich. Dieser lüsterne und schamlose Inhalt zeigt sich in seinen erotischen Liedern, ebenso wie in seinen Heldenbriefen, womit er die Form der Heroiden in die deutsche Literatur einführte. Diese Heroiden, in denen ihm Ovid als Muster diente, sind Briefe berühmter Persönlichkeiten, die darin einander ihr Herz ausschütten (Abälard und Heloise; Alexander III. von Bayern und Agnes Bernauer usw.) [2]). Im übrigen sucht Hofmann seine Vorbilder bei den späteren Italienern, namentlich dem schwülstigen und süßlichen Guarini und Marino [3]).

Daniel Casper von Lohenstein, geb. 1635 im Fürstentum Brieg, † 1683 als Syndikus und Rat der Stadt Breslau. Er nahm sich seine beiden Vorgänger zum Muster, in seinen lyrischen Gedichten Hofmannswaldau, in seinen Dramen Gryphius, doch überbot er noch beider Mängel. Wenn auch Lohenstein wie Hofmannswaldau in seinem Leben durchaus sittenrein war, so ist doch in seinen Dichtungen nichts davon zu spüren, vielmehr gefiel er sich in der Ausmalung des Unsittlichen und Ekelhaften und steigerte dabei den unnatürlichen Schwulst der neuen Italiener bis zum Äußersten. Seine Dramen sind nach denselben Mustern gebaut, wie die des Gryphius, auch er beobachtete in denselben das Gesetz der Einheit der Zeit und hat Chorgesänge zwischen die Handlung eingeflochten. Diese Chöre (Reyen) bestehen zumeist aus symbolischen Gestalten (es treten auf das Geschrei oder Gerücht, die Klugheit, das Glück, die Zeit, die Tiber nebst den sieben Bergen von Rom usw.) und aus den Geistern der Gemordeten,

---

[1]) Klapp, A. Gryphius als Dramatiker, 1851. — G. A. Klix († 1894 in Berlin), Festrede gehalten 1864 in Glogau. — J. Tittmann, dramatische Dichtungen des A. Gryphius, 1870 (deutsche Dichter des 17. Jahrh., mit Einleitung und Anmerkungen, Band 4). — A. Gryphius' Lustspiele, herausgeg. von H. Palm, 1879 (Stuttg., lit. Verein, Band 138). — Die geliebte Dornrose, herausgeg. von Palm, 1865. — L. G. Wysocki, A. Gryphius et la tragédie allemande au 17 siècle, Paris 1893.

[2]) Joseph Ettlinger, Christian Hofmann von Hofmannswaldau. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrh., Halle 1891.

[3]) Guarini starb 1612 in Venedig. Sein berühmtes Gedicht ist il pastor fido (der getreue Schäfer), das Hofmannswaldau übersetzte. — Marino starb 1625 in der Nähe von Neapel; das bedeutendste seiner Gedichte ist das Epos „Adonis“. Von ihm stammt auch das Epos „der bethlehemitische Kindermord“, das Brockes (§ 39) übersetzt hat.

wie **Andreas Gryphius,** geb. 1616 zu Glogau in Schlesien, † da-
ganz 1664. Er bildet den Übergang von der ersten zur zweiten schlesischen
Kaiserze denn, während er in seiner Lyrik sich formell der Opitzschen Richtung
der gra huldigte er in seinen Dramen dem Geschmack von Hoffmannswaldau
(derselbe nstein. Fast durch alle seine Lieder, welche teils geistlicher, teils
will); Kl sind (Oden, Sonette), blickt eine gewisse Schwermut, die
Wüteriche); A größten Teil in traurigen Lebenserfahrungen hatte. Diesen
person, dort wird tragen sowohl sein Kirchenlied: „Die Herrlichkeit
hier die Republikaner und Asche werden“, als auch seine „Kirchhof-
Sultan und Soph ngreiches Gedicht von 50 Strophen[1]). Die Haupt-
Prosa geschriebener Hel ius dem **Drama** zu, und hat auf diesem Gebiete
einer ermüdenden Weitsch hm auch nicht der Name des „Vaters der drama-
spaltene Quartseiten!), all Mit dem Begriff der Tragödie verband man
glücklichen Griff, als er einen welchem fürstliche Personen in pathetischer Weise
erfahren. Demgemäß sind die Tragödien
chen Übertreibungen, grellen Schilderungen

§ 39. Die Gegner

Einheit der Zeit strebte Gryphius

Trotz des ungemessenen Beifalls, nicht über 24 Stunden spielen ließ.
und Lohenstein fanden, und trotz der gro die Chöre oder Reigen
dieselben als unübertreffliche Muster in der Lyrik Drama betrachteten
und ihrem Geschmacke huldigten, erhob sich doch bald eine Reaktion von solchen, welche die Unnatur dieser Richtung erkannten und zu größerer Einfachheit und Wahrheit zurückkehrten. Eine von der zweiten schlesischen Schule abweichende Richtung tritt zuerst hervor bei

Christian Weise, † 1708 als Rektor in Zittau. Er erschütterte zuerst den Einfluß der Hofmannswaldau-Lohensteinschen Richtung, indem er dem „Galanten“ das „Natürliche“ gegenübersetzte und im Gegensatze zu dem Schwulst und Bombast der Dichter seiner Zeit die einfache Sprache der Wahrheit zu reden strebte. Diesen Zweck verfolgte er sowohl in seinen Gelegenheitsgedichten, wie in seinen Romanen und Dramen. Einer seiner Romane, der zugleich ein treffliches Kulturbild des 17. Jahrhunderts ist, führt den Titel: „Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt“[2]). Das entschiedenste Talent hatte er zum Drama, und er entwickelte auf diesem Gebiete eine solche Fruchtbarkeit, daß die Zahl seiner Stücke sich über 100 belief. Namentlich dichtete er zahlreiche Schulkomödien, die ihm als ein Mittel der Erziehung galten, wie denn überhaupt seine Poesie einen lehrhaften Charakter trägt und allerhand praktische Zwecke verfolgt[3]).

Christian Weise nahmen sehr viele Unberufene zum Vorbild, welche ohne Gemüt und Phantasie in der flachsten und nüchternsten Art reimten und die allergewöhnlichsten und prosaischsten Gedanken in ihren Gedichten behandelten (Wasserpoeten).

---

[1]) W. A. Passow, D. C. Lohenstein, 1852. Casper ist Geschlechtsname! Nach der Erhebung in den Adelstand führte er noch den Beinamen: von Lohenstein.

[2]) Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrh. Nr. 12—14, Halle (Niemeyer) 1878.

[3]) H. Palm, Christian Weise, 1854. (Wiederholt in seinen „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrh.“, 1877.) Glaß, Christian Weises Verdienste um die Entwickelung des deutschen Dramas (Schulprogramm von Bautzen, 1876).

die Bramarbas und Eisenfresser, wie sie in der Zeit des 30jährigen on den sich überall zeigten. Ein drittes Lustspiel „die geliebte Dorn ich eine in schlesischem Bauerndialekt geschrieben, ist insofern bemerkenswert, in die das erste ist, worin die Volksmundart im Gegensatz zum Schriftde künstlerischer Gestalt kommt 1). er, sein

Christian Hofmann von Hofmannswaldau, geb Nachfolger Breslau, † 1679. Auf seinen Reisen, die er als Begl chten italienischen nach Italien und Frankreich gemacht, sowie in seinen diplo vor allem nahm er am Kaiserhofe, zu denen er als Breslauer Ratsherr öf Sein Freund war hatte er das Hofleben der Zeit in seiner sittlichen in Kurland, † 1729 lernt. Den dort herrschenden Geschmack, die frivole reichte. Als Hofpoet in man es nannte, „galanten“ Ton eignete er sich ich I., dem ersten Könige bürgerlichen Leben zu den achtbarsten Männern war er bei allen festlichen der Inhalt seiner Dichtungen, der in einer se Gedichte trotz ihrer sauberen bombastischen Sprache dargestellt wird, der gewöhnlichsten Art 2). Nicht Dieser lüsterne und schamlose Inhalt sdner Hofe, **Ulrich von König** Liedern, ebenso wie in seinen He rprinzen von Ansbach **Benjamin** der Heroiden in die deutsche Lite sich namentlich Fenelon (Erzbischof ihm Cambrai Muster dien e, dessen Telemach, worin das Musterbild einer fürstlichen ung vorgeführt wird, er in Versen übersetzte.

An Tiefe des Gemüts, Wahrheit der Empfindung und schöpferischer Einbildungskraft übertraf die eben genannten Dichter, überhaupt die meisten seiner Zeitgenossen

Christian Günther (geb. 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien, † 15. März 1723 in Jena), der nach dem Range eines sächsischen Hofdichters strebte, aber durch ein wüstes Leben und rohe Sitten Glück und Gunst verscherzte. Seine Verirrungen, in die er schon als Student geriet, zogen ihm den dauernden Haß des Vaters zu, dessen hartes Herz selbst seine bitterste Reue nicht zu versöhnen vermochte. In seinem Innern zerrissen und der Verzweiflung preisgegeben, schweifte er unstät und planlos von einem Orte zum andern. Seine Ausschweifungen zerrütteten seine Gesundheit und stürzten ihn ins tiefste Unglück, so daß er in bitterster Armut ein frühes Grab fand. Trotz seiner von ihm selbst oft tief bereuten Verirrungen ist Günther ein reich begabtes Dichtertalent voll wahrer und tiefer Empfindung. In seinen Liedern spricht sich der Kampf seiner sittlichen Natur mit den Leidenschaften aus. Seine (etwa 20) Liebeslieder machen ihn zum größten Lyriker seiner Zeit. Den allgemeinsten Ruhm erntete er durch sein Gedicht zur Feier des zwischen dem Kaiser und der Pforte 1718 geschlossenen Friedens. Das eigenartige Wesen Günthers zeigt sich in seinem Studentenliede: „Brüder, laßt uns lustig sein“. Treffend sagt von ihm Goethe: „er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten“ 3).

---

1) Biographie in Varnhagen v. Enses biogr. Denkmälern, Band 4.

2) Sein Leben in Varnhagen v. Ense a. a. O.

3) Hoffmann v. Fallersleben, J. Chr. Günther, ein literarhistorischer Versuch, 1832. — Otto Roquette, Leben und Dichten J. Chr. Günthers, 1860. — Gedichte herausgegeben von J. Tittmann 1874 (deutsche Dichter des 17. Jahrh., Band 6). — Max Kalbeck (Breslau), neue Beiträge zur Biographie des Dichters Joh. Christian Günther, 1879. — Berthold Litzmann (Bonn), zur Textkritik J. Chr. Günthers, 1880. Derselbe hat auch eine Auswahl der Gedichte Günthers (Leipzig, Reclam, 1880) besorgt.

Eine dritte Dichtergruppe, welche gegen die schlesischen Dichter zu Felde zog, hatte in Hamburg ihren Hauptsitz. Aus der großen Zahl der niedersächsischen Dichter (Weichmann zählt in seinem bändereichen Werke „die Poesie der Niedersachsen“ nicht weniger als 62 niedersächsische Dichter auf) ragen vor allem zwei hervor, Wernicke (niedersächsische Aussprache von Warnecke) und Brockes.

Christian Wernicke, dänischer Staatsrat und Resident zu Paris, wo er um 1720 starb, der Schüler des berühmten Polyhistor Morhof (Professor der Poesie in Rostock und Kiel, † 1691), hatte sich in seiner Jugend an die Schlesier angeschlossen, erkannte aber deren Verirrung und führte nun einen ästhetischen Kampf gegen jene Schule, namentlich gegen zwei niedersächsische Dichter, Postel und Hunold. Aufsehen machte in dieser Beziehung sein komisches Heldengedicht Hans Sachs, in welchem er diesen wackeren Meistersinger ungerechterweise als ein Urbild aller schlechten Reimer und Poeten hinstellte, als dessen Nachfolger dann Postel (unter dem Namen Stelpo) auf dem Gänsemarkt zu Hamburg (wo das Opernhaus stand) gekrönt wird. Als Hunold in einer Gegenschrift „der törichte Pritschmeister [1]) oder der schwärmende Poet“ für seinen Freund in die Schranken trat, traf ihn derselbe Spott. Vor allem geißelt er die Verirrungen und Auswüchse des Hofmannswaldau-Lohensteinischen Geschmacks offen und freimütig in seinen Epigrammen oder Überschriften, bei denen ihm Boileau als Muster diente.

Heinrich Brockes [2]), Hamburger Ratsherr († 1747), wußte einen würdigeren Stoff für die Poesie zu finden, als ihn Hof- und Familienfeste zu bieten vermochten. Er fand diesen Stoff in der wirklichen Natur, die er mit frommem Herzen betrachtete und in der er Gottes Werke bewunderte. Die Sammlung seiner Gedichte (neun Bände) nannte er „irdisches Vergnügen in Gott“, weil er sich beim frohen Naturgenuß des Schöpfers erinnert, auf den er stets als den Urheber aller Freuden dieser Erde hinweist. Es gibt sich in dem Werke eine liebevolle Hingabe an die Natur und ein beschauliches Versenken in dieselbe zu erkennen. Seine Vorbilder waren vor allem die Engländer, deren Naturmalerei er in die deutsche Poesie einführte, insbesondere James Thomson, geb. 1700, gest. 1748, dessen beschreibendes Gedicht „die Jahreszeiten“ (the seasons), in welchem sich ein sentimentaler Hang zur Natur ausspricht, Brockes übersetzte [3]).

Zuletzt hat Günthers Gedichte herausgegeben Ludwig Fulda (deutsche Nationalbibliothek von Joseph Kürschner, Bd. 38), Stuttgart 1882.

[1]) Die Pritschmeister gehören zu der Klasse der dem Bürgerstande angehörigen Dichter, welche die Poesie als Erwerbsmittel benutzen. Bei bürgerlichen Festen, Schützenfesten usw. machten sie die Herolde und besangen die Feierlichkeiten selbst, sowie deren vornehmste Teilnehmer. Den Namen führten sie von der Pritsche, dem klappernden Holz, womit sie die Aufmerksamkeit auf sich lenkten.

[2]) Seine Selbstbiographie veröffentlicht von Lappenberg, 1847. — David Friedrich Strauß († 1874 in seiner Vaterstadt Ludwigsburg), H. Brockes und Hermann Samuel Reimarus, kleine Schriften, 1862.

[3]) Außer Brockes fand Thomsons Richtung auch bei Haller, Klopstock, Kleist tiefempfundene Nachahmung. Doch nicht bloß ins Deutsche, auch in alle anderen Sprachen wurden die „Jahreszeiten“ übersetzt. Angeregt wurde er von Pope und besitzt wie dieser dieselbe Glätte der Form und dieselbe nüchterne Verständlichkeit des Inhalts. Bisher galt Thomson auch als der Dichter des bekannten englischen Volks- und Nationalliedes „Rule Britannia“. Nach neueren Forschungen soll dies Mallet sein.

§ 40. Der Roman und die Satire der Zeit.

An **Romanen**, denen wir bereits in der vorigen Periode begegnet sind, ist das 17. und 18. Jahrhundert sehr reich [1]). Im allgemeinen lassen sich drei Klassen dieser Gattung unterscheiden.

Zu der ersten Klasse gehören die sogenannten **Helden- und Liebesgeschichten.** Aus der großen Zahl derselben mögen zuerst erwähnt werden zwei Romane Philipps von Zesen (§ 35, 2): „die adriatische Rosamund“ und „die afrikanische Sophonisbe“, worin er im Gegensatz zu dem schleppenden Stil und den endlosen Perioden der späteren Romanschreiber sich einer ganz eigentümlichen Darstellung in kurzen abgebrochenen Sätzen bedient. Derselben Gattung gehört die ganz im Stil der zweiten schlesischen Schule geschriebene „asiatische Banise“ des Anselm von Ziegler und Kliphausen an, einer der beliebtesten Romane der damaligen Zeit, der allerhand Liebesabenteuer und kriegerische Ereignisse im fernen Asien behandelt. Von den Zeitgenossen über alle Maßen gepriesen wurde der bereits erwähnte Roman von Lohenstein: Arminius und Thusnelda, der vier Quartbände umfaßt und von Gelehrsamkeit strotzt (§ 38). Die bedeutendsten Romane aus der vornehmen Welt sind die Aramena (syrische Prinzessin) und die Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel († 1714; in der fruchtbringenden Gesellschaft genannt „der Siegprangende“).

Eine zweite Gattung bildet der deutsche **Abenteurer-Roman,** wozu das wechselvolle abenteuerliche Leben zur Zeit des 30jährigen Krieges reichen Stoff bot. Den Mittelpunkt bilden Glücks- und Unglückskinder, die aus den niederen Ständen emporstiegen, zu Rang und Reichtum gelangen oder aus guten Verhältnissen heruntergekommen sind und in der Welt umhergeworfen werden. Das bedeutendste Werk dieser Art ist der **Simplicissimus** (1669) des Christoph von Grimmelshausen († 17. August 1676 in der ehemals bischöflich-straßburgischen, jetzt badenschen Stadt Renchen). In sechs Büchern gibt dieser Roman ein lebensvolles Gemälde des 30jährigen Krieges und ein erschütterndes Bild von der in jener Zeit herrschenden Entsittlichung und Roheit, Zügellosigkeit und Verwilderung. Diese trostlosen Zustände, die der Roman in einer bunten Reihe von Bildern an uns vorüberführt, werden mit Witz und Laune, mit Humor und heiterer Gemütlichkeit erzählt. Der Held des Buches, der seine Geschichte selbst berichtet, ist der Sohn eines begüterten Bauern aus dem Spessart. Ohne jede Erziehung, roh und wild und ohne alle Kenntnis des Weltlebens wächst derselbe auf. Dieses zufriedene Stillleben wird unterbrochen durch die Greuel des Krieges; Reiter überfallen und plündern das Dorf. Es gelingt dem Knaben, aus dem elterlichen Hause, das niedergebrannt wird, zu entkommen und in einen Wald zu flüchten, wo ihn ein Einsiedler in seine Hütte aufnimmt, von dem er die erste Bildung empfängt. Nach dem Tode des Einsiedlers geht er hinaus in die weite Welt und findet endlich bei dem Gouverneur von Hanau Aufnahme, der ihn seiner Einfalt und Tölpelhaftigkeit wegen Simplicissimus nennt und den Entschluß

---

[1]) L. Cholevius, die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts, 1866. — Felix Bobertag (Breslau), Geschichte des Romans, 1876—1884. — Karl Rehorn, der deutsche Roman. Geschichtliche Rückblicke und kritische Streiflichter, Köln und Leipzig 1890.

faßt, ihn zum Narren auszubilden. Der gewitzigte und schlaue Bursche spielt die Rolle eines Narren mit vollem Verstande und hat mit seinem schlagfertigen Mutterwitz die zum besten, die ihn narren wollen. Von Kroaten geraubt und weggeführt, erlebt er die wechselvollsten Schicksale, namentlich als Soldat bei den Kaiserlichen. Das wilde, unstäte Treiben des 30jährigen Krieges rauscht an dem Leser vorüber, und das unsägliche Elend des Volkes wird in lebensvollen Gemälden dargestellt. Nachdem er auf seinen Streifereien lange glücklich gewesen, Reichtum und hohe Ehrenstellen erlangt, verliert er wieder sein Vermögen und gerät in Gefangenschaft, in der er eine neue Reihe der buntesten Abenteuer durchlebt. Als er so im bunten Wechsel des Glücks erkannt, daß alles eitel ist, bekehrt er sich, zieht sich in die Einsamkeit zurück und lebt den Abend seines Lebens nur seinem Seelenheil[1]). — Es hat Gervinus mit Recht in dem Knaben Simplicissimus eine Ähnlichkeit entdeckt mit dem jungen Parzival (§ 18), der auch von seiner Mutter in tiefster Einsamkeit aufgezogen wird, und den die ersten Ritter, die er erblickt, hinauslocken in die Welt. Es bildet überhaupt unser Roman ein Seitenstück zum Parzival des Wolfram von Eschenbach. „Beide stellen in dem Leben ihrer Helden den Kampf dar zwischen Geist und Welt, zwischen Glauben und Leben, der zuletzt mit dem Frieden des Kämpfenden endigt“. Nur ist bei dem Helden des Volksromans alles plumper und burlesker. Dem Buch fehlt jeder Schimmer von Romantik, der auf dem mittelalterlichen Kunstepos ruht, aber es ist nichtsdestoweniger ein echt deutsches Buch, es birgt in rauher Schale einen goldenen Kern.

Durch den Abenteuer-Roman wurde eine dritte Gattung vorbereitet, die sogenannten **Robinsonaden**[2]). Das erste Buch dieser Art verfaßte der Engländer Daniel Defoe unter dem Titel Robinson Crusoe 1719, das schon 1720 (Frankfurt und Leipzig) in einer deutschen Übersetzung erschien (5 Auflagen in einem Jahre). Nicht nur in England machte das Werk ungemeines Aufsehen und brachte dem von Defoe erst nach langem Suchen gefundenen Verleger (Taylor) in kurzer Zeit über 1000 Pfund Sterling ein, sondern es rief auch im übrigen Europa die größte Bewunderung und ein fast unzählbares Heer von Nachahmungen hervor. In Deutschland

[1]) Ausgaben von A. v. Keller, 1854—1862 (Stuttg., lit. Verein, 4 Bde.), Heinrich Kurz (mit Einleitung, Anmerkungen und Erläuterungen), 1863, 4 Bde. (Deutsche Bibliothek, Bd. 3—6). — J. Tittmann, 1875, 2 Bde. (Deutsche Dichter des 17. Jahrh. herausg. von K. Goedeke und J. Tittmann, Bd. 7 und 8). Rudolf Koegel, Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrh., Halle 1880. Felix Bobertag (in Kürschners deutscher Nationalliteratur), 3 Bde., Stuttgart (Spemann). Ferd. Khull, Stuttgart 1895. Für die Jugend bearbeitet von Hugo Meyer, Ferd. Schmidt, Lauckhard († 1876 in Weimar), O. L. B. Wolff, 4. Aufl., 1875, Richard Weitbrecht (Kreuznach 1885). Eine französische Studie (étude sur le Simplicissimus) lieferte F. Antoine, Paris (Klincksieck) 1882.

[2]) Hermann Hettner († 1882 in Dresden), Robinson und Robinsonaden, 1854. Vergl. auch desselben Verfassers Literaturgeschichte des 18. Jahrh., Teil 1: Geschichte der englischen Literatur, 1660—1770, 5. Aufl. (besorgt von Alois Brandl in Göttingen), Braunschweig 1894. — Hermann Ullrich (Brandenburg a. H.), Robinson und die Robinsonaden (Bibliographie usw.), Weimar 1898. — Das Urbild des Robinson ist der Schotte Alexander Selkirk, der zur Strafe im Herbste 1704 auf die Insel Juan Fernandez ausgesetzt wurde und bis Februar 1709 in der menschenleeren Wildnis lebte. Die Schicksale Selkirks beschrieb Woodes Rogers in seinem Werke „Eine Reise um die Welt, 1712“. Daraus nahm Defoe den Stoff zu seinem Roman „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York“, 1719.

allein erschienen bis 1760 gegen 40 verschiedene Robinsonaden, und seitdem noch 30 andere. Es gab einen kurpfälzischen, italienischen, brandenburgischen, Berliner, schweizer, böhmischen, fränkischen, schlesischen, Leipziger, Dresdner, thüringischen, schwäbischen, französischen, dänischen, holländischen, griechischen, englischen, irländischen, jüdischen Robinson. Wie jedes Land, so hatte auch jedes Gewerbe oder jeder Stand und jedes Geschlecht seinen besonderen Robinson[1]). Rousseau war es vornehmlich, der in seinem Emile auf die große pädagogische Bedeutung des Buches hinwies. Aus diesem Anlaß ist die bekannte Bearbeitung von Joachim Heinrich Campe († 1818 zu Braunschweig) hervorgegangen, die 1779 in erster und 1902 in 122. Auflage erschien. Weniger auf die Moral als auf die Poesie des Vorbildes haben Rücksicht genommen Lauckhard (9. Aufl. 1889), Gräbner (28. Aufl., Leipzig 1902) u. a. Unter den Nachahmungen ist wohl der schweizerische Robinson von Wyß (bearbeitet von Bonnet, Reuleaux u. a.) eine der besten. — Außerdem erschienen eine Menge Erzählungen, die zwar einen veränderten Namen tragen, aber doch dem englischen Robinson nachgebildet sind. Unter diesen zeichnet sich durch lebendige Darstellung am meisten aus: „die Insel Felsenburg" von dem gräflichen Hofagenten Joh. Gottfried Schnabel zu Stolberg am Harz, der sich Gisander nannte. Das Werk, das zu Nordhausen 1731—43 in 4 starken Bänden erschien und insbesondere die Schicksale eines geborenen Sachsen, Albert Julius, erzählt, wurde später, mit einer Einleitung von Ludwig Tieck versehen, wieder herausgegeben (6 Bände, Breslau 1827)[2]).

Hand in Hand mit dem Roman ging die **Satire,** welche sich vielfach in die Form des ersteren kleidete. Ein solches für die Sittengeschichte des Dreißigjährigen Krieges höchst wichtiges Werk schrieb der Kanzleipräsident **Moscherosch** († 1669) unter dem angenommenen Namen Philander von Sittewald. Derselbe war von den Stürmen des Krieges hin- und hergetrieben worden und hatte in seinem vielbewegten Leben die Verworfenheit, Roheit und Sittenverderbnis der Zeit kennen gelernt. Diese Beobachtungen und Erlebnisse legte er nieder in seinem Werke: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald"[3]). In Form von Visionen (oder Träumen) gibt er ergreifende Schilderungen von dem Elend und Jammer seines mit Füßen getretenen Vaterlandes. Namentlich bietet er uns in dem Kapitel vom Soldatenleben ein treues Gemälde von der barbarischen Roheit jener Kriegszeiten. Charakteristisch für die Zeit ist auch seine mit französischen, italienischen, spanischen Worten und Redensarten, sowie mit lateinischen Versen angefüllte Sprache.

Nächst Moscherosch sind die bedeutendsten Satiriker jener Zeit:

Johann Lauremberg aus Rostock (geb. 1591, † 1658), dessen beste Satiren vier Scherzgedichte sind, da er in plattdeutscher Sprache schrieb („Veer Scherzgedichte" oder wie man sie später nannte: „De veer olde berömde Scherzgedichte"). Dieselben sind durchaus im Volkston gehalten und reich an Mutterwitz, Lebenserfahrungen und gesunden Ansichten. Er verspottete

---

[1]) In Erfurt erschien schon 1723 ein geistlicher Robinson.

[2]) J. G. Schnabel, die Insel Felsenburg, 1. Teil, 1731, herausgegeben von H. Ullrich, Berlin 1902 (Sauer, Literaturdenkmäler 108—120).

[3]) Während der echt patriotische Inhalt Eigentum Philanders ist, ahmt er in der Form die Sueños (Träume) des Spaniers Quevedo († 1645) nach.

darin die Alamode-Zeit in Kleidern, Sprache und Sitte (Modesucht, Sprachmengerei, Versmacherei, Titelsucht usw.)[1]).

Joachim Rachel aus Lunden im Dithmarsischen († 1669 in Schleswig), der ganz im Stil der Opitzschen Schule dichtete. Seine acht satirischen Gedichte sind zwar der Form nach korrekter und regelmäßiger als die Laurembergs, aber durchaus nicht so volkstümlich. Er vertritt mehr die gelehrte poetische Satire, indem er sich dabei die römischen Satiriker Juvenal und Persius zum Muster nahm. Hervorzuheben ist namentlich die Satire der „Poet".

Balthasar Schuppius, ein Gießener Bürgerssohn (geb. 1610), Hauptpastor in Hamburg († 1661), ein entschiedener Gegner der gelehrten Poesie und der damaligen unnützen Schulweisheit. Daher sind seine Schriften (z. B. „Salomo oder Regentenspiegel") frei von dem geschraubten und gekünstelten Wesen seiner Zeit und von aller steifen Gelehrsamkeit, sowie auch seine Predigten durchaus einfach und volkstümlich sind[2]).

Christian Reuter, der als Leipziger Student 1696 einen genialen Lügenroman, betitelt „Schelmuffskys Reisebeschreibung" verfaßte, worin er den Reiseroman aufs köstlichste verspottet. Schelmuffsky, der durch seine Lügengeschichten noch den Finkenritter und Münchhausen übertrifft, ist ein Aufschneider, der mit nie erlebten Reiseabenteuern und Liebeshändeln in lächerlichster Weise prahlt[3]).

In die Reihe der Satiriker gehört auch der Pater **Abraham a Santa Clara** (mit seinem Tauf- und Familiennamen Ulrich Megerle), Hofprediger in Wien († 1. Dezember 1709). Er erwarb sich einen großen Ruf durch seine Schriften und Predigten, die mit allerhand witzigen Einfällen, Anekdoten, Possen und Schwänken ausgestattet sind. Eines seiner Heiptwerke ist „Judas der Erzschelm" in 4 Quartbänden. Die Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" ist eine zum Teil wörtliche Bearbeitung einer Türkenpredigt des Abraham a Santa Clara[4]).

§ 41. Der Kampf der Leipziger und der Schweizer.

Von heilsamem Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Literatur war der Kampf der Leipziger und Schweizer oder der Gottsched-Bodmersche Streit, der mit der Verdrängung des französischen Geschmacks und der Anerkennung englischer Vorbilder endigte.

(Johann) Christoph Gottsched[5]), geb. 2. Februar 1700 zu Juditten bei Königsberg, † 12. Dezember 1766 zu Leipzig, trat hier, wo er

[1]) Die Scherzgedichte gaben heraus M. Lappenberg (Stuttg., liter. Verein) 1861, und W. Braune, Neudrucke, Nr. 16 und 17, Halle (Niemeyer).

[2]) Biographie von E. Ölze, Braunschweig 1862, und Theodor Bischoff, Nürnberg 1890.

[3]) Fr. Zarncke, Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky, sein Leben und seine Werke, Leipzig 1884. — Schelmuffskys Reisebeschreibung ward neu herausgegeben von Schullerus, Halle 1885.

[4]) Abraham a Santa Clara von Theodor von Karajan († 1873 in Wien) 1867 (Lebensbeschreibung und kritische Beleuchtung seiner Schriften). — Sämtliche Werke, 21 Bände, Passau und Lindau 1853—74.

[5]) Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit, 1848. — Joseph Bayer (in Wien), von Gottsched bis Schiller, 3 Teile, 2. Aufl. — Eugen Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben, 2 Bände, Kiel 1895—1897. — Gustav Waniek (Wien),

Professor der Philosophie und Dichtkunst war, als literarischer Tonangeber und Diktator des guten Geschmacks auf. Von Haus aus eine mehr nüchterne, verstandesmäßige Natur, fühlte er sich berufen, über alle poetischen Erscheinungen zu Gericht zu sitzen. Unter dem Titel „*die vernünftigen Tadlerinnen*“ gründete er 1725 eine Zeitschrift, worin er die poetischen Erscheinungen von seinem Standpunkte aus kritisierte. In seinem „*Versuche einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen*“, wovon 1730 die erste Ausgabe erschien, brachte er seine ästhetischen Grundsätze und Ansichten in ein System. Ihm ist die Dichtkunst, die vorzugsweise einen didaktischen Zweck hat und durch Ergötzen belehren soll, etwas Erlernbares, und die Haupterfordernisse für dieselbe sind *Regelmäßigkeit der Form* und *Verständigkeit des Gedankeninhalts*. An diesem Maßstabe wurden dann alle dichterische Erscheinungen gemessen und nur, wenn sie nach seinem Geschmacke waren und ihn zum Muster nahmen, fanden sie seinen Beifall. So war Gottsched lange Zeit ein gefeierter und zugleich gefürchteter Kunstrichter und sein Urteil galt in weiten Kreisen als unfehlbares Gesetz des guten Geschmacks. Bald sammelte sich um ihn eine Schar treuer Anhänger, zu denen namentlich *Triller*, ein Arzt und Fabeldichter, Professor *Schwabe* und *Schönaich* (Verfasser eines Epos „Hermann oder das befreite Deutschland“) gehörten. Schwabe gründete unter Gottscheds Aufsicht „*die Belustigungen des Verstandes und Witzes*“, eine Wochenschrift, die vorzugsweise das Organ Gottscheds und seiner Schule wurde. Sein Hauptaugenmerk richtete Gottsched auf die Reform des Theaters, und er wußte seine Ansichten auf der Bühne zur Geltung zu bringen, indem er sich mit der unter der Leitung der Frau *Karoline Neuber* († 30. November 1760 in Laubegast) stehenden Schauspielertruppe in Leipzig verband [1]). Er entfernte die rohen und schmutzigen Theaterstücke, namentlich die derben *Hanswurstpossen*, bekämpfte jene abgeschmackten Trauerspiele, die man *Haupt- und Staatsaktionen* nannte, trat gegen die *Oper* auf [2]) und suchte der Bühne ein *Repertoire formgerechter* Stücke zu verschaffen. Als Vorbilder dienten ihm hierbei die französischen Dramatiker, an denen er seinen Geschmack und sein Urteil bildete [3]). Im Verein mit seiner Gattin (*Luise*, geb. Kulmus) übersetzte er französische Stücke und dichtete nach dem Muster französischer Regelmäßigkeit neue Dramen, unter denen namentlich sein **sterbender Cato** das Muster einer deutschen Originaltragödie sein sollte. Diese regelmäßige Tragödie stellte er an die Spitze in dem von ihm veranstalteten Sammelwerke von mustergültigen Bühnenstücken, das er „*die deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet*“ betitelte (6 Bände), während er in einem anderen Werke: „*Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen Dichtkunst*“

Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit, Leipzig 1897. — *Eugen Reichel*, ein Gottsched-Denkmal, Berlin 1900.

[1]) *Friedrich von Reden-Esbeck* (Wiesbaden), Karoline Neuber und ihre Zeitgenossen, ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte, Leipzig 1881.

[2]) Er nannte sie das ungereimteste Werk von allen Erfindungen der Menschen.

[3]) Es waren dies namentlich die Tragiker *Corneille* († 1684: Cid, Horace, Cinna), *Racine* († 1699: Andromaque, Iphigénie, Phèdre, Athalie), *Voltaire* († 1778: Brutus, Zaire, Mahomet), außerdem die Lustspieldichter *Molière* († 1673: Tartuffe, L'avare, Misanthrope), *Regnard* († 1709: Le joueur), *Destouches* († 1754: Le glorieux).

ein Verzeichnis sämtlicher ihm bekannten deutschen Dramen von 1450—1760 gibt. Es ist dies ein für die Geschichte des Dramas wichtiges Werk und jedenfalls das Wertvollste, was Gottscheds Bemühungen um das deutsche Drama hervorbrachten [1]). Soweit Gottsched nur gegen das wahrhaft Schlechte zu Felde zog, indem er sittenlose und schmutzige Stücke von der Bühne verbannte und allerhand Mißstände beseitigte, soweit war sein Streben ein berechtigtes. Er bekämpfte die Herrschaft des Lateinischen in der Wissenschaft und die des Französischen im gewöhnlichen Leben. Desgleichen ist es ein Verdienst von ihm, daß er wie der Sprachmengerei, so auch dem schwülstigen Bombast gegenüber auf Einfachheit, Natürlichkeit und Reinheit drang, daß er die Rechtschreibung regelte und den Sinn für Sprachrichtigkeit schärfte. Hierher gehören zwei seiner Schriften: „Vernünftige Redekunst“ und „Deutsche Sprachkunst“. Als er aber gegen aufstrebende jüngere Talente, in die sein pedantischer Geist sich nicht finden konnte, zu Felde zog, als er den literarischen Markt mit einer Menge von trockenen, geist- und witzlosen Schriften gleichsam überschwemmte, die er in seinem Selbstbewußtsein und in seiner Selbstüberhebung für mustergültig hielt, fand er Gegner, die ihm gewachsen waren und die angemaßte Diktatur ihm entrissen. Es waren dies zunächst die Schweizer [2])

(Johann) Jakob Bodmer, geboren 1698 zu Greifensee bei Zürich, seit 1725 Professor der Geschichte in Zürich, später Mitglied des großen Rats, † 1783, und

(Johann) Jakob Breitinger, geboren 1701 in Zürich, seit 1731 Professor am Gymnasium daselbst, † 1776. Beide Männer, vorwiegend kritische Naturen, gaben nach englischem Vorbild [3]) in den Jahren 1721—1723 eine Wochenschrift heraus, „Diskurse der Mahlern“, welche die ersten Keime aller echten Kritik in Deutschland enthielt [4]). Die Poesie besteht hiernach in der Nachahmung der Natur und ist gleichsam eine redende Malerei. Statt des nüchternen Verstandes verlangten sie Phantasie und Empfindung und dabei legten sie größeren Wert auf den Inhalt als auf eine regelrechte Form. Statt auf die Franzosen lenkten sich ihre Blicke vorwiegend auf die neueren Werke der Engländer, und namentlich fanden sie in Milton [5]) einen Dichter, der ihre Forderungen im höchsten Grade befriedigte. Waren auch diese An-

[1]) Auch ein Schäferspiel „Atalanta“ hat Gottsched gedichtet. Vergl. darüber Friedrich Rühle, das deutsche Schäferspiel des 18. Jahrhunderts, Halle 1885.

[2]) Kaspar Mörikofer († 1877 in Zürich), die schweizer. Literatur des 18. Jahrh., 1861.

[3]) In England gab Richard Steele (geb. 1675, † 1729) seit 1700 die moralische Wochenschrift „The Tatler“ oder der Plauderer und seit 1711 mit Addison (geb. 1672, † 1719), dem Dichter der rührenden und moralisierenden Tragödie Cato, „The Spectator“, d. h. der Zuschauer, und später „The Guardian“, der Vormund, heraus. — Daß die großartigen Erfolge, welche Steele und Addison in England errangen, auch andre Männer an andren Orten zur Herausgabe moralischer Wochenschriften anregten, zeigt Karl Jacoby, die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs am Anfange des 18. Jahrh., Hamburg (Programm des Wilhelmsgymnasiums) 1888.

[4]) Jeder Mitarbeiter trug den Namen eines Malers: Holbein, Dürer, Rafael usw. Daher der Titel.

[5]) John Milton (geb. 1608, † 1674), der Dichter und unerschrockene Vorkämpfer des Puritanismus, schrieb in stiller Zurückgezogenheit sein größtes Werk „das verlorene Paradies, paradise lost“, ein religiöses Epos oder vielmehr eine dichterische Theodicee. Die Fortsetzung und den Abschluß dieses Gedichtes bildet „das wiedergewonnene Paradies,

sichten wesentlich verschieden von denen, die Gottsched in der bereits erwähnten Wochenschrift „die vernünftigen Tadlerinnen“ später aussprach, so blieben doch beide Parteien längere Zeit in gutem Einvernehmen und entwickelten die entgegengesetzten Ansichten friedlich nebeneinander. Das Signal zu einem literarischen Kampfe gab erst eine Kritik Gottscheds über die 1732 erschienene Bodmersche Übersetzung von Miltons verlorenem Paradies. Leidenschaftlicher wurde der Streit geführt, als Breitinger der 1737 in zweiter Auflage erschienenen kritischen Dichtkunst Gottscheds 1740 ein anderes, den Standpunkt der schweizerischen Anschauung vertretendes Werk entgegenstellte, das er gleichfalls „kritische Dichtkunst“ nannte, und als Bodmer in demselben Jahre seine kritische Abhandlung „vom Wunderbaren in der Poesie“ erscheinen ließ, in der es auf eine Verherrlichung Miltons abgesehen war. Wie Gottsched als ein Mann der Aufklärung, dem alles Wunderbare und Übernatürliche in tiefster Seele zuwider war, jetzt gegen Milton und dessen religiöse Poesie zu Felde zog, so griff er später Klopstock an, welcher gleich Bodmer und Breitinger sich jenen englischen Dichter zum Vorbild genommen hatte und mit kühner Phantasie eine überströmende Empfindung verband, Eigenschaften, die dem nüchternen Verstande Gottscheds etwas Unbekanntes waren. Während Klopstock von seinen Verehrern als der „seraphische“ Dichter gefeiert wurde, nannte ihn Gottsched nur den „sehr affischen“ und verunstaltete seinen Namen in „Klopfstock“. Der literarische Kampf wurde noch in heftigen Satiren weiter geführt, bis er sich endlich zu Gunsten der Schweizer entschied, denen sich nach und nach alle strebsamen jungen Talente anschlossen. Auch in Leipzig war es mit dem Ansehen des einst so gefürchteten Kunstrichters vorbei. Frau Neuber, die sich zwanzig Jahre lang von Gottsched hatte leiten lassen, sagte sich gänzlich von ihm los. Die sächsischen Dichter, welche einst zu den Füßen des Meisters gesessen, kehrten ihm den Rücken und gründeten einen eigenen Verein (§ 44). Noch ehe Lessing seine Literaturbriefe schrieb (§ 48), hatte zur Niederlage Gottscheds durch seinen derben Witz und beißenden Spott schon ein anderer Dichter beigetragen, der als ein bedeutender Satiriker jener Tage eine besondere Hervorhebung verdient. Es ist dies der durch klassische und englische Literatur gebildete Christian Ludwig Liscow, geboren 1701 zu Wittenburg im Mecklenburgischen, längere Zeit in Diensten des sächsischen Ministers Grafen von Brühl, dessen Kabinettsjustiz er zum Opfer fiel, † 1760 auf einem Gute bei Eilenburg. Als die beste seiner Satiren darf bezeichnet werden „die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten“ [1]).

§ 42. Haller und Hagedorn.

Gleichzeitig mit Bodmer und Breitinger, aber unabhängig von ihnen suchte ein anderer Dichter bei den Engländern die wahren Muster der Poesie zu finden. Es ist dies

---

paradise regained“, das aber nicht an den lyrischen Schwung des verlorenen Paradieses heranreicht. Sein Schwanengesang ist das dramatische Gedicht „Samson“, welches Händel zur Unterlage seines Oratoriums machte.

[1]) Berthold Litzmann, Christian Ludwig Liscow in seiner literarischen Laufbahn, Hamburg 1883. — August Holder (Erligheim), Liscows Werke, Auswahl, Halle (1901).

Albrecht von Haller, geboren den 16. Oktober 1708 in Bern, seit 1737 Professor der Medizin an der neu gestifteten Universität Göttingen, gestorben 12. Dezember 1777 in seiner Vaterstadt, einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Seine Gedichte gehören vorzugsweise der beschreibenden und didaktischen Gattung an. Das Meisterwerk Hallers, wodurch er seinen Ruhm begründete, ist das große beschreibende Gedicht **„die Alpen"**, das bei allem Mangel in der Komposition treffliche Naturschilderungen enthält. Das umfangreichste unter seinen didaktischen Gedichten führt den Titel: „Uber den Ursprung des Übels". Unter seinen kleineren lyrischen Gedichten ist eins der besten die „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Gattin Mariane", sowie die in erhabenem Stil geschriebene Ode „über die Ewigkeit". Indem Haller seine Stoffe vorzugsweise aus dem ernsten Gebiete der Natur, Moral und Philosophie wählte, suchte er der Poesie wieder Würde des Inhalts, sowie Kraft der Darstellung zu geben, um so der Geschmacklosigkeit der schlesischen Schule, namentlich der Lohensteinschen Richtung, der er früher eine Zeitlang gehuldigt hatte, ein Ende zu machen [1]). Kluge, Auswahl, S. 199.

Während Haller im Süden eine neue Zeit in die deutsche Literatur einzuführen suchte, verfolgte im Norden sein Zeitgenosse

Friedrich von Hagedorn (geb. 23. April 1708, † 28. Oktober 1754 in Hamburg) dasselbe Ziel, freilich auf anderem Wege. Er wählte sich nicht die malerisch-didaktische Richtung der Engländer, sondern nahm sich die Franzosen zum Muster und sein Streben ging namentlich darauf, der Darstellung Anmut und Leichtigkeit, Frische und Lebendigkeit zu verleihen. Drei Gattungen der Poesie wurden von ihm vorzugsweise gepflegt, das Lied, die Erzählung und die Fabel. Unter seinen Liedern zeichnen sich namentlich im Gegensatz zu der schwerfälligen Sprache jener Zeit, durch Leichtigkeit und Anmut aus: „An die Freude" — „Der Wein" — „Der Mai". Unter seinen einfachen und natürlich gehaltenen poetischen Erzählungen ist eine der bekanntesten „Johann, der muntere Seifensieder". Auf dem Gebiete der Fabel (das Hühnchen und der Diamant) nahm er sich vor allem den berühmten französischen Fabeldichter Lafontaine († 1695) zum Muster. Kluge, Auswahl, S. 197.

§ 43. Der Hallesche oder Preußische Dichterverein [2]).

Die heitere Lyrik Hagedorns wurde weiter ausgebildet von dem preußischen Dichterverein, der sich namentlich Anakreon, den griechischen Sänger des Weins und der Liebe [3]), sowie Horaz [4]) und

---

[1]) Adolf Frey, A. v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur, Leipzig (Hässel) 1879. — Hallers Gedichte, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Hirzel, Frauenfeld (Huber) 1882. — Jakob Baechtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, Frauenfeld 1893.

[2]) Heinrich Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Literatur, Berlin 1872.

[3]) Anakreon aus Teos in Jonien lebte am Hofe des Tyrannen Polykrates von Samos, später bei Hipparchus in Athen und starb 474 v. Chr. in Abdera. Von ihm selbst besitzen wir nur wenig Bruchstücke; die sogenannten anakreontischen Gedichte sind in Anakreons Geiste von verschiedenen Verfassern und zu verschiedener Zeit gedichtet.

[4]) Horaz, Roms größter Lyriker, wurde im Jahre 65 v. Chr. zu Venusia in Unteritalien geboren und starb 8 v. Chr. Seine Oden, meist Nachbildungen griechischer

Petrarka[1]) zum Muster nahm; daher man auch wohl die Glieder dieses Bundes Anakreontiker und ihre Dichtungsart die anakreontisch-horazische Poesie der Grazien genannt hat. Es bildete sich dieser Verein in Halle, wo einige dieser Dichter studierten, denen sich dann andere anschlossen. Das Haupt derselben war

(Joh. Wilh.) Ludwig Gleim, geboren 2. April 1719 in Ermsleben bei Aschersleben, besuchte die Schule von Wernigerode, studierte seit 1738 in Halle die Rechte, ward dann Hauslehrer in Potsdam, zog als Sekretär des Prinzen Wilhelm 1744 in den zweiten schlesischen Krieg, bekleidete kurze Zeit eine ähnliche Stelle bei dem Fürsten Leopold von Dessau, wurde 1747 Sekretär des Domkapitels in Halberstadt und starb daselbst 18. Februar 1803. Durch seine „Kriegslieder von einem preußischen Grenadier" (1758), in denen er den Ruhm Friedrichs des Großen besang, erwarb er sich den Namen eines deutschen Tyrtäus. Dieselben wurden seinerzeit hoch bewundert, von Goethe, Lessing und Herder gepriesen, doch sind sie nicht zu Volksliedern geworden. Hervorzuheben sind der „Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzugs" und das „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag", worin Gleim Schwerins Heldentod besingt. Das Haupt seiner Schule wurde er durch die „Gedichte in Anakreons Manier", leichte tändelnde Lieder, worin er von Wein und Liebe singt. Gleichfalls Nachahmungen sind seine „Petrarkischen Lieder". Bei seinem vielseitigen Talent dichtete er auch Fabeln („Die Gärtnerin und die Biene" — „Der Greis und der Tod" — „Die Grille und die Ameise") und Erzählungen („Die Milchfrau" — „Die Eiche und der Kürbis"). Gleims umfangreichstes Werk, sein religiöses Lehrgedicht „Halladat oder das rote Buch" wurde veranlaßt durch eine Übersetzung des Koran. Gleim stellt darin im Gewande eines morgenländischen Weisen religiöse und moralische Betrachtungen an über die verschiedenen Verhältnisse des Lebens. — Ein Gegenstand allgemeiner Liebe wurde Gleim durch sein Freundschaftsgefühl (Klopstock in der Ode an Gleim sagt: „sein brennender Durst, Freunden ein Freund zu sein") und seinen Wohltätigkeitssinn, der keine Grenzen kannte und sich namentlich jedes aufstrebenden Talentes annahm. („Vater Gleim" war damals in aller Munde.)[2])

(Christian) Ewald von Kleist (geb. 1715 zu Zeblin in Pommern, als preußischer Major † 1759 zu Frankfurt an der Oder an den in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen Wunden) wurde durch die Bekanntschaft mit Gleim, der als Hauslehrer in Potsdam lebte, wo Kleist in Garnison stand, zur Dichtkunst bestimmt. Sein Hauptwerk ist der „Frühling", ein beschreibendes Gedicht in Hexametern mit einer Vorschlagssilbe, das eine feine und gefühlvolle Naturanschauung kund gibt (angeregt ward er dazu durch die „Jahreszeiten" von Thomson). Außerdem dichtete er Idyllen (z. B. Irin), Fabeln (der gelähmte Kranich), Hymnen und Oden (namentlich die Ode an die preußische Armee) und ein kleines Heldengedicht „Cissides

---

Muster, zeichnen sich aus durch metrische Vollendung, seine Satiren und Briefe sind voll Anmut und heiterer Laune.

[1]) Petrarka (geb. 1304 in Arezzo, † 1374) verpflanzte den Minnegesang aus der Provence nach Italien. In der Form des Sonetts besang er namentlich seine Laura.

[2]) Jaro Pawel, Gleim der Freund und der Dichter der Jugend, Wien 1895.

und Paches". (Zwei thessalische Freunde leiden heldenmütig den Opfertod fürs Vaterland im Kampf gegen die Athener.)

(Johann) Peter Uz aus Ansbach, † daselbst 12. Mai 1796, übertrifft alle Genossen seiner Schule durch Leichtigkeit, Reinheit und Eleganz seiner Darstellung. Zuerst schlug er mehr die heitere anakreontische Richtung an, in die er durch Gleim, mit dem er zugleich in Halle studierte, gelenkt worden war, und dichtete leichte Lieder, die nur von Liebe, Wein und Genuß des Augenblicks handeln, während er später mehr einen ernsten Ton in seinen Oden anschlug. Zu seinen schönsten Liedern gehören die Ode „Theodicee", die mit den Worten beginnt: „Mit sonnenrotem Angesicht flieg' ich zur Gottheit auf", ferner „Das bedrängte Deutschland" und „Auf den Tod des Majors von Kleist" [1]).

Karl Wilhelm Ramler aus Kolberg, † 11. April 1798 in Berlin, bildete sich namentlich an Horaz, dessen Oden er zum Teil übersetzte (neben Anakreon, dem römischen Epigrammatiker Martial und dem Lyriker Catull). Ein mehr kritisches als produktives Talent erwarb er sich durch das Studium der Alten vor allem einen fein ausgebildeten Formensinn, und er war, was formelle Korrektheit betraf, der anerkannte Richter seiner Schule. (Freilich oft ein Korrektor ohne Beruf!) In seinen dem Horaz nachgebildeten Oden feiert er das Lob seines großen Königs.

Johann Georg Jacobi aus Düsseldorf, der innigste Freund von Gleim, war eine Zeitlang Kanonikus in Halberstadt, dann Professor zu Freiburg im Breisgau, wo er 1814 starb. Während er früher das Süßliche und Tändelnde auf die Spitze trieb, schlug er später einen ernsten Ton an („Aschermittwochslied" — „Litanei auf das Fest aller Seelen" — „Die Morgensterne priesen in hohem Jubelton" usw.).

Anna Luise Karsch († 1791 in Berlin), arbeitete sich aus den dürftigsten Verhältnissen im Kampfe mit dem widrigen Geschick, unterstützt von Gleim, Ramler, Baron von Kottwitz u. a., zu einer damals berühmten Gelegenheitsdichterin empor, die den Namen der deutschen Sappho erhielt. (Sinnige Gedanken enthalten z. B. das Lied an ihren verstorbenen Oheim, den Lehrer ihrer Jugend, und das Zueignungsgedicht an den Baron von Kottwitz.) Ihr Dichtertalent erbte ihre Tochter, Baronin von Klencke, und ihre Enkelin, Frau Helmine von Chezy. Von letzterer (geb. 26. Januar 1783 in Berlin, † 28. Januar 1856 in München), stammt u. a. den Operntext zu Webers „Euryanthe".

§ 44. Der Leipziger Dichterverein.

Als in dem literarischen Kampfe der Schweizer und Leipziger (§ 41) die begabtesten Schüler Gottscheds die Schwächen ihres Meisters immer mehr erkannten, kehrten sie ihm den Rücken und vereinigten sich zu einem besonderen Bunde, dem Leipziger Dichterverein. Damit sagten sie sich zugleich von der Zeitschrift los, die, wie schon erwähnt, der treue Schildknappe Gottscheds, Professor Schwabe in Leipzig, unter dem Titel „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (Juli 1741 bis Juni 1745) herausgab, und an der sie sich bis jetzt beteiligt hatten. Sie gründeten 1744 eine neue Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen

[1]) Erich Petzet (München), Johann Peter Uz, Ansbach 1896.

des Verstandes und Witzes", die von dem Druckorte Bremer Beiträge genannt und von Gärtner[1]) redigiert wurde. Dieselbe sollte eine Sammlung ihrer Werke enthalten, die jedoch vor der Aufnahme erst durch sämtliche Mitglieder des Bundes streng und unparteiisch geprüft wurden. Auf diese Weise wollten sie unabhängig von beiden streitenden Parteien sich über das Mittelmäßige erheben und die Liebe zur Dichtkunst pflegen. Dem Kreise ist eine elegisch-sentimentale Empfindsamkeit eigen, welche durch die Romane des Engländers Richardson[2]) und die Nachtgedanken von Young[3]) reiche Nahrung erhielt. Mit dieser Empfindungsseligkeit verband sich ein Schwärmen für Freundschaft voll Tränen und Rührung. Die hauptsächlichsten Mitarbeiter der Bremer Beiträge außer Gärtner, dem besten Kritiker des ganzen Kreises, waren:

Friedrich Wilhelm Zachariä aus Frankenhausen (studierte in Leipzig, † 1777 als Professor in Braunschweig), der komische Epopöen nach dem Vorbilde des Engländers Pope[4]) dichtete, zu denen der „Renommist[5]), „das Schnupftuch", „Phaeton" und „Murner in der Hölle" gehören.

Gottlieb Wilhelm Rabener (aus Wachau bei Leipzig, † 1771 als Obersteuerrat in Dresden), der zahme Satiren in klarer, einfacher und gefälliger Prosa schrieb.

(Johann) Elias Schlegel, † 1749 als Professor in Sorøe, dichtete schon als Schüler zu Pforta einige Dramen. Eins von seinen besten Trauerspielen ist „Kanut"; unter den Lustspielen rühmt Lessing als eins der vorzüglichsten den „Triumph der guten Frauen"[6]).

---

[1]) Gärtner, gebürtig aus Freiberg, gebildet in Meißen, wo er Gellert und Rabener kennen lernte, lebte in Leipzig, war dann Professor in Braunschweig, wo er 1791 starb.

[2]) Samuel Richardson (geb. 1689, † 1761) ist der Begründer des englischen Sitten- und Familienromans, der auf moralische Rührung und Lehrhaftigkeit berechnet war. Ungemeines Aufsehen erregte er zuerst durch seinen Roman „Pamela oder die belohnte Tugend". Darauf folgte sein Hauptwerk „Clarissa". Mit einem dritten Romane „Grandison" schloß Richardson seine schriftstellerische Laufbahn. Fielding war es, der die oft beschränkte Moral und die Tugendhelden dieser Romane verspottete.

[3]) Eduard Young wurde geboren 1681 und starb 1755. Seine dichterische Bedeutung knüpft sich nicht an seine Trauerspiele, auch nicht an seine nach dem Muster Popes gearbeiteten Satiren, sondern an seine Nachtgedanken (night-thougths), die aus tiefem Schmerz über den Tod seiner Gattin hervorgingen und bei schwülstiger Sprache voll Empfindung, aber ohne dramatisches Leben sind. Dieselben waren eine Zeitlang das Lieblingsbuch aller Gebildeten, weil man in ihnen nach langer Verstandesdürre wieder die warme Sprache des Herzens vernahm. Nach dieser Seite hin hat Young viel Verwandtschaft mit Klopstock.

[4]) Alexander Pope (geb. 1688, † 1744) übersetzte den Homer, gab den Shakespeare heraus, schrieb die scharf satirische „Dunciade", worin er gegen die Schriftsteller seiner Zeit zu Felde zieht, und verschiedene Lehrgedichte. Unter den letzteren ist zu nennen sein „Versuch über den Menschen" (essay on man), ein Theodicee, worin er wie Milton, Shaftesbury und Leibniz die berühmte Frage nach dem Ursprung des Übels behandelt. Seine schönste Dichtung aber ist der „Lockenraub", „the rape of the lock", ein komisches Heldengedicht. Pope ist ein Meister in der Kunst des Reims und des Versbaues; formelle Korrektheit galt ihm als zur Dichtung wesentlich gehörig. Leider steht er als Mensch nicht so hoch wie als Dichter.

[5]) Hans Zimmer, Zachariä und sein Renommist, ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1892. — Paul Zimmermann, Fr. W. Zachariä in Braunschweig, Wolfenbüttel 1897.

[6]) Franz Mayer (Graz), ein Vorläufer Lessings (Programm von Oberhollabrunn, 1869). — Eugen Wolff (Kiel), Johann Elias Schlegel, Berlin.

(Johann) Adolf Schlegel (aus Meißen, der jüngere Bruder des vorigen, der Vater der beiden Romantiker August Wilhelm und Friedrich Schlegel, † 1793 als Superintendent in Hannover), der Verfasser von Fabeln, Erzählungen und geistlichen Gesängen.

Johann Andreas Cramer (aus Jöhstadt im Erzgebirge), † 1788 als Universitätskanzler in Kiel, der Verfasser von Oden und geistlichen Liedern, sowie einer Biographie Gellerts und Klopstocks.

Auch Giseke (Verfasser von lyrischen Gedichten), Johann Arnold Ebert (Übersetzer von Youngs Nachtgedanken) und Kästner (§ 37) gehörten dem Kreise an; vor allem aber Gellert.

(Christian) Fürchtegott Gellert, geboren 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg in Sachsen, der Sohn eines Predigers, wurde vorgebildet auf der Fürstenschule zu Meißen und besuchte dann die Universität Leipzig, wo er Philosophie und Theologie studierte. Aus Schüchternheit entsagte er dem Berufe eines Predigers, habilitierte sich an der Universität und hielt Vorlesungen über Poesie, Beredsamkeit und Moral. Er starb als Professor der Philosophie in Leipzig 1769. Eine strenge Erziehung, beschränkte äußere Verhältnisse, sowie ein unausgesetzter Kampf mit der Gebrechlichkeit des Körpers machten ihn von Jugend auf in sich gekehrt und verliehen seinem ganzen Wesen etwas Gedrücktes, eine Schüchternheit und eine Ängstlichkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verließ. Gellert war nicht ein gewaltiger schöpferischer Genius, wohl aber ein vielseitiges Talent. Vor allem besaß er ein frommes lauteres Gemüt und einen edlen, untadeligen Charakter. Seine liebenswürdige und freundliche Natur machte ihn allen angenehm, und von dem größten Fürsten der Zeit, wie von dem geringsten Manne im Volke ward er hochgeehrt. (Friedrich der Große hatte 1760 eine Unterredung mit dem Leipziger Professor, den er le plus raisonnable de tous les savants allemands nannte. Ein Bauer hielt zu Anfang eines harten Winters mit einem Wagen Brennholz vor der Tür Gellerts, und bat ihn, diese Gabe anzunehmen als Dank für seine schönen Fabeln.)

Gellerts Bedeutung liegt nicht auf dem Gebiete des Romans, noch auf dem des Dramas. Die Anregung zu seinem Roman: „Das Leben der schwedischen Gräfin G.“, womit er die Gattung des empfindsamen Familienromans in Deutschland begründete, empfing Gellert durch den Engländer Richardson, über dessen Pamela er „mit einer Art von süßer Wehmut einige der merkwürdigsten Stunden verweint hatte“. Durch Darstellung des Bösen will Gellert moralisch wirken und indem er die furchtbarsten sittlichen Konflikte anhäuft, will er die gleichmütigste Ergebung lehren. Diese Absicht hat er nicht erreicht, zumal überall ein Mangel an Menschenkenntnis zu Tage tritt und die Darstellung überaus weitschweifig und ermüdend ist.

Derselbe Mangel an Menschenkenntnis zeigt sich in seinen Lustspielen. Dieselben sind durchaus im Gottschedschen Geschmack geschrieben und bestehen aus aneinander gereihten Szenen ohne jede dramatische Verwicklung. Es sind dramatisierte moralische Abhandlungen, die vor allem Rührung bezwecken. (Der Dichter spricht es selbst wiederholt aus, er wolle durch diese „weinerlichen“ Lustspiele „mehr mitleidige Tränen erwecken, als Lachen hervorrufen“.) Des einen dieser Stücke, „die zärtlichen Schwestern“, gedenkt

Klopstock in seiner Ode „Wingolf“. Bedenken erregte ein anderes, „die Betschwester“, worin die Scheinheiligkeit zur Schau gestellt wird. Das beste unter allen, insofern es am meisten Handlung hat, ist das „Los in der Lotterie“. (Zwei andere sind betitelt: „Das Orakel“ und „die kranke Frau“.)

Bedeutenderes leistete Gellert durch seine moralischen Vorlesungen, die zunächst für die studierende Jugend bestimmt waren, auf welche er einen segensreichen und nachhaltigen Einfluß ausübte.

Auf die weitesten Kreise des Volkes aber wirkte er durch das geistliche Lied und die Fabel, in denen er gleichfalls von der Moral ausging. In den **geistlichen Liedern** Gellerts herrscht nicht die Unmittelbarkeit und die ursprüngliche Kraft, wie in den Liedern Luthers und Paul Gerhardts, und sie entbehren oft des dichterischen Schwunges. Aber wenn auch viele zu lehrhaft, zu moralisierend und reflektierend sind, und der nüchterne Verstand die religiöse Empfindung in den Hintergrund drängt, so gibt es doch manche, die zu wahrer Poesie sich erheben und warm zum Herzen sprechen. Es sind insbesondere hervorzuheben: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ — „Ich komme, Herr, und suche dich, mühselig und beladen“ — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“ — „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“ — „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“.

Das Vorzüglichste von Gellert sind seine **Fabeln**, deren Sprache durchaus klar, ungesucht, einfach, leicht verständlich und volkstümlich ist. Daneben ist ihnen ein natürlicher Humor, eine feine Ironie, ein leichter Spott und eine gewisse Schalkhaftigkeit eigen. („Die Geschichte von dem Hut“ — „Die Bauern und der Amtmann“ — „Der Prozeß“ — „Das Gespenst“ u. a.) Kluge, Auswahl, S. 119 ff. Als Fabeldichter wirkte Gellert anregend auf Lichtwer aus Wurzen († 7. Juli 1783 in Halberstadt): „Die seltsamen Menschen“ — „Der kleine Töffel“ — „Die Katzen und der Hausherr“, Willamow aus Mohrungen, Michaelis aus Zittau („Die Biene und die Taube“), Burmann aus Lauban und Pfeffel aus Kolmar im Elsaß. Von den Gedichten des letzteren ist eins der populärsten „Die Tabakspfeife“ („Gott grüß Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?“). Von seinen Fabeln sind die bekanntesten „Das Johanniswürmchen“ und „Die Stufenleiter“. Kluge, Auswahl, S. 390—391.

Siebente Periode.

Zweite Blütezeit unserer deutschen Literatur und ihre Nachwirkungen. 1748—1871[1].

§ 45. Klopstock[2].

Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, besuchte von 1739—1745 die Fürstenschule zu Pforta[3]), wo er die Werke des klassischen Altertums mit lebendiger Seele erfaßte, ging, um Theologie zu studieren, zuerst nach Jena und von da 1746 nach Leipzig, wo er sich an den sächsischen Dichterverein anschloß. Im Jahre 1748 begab er sich als Hauslehrer nach Langensalza, folgte aber schon 1750 der Einladung Bodmers nach Zürich, von wo ihn der König Friedrich V. von Dänemark († 1766) nach Kopenhagen rief, damit er hier in Muße den Messias vollende. Daselbst lebte er von 1751—1770. Als sein Gönner, der Minister Graf Bernstorff, durch Struensee, den Günstling König Christians VII., verdrängt worden war, zog er sich als dänischer Legationsrat nach Hamburg zurück, wo er den 14. März 1803 starb. Begraben liegt er auf dem Kirchhofe zu Ottensen, einem Dorfe bei Altona. (Vergl. die beiden Gedichte: „Die drei Gräber zu Ottensen" von Fr. Rückert und „Der Kirchhof zu Ottensen" von Mahlmann.)[4])

Klopstocks Meisterwerk ist sein **Messias,** ein in Hexametern geschriebenes religiöses Heldengedicht, bestehend aus 20 Gesängen, wovon die drei ersten, die vor allem seinen Ruhm begründeten, 1748 in den „Bremer Beiträgen"

[1]) Wilhelm Löbell († 1863 in Bonn), die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode, 3 Bände, 1856—1865. (Band 3 von A. Koberstein.) Joseph Hillebrand († 1871 als Oberstudienrat und Professor der Philosophie in Gießen), Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh., 3. Aufl., 3 Teile, 1875, besorgt von Karl Hillebrand († 1884 in Florenz). Wilhelm Schäfer, Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts, 1856. Heinrich Gelzer († 1889 in Basel), neuere deutsche Literatur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten, 3. Aufl., 2 Bände, 1858. Hermann Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts (Teil 3: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert in 5 Bänden, 4. Aufl., besorgt von Otto Harnack in Darmstadt, 1893). Moritz Rapp († 1883 in Tübingen), das goldene Zeitalter der deutschen Poesie, 1861, 2 Bände.

[2]) Biographien von Johann Andreas Cramer; Heinrich Döring († 1862 in Jena); Johann Gottfried Gruber († 1851 in Halle); Franz Muncker (München), Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, 2 Bände, Stuttgart 1887; Karl Heinemann (Leipzig), Klopstocks Leben und Werke, Leipzig 1890. — Klopstocks Jugendleben ist dargestellt worden von David Friedrich Strauß, Bonn 1878; im Verein mit dem Jugendleben Lessings, Wielands, Herders von Eduard Niemeyer, 1864. — M. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock, 1867. — Richard Hamel (Hannover), Klopstockstudien, Rostock (Meyer) 1880.

[3]) Die höchst bedeutsame Rede, mit der Klopstock von Schulpforta Abschied nahm, hat herausgegeben Albert Freybe (Parchim), Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie, kultur- und literaturgeschichtlich erläutert, Halle 1868.

[4]) August Mahlmann, geb. 1771, † 1826 in Leipzig. Außer dem oben angeführten Gedicht ist noch bemerkenswert sein „Vater unser", ein Seitenstück zu Klopstocks „Psalm", Auswahl, S. 356 ff.

erschienen, während das Ganze erst 1773 vollendet wurde. Schon in Schulpforta trug er sich mit dem Gedanken, das deutsche Vaterland durch ein großes Epos zu verherrlichen. Zuerst lenkte er seine Aufmerksamkeit auf Heinrich I., allein dieser Gedanke trat allmählich gegen den höheren zurück, ein religiöses Epos zum Ruhme des Heilandes der Menschheit zu singen. (In der Ode „Mein Vaterland“ sagte Klopstock: „Früh’ hab ich mir dir geweiht. Schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug, erkor ich .... Heinrich, deinen Befreier zu singen. Allein ich sah die höhere Bahn, und entflammt von mehr denn nur Ehrbegier zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts“.) Nicht ohne Einfluß auf seine Entscheidung war Miltons verlorenes Paradies, das er in Bodmers Übersetzung kennen lernte.

Im Messias wollte Klopstock das Höchste leisten, was der Menschengeist zu schaffen und zu fassen vermöchte; deshalb wählte er diesen unvergleichlich hohen und erhabenen Gegenstand. (In der Ode „An Fanny“ nennt er das Werk: „Die Frucht von meiner Jünglingsträne, und von der Liebe zu dir, Messias“. Die Vollendung desselben betrachtete der Dichter als die Aufgabe seines Lebens. Es soll das Gedicht der Ausdruck seines frommen, gläubigen Gemüts sein. In der Ode „Dem Erlöser“ bittet er: „Laß mich leben, daß erst, wenn es gesungen ist, das Lied von dir, ich triumphierend über das Grab den erhabenen Weg geh’“.)

Das Thema des Messias spricht der Dichter gleich in den ersten Versen aus:

„Sing’, unsterbliche Seele, der sündigen Menschheit Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe zur Gottheit,
Leidend, getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat.“

Indem er dieses Thema ausführt, versetzt uns der Dichter im 1. Gesang in den Himmel, wo Gottvater und Gottsohn sich beraten, der letztere sich bereit erklärt, die Erlösung zu vollziehen, und der erstere schwört, die Sünden der Menschen zu vergeben. Der 2. Gesang führt uns in die Hölle, wo die Höllenfürsten Satan und Adramelech sich wider den Messias verschwören, denen Abbadonna widerspricht. Im 3. Gesang ist der Schauplatz auf der Erde, und zwar finden wir Christum am Ölberge, und zugleich lernen wir Judas, den Verräter, kennen. Der 4. Gesang enthält vornehmlich die Verhandlung der Priester und Ältesten im Synedrium, wo der Tod des Messias beschlossen wird, sowie die Einsetzung des h. Abendmahls. Die andern Gesänge enthalten das Leiden Christi in Gethsemane (5), den Verrat des Judas, das Verhör vor Hannas, Kaiphas und Pilatus (6 und 7), den Kreuzestod auf Golgatha (8—10), die Auferstehung (13), und schließen mit der Himmelfahrt (19 und 20). So umfaßt also die Messiade die Ereignisse aus dem Leben des Heilandes von seinem Einzuge in Jerusalem bis zu seiner Himmelfahrt. Dazwischen aber hat der Dichter mancherlei Episoden eingeflochten, z. B. von der trauernden, Jesum suchenden Maria (4), von der Portia, der Gattin des Pilatus (6 und 7), von den ersten Christen (10), von Semida und Cidli usw.

So großartig nun auch der Plan des Ganzen ist, ebensowenig lassen sich die Mängel des Gedichts wegleugnen. Klopstock faßte die Geschichte der Erlösung des Menschengeschlechts nur von der einen Seite, er geht

nicht vom Menschen, sondern von Gott aus. Indem aber der Dichter nicht einen anthropologischen, sondern einen theologischen Ausgangspunkt wählte, verlegte er die Vorgänge meist auf einen unsichtbaren überirdischen Schauplatz und versuchte Unfaßbares darzustellen. Die Gesänge handeln überwiegend von dem Verkehr des Messias mit Gott und den Engeln, von den Seelen überirdischer Wesen, die an der Erlösung teilnahmen; von den Seelen Gestorbener, namentlich Adams und Evas, welche die Sünde in die Welt gebracht; von den Seelen noch nicht Geborener, welche die Hoffnung auf das Erlösungswerk befeligt; umgekehrt auch von den Zusammenrottungen der Bösen in der Hölle, von Satan und Adramelech, die den Tod des Messias beschließen. So führt der Dichter in Sphären, die sich aller sinnlichen Vorstellbarkeit entziehen, und seine Sprache reicht nicht hin, das Geschehene auszudrücken. Daher fehlen auch den Gestalten die konkreten und individuellen Züge, die den Charakteren der biblischen Geschichte in so reichem Maße eigen sind. Schillers Vorwurf: „Klopstock zieht allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen“, ist nicht unbegründet, es verschwimmen die Personen vielfach ins Gestaltlose und sind nichts als abstrakte Ideale. Nur Gestalten wie Abbadonna, jener gefallene Engel, der endlich nach der bittersten Reue der Seligkeit teilhaftig wird, Portia, die Gemahlin des Pilatus, der römische Hauptmann Cnäus, sowie Kaiphas, machen davon eine Ausnahme. Desgleichen fehlt es dem Gedichte an Handlung, an deren Stelle oft lange Reden, Schilderungen, Gespräche und Gesänge treten. So erhielt das Epos unter den Händen Klopstocks statt der ruhig fortschreitenden Entwickelung einen allzu lyrischen Charakter. Die erhabensten Stellen finden sich in den ersten zehn Gesängen; hier herrscht Schwung der Phantasie und Gewalt der Empfindung. In der zweiten Hälfte ist die feurige Begeisterung nicht mehr in demselben Maße zu finden wie in der ersten, namentlich verliert sich vom 16. Gesang an alles ins Gestaltlose[1]).

Die hohe lyrische Begabung Klopstocks kam zu ihrem Rechte in seinen **Oden.** Hier trägt er in schwungvoller Begeisterung die erhabensten Gedanken vor. Die vorzüglichsten Stoffe dieser Gedichte sind Religion, Freundschaft, Liebe, Vaterland, so aber, daß die Religion als goldner Faden sich durch die meisten Oden hindurchzieht. Zu den **religiösen** Oden gehören: „Dem Erlöser“ („Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach dein hohes Lob, o Sohn!“); „An den Erlöser“ („Ich hofft' es zu dir, und ich habe gesungen, Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang“); „An Gott“ („Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart erschüttert, Gott, mich“); „Psalm“ („Um Erden wandeln Monde, Erden um Sonnen, aller Sonnen Heere wandeln um eine große Sonne“). Die Herrlichkeit und Erhabenheit Gottes in der Natur feiert er in der Ode „Die Frühlingsfeier“ („Nicht in den Ozean der Welten alle will ich mich stürzen, schweben nicht, wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts, anbeten, tief anbeten und

[1]) Klopstocks Messias hat herausgegeben Richard Hamel (Kürschners deutsche Nationalliteratur, Band 34 und 35), Stuttgart; im Auszuge als Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Frick, Berlin 1886; Auswahl aus dem Messias und den Oden von Karl Künzel, Halle 1901, desgleichen von K. Staedler, Leipzig, und Paul Verres, Münster 1901.

in Entzücken vergehen! Nur um den Tropfen am Eimer, um die Erde nur will ich schweben und anbeten"). Im begeisterten Bewußtsein, daß die Dichtung des Messias sein Lebensberuf sei, dichtete er die Ode „Die Stunden der Weihe". — Der **Liebe**, welche bei Klopstock auch vorzugsweise einen geistigen Charakter trug und mit der Religion aufs innigste verwebt war, gelten die Oden: „An Fanny" [1]) („Wenn einst ich tot bin, wenn mein Gebein zu Staub ist eingesunken"); „An Cidli" (gemeint ist Margareta oder Meta Moller aus Hamburg, mit der sich Klopstock 1754 vermählte, die ihm aber schon 1758 der Tod entriß). Jugendlich innig ist die Ode „Die zukünftige Geliebte", überaus wahr und zart „Das Rosenband". — Das schwärmerische Gefühl Klopstocks für **Freundschaft** spricht sich aus in der Ode „Wingolf" (der Ausdruck ist der Edda entnommen und bedeutet Tempel der Freundschaft), worin er den sächsischen Freunden Cramer, Giseke, Rabener, Gellert u. a. ein poetisches Denkmal setzt [2]). Dagegen feiert er in der Ode „Zürchersee" („Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht auf die Fluren verstreut"), worin sich die Begeisterung für Religion, Liebe, Natur und Freundschaft berühren, die Schweizer Freunde. In den Elegien „An Giseke", „An Ebert", „Die frühen Gräber" beklagt er die Trennung von den Freunden. — In seinen **patriotischen** Oden verherrlicht der Dichter zunächst das deutsche Land. Er tut dies namentlich in den beiden Oden „Mein Vaterland" und „Vaterlandslied". (In der letzteren läßt er ein deutsches Mädchen singen: „Mein gutes, edles, stolzes Herz schlägt laut empor beim süßen Namen Vaterland".) Unter den deutschen Helden und Fürsten preist er namtlich Hermann, Heinrich I. und Joseph II. Die unerreichbaren Vorzüge der deutschen Sprache, die für ihn ein nationales Heiligtum und das einzig feste Band war, das die ganze Nation zusammenhielt, rühmt er in den Oden: „Die deutsche Bibel"; „Unsere Sprache"; „Sponda" usw. Den Wert der deutschen Literatur im Gegensatze zur alten hebt er hervor in der Ode „Der Hügel und der Hain". In einer anderen („Die beiden Musen") wagt Deutschlands Muse im stolzen Selbstgefühl mit der britischen den Wettlauf. Klopstocks Verdienst ist es vor allem, daß er durch diese Oden das nationale Bewußtsein wach rief und dem Herzen Liebe zum Vaterlande einflößte. (Friedrich Rückert singt in dem oben erwähnten Gedichte „Die drei Gräber in Ottensen" mit Recht: „Wohl hat, als dumpfer Brodem der Knechtschaft uns umgab, ein leiser Freiheitsodem geweht von diesem Grab"). — Wie Klopstock selbst in allen Leibesübungen geschult und erfahren war, so preist er dieselben auch in mehreren seiner Oden. Namentlich ist es der „Eislauf", dem er das Wort redet. Ein Freund froher Geselligkeit, preist er den „Rheinwein" und vergleicht die deutsche Kraft mit dem feurigsten der deutschen Weine. In einer dem deutschen „Jünglinge" geweihten Ode ruft er diesem zu: „Jetzo fühlst du noch nichts von dem Elend; wie Grazien lacht das Leben dir. Auf! waffne dich mit der Weisheit! Denn, Jüngling, die Blume verblüht". — In vielen seiner Oden, namentlich in den vaterländischen,

---

[1]) Marie Sophie Schmidt aus Langensalza, die Schwester seines Vetters und Universitätsfreundes, J. Christoph Schmidt († 1807 als Hofrat und Kammerpräsident in Weimar).

[2]) Jaro Pawel (Wien), Klopstocks Wingolf, kritische Ausgabe nebst Kommentar, Wien 1882.

suchte Klopstock bei späterer Überarbeitung die griechische Mythologie durch die germanische zu ersetzen, freilich nach dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft. Ein merklicher Unterschied findet sich zwischen den Oden, die er in seinen früheren Jahren dichtete, und denen, die seinem höheren Alter angehören. Wenn in den ersten die feurigste Begeisterung und der kühnste Schwung herrschen, so sind die letzteren vielfach kühl und matt, gekünstelt und dunkel [1]). — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 281 ff.

Während Klopstock in seinen Oden antike Maße und Formen anwandte und den Reim ganz verschmähte, bediente er sich desselben in seinen **Kirchenliedern**, die aber richtiger als geistliche Lieder bezeichnet werden, da ihnen die Unmittelbarkeit und volkstümliche Einfalt eines echten Kirchenliedes abgeht. Die besten darunter, die sich auch in vielen Gesangbüchern finden, sind: „Selig sind des Himmels Erben". — „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh'". — „Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh'" [2]).

Den Stoff zu seinen **Dramen** wählte Klopstock teils aus der biblischen, teils aus der ältesten vaterländischen Geschichte. Die drei biblischen Stücke sind: „Der Tod Adams" (der erste Mensch fühlt seinen Tod herannahen und bringt dessen schmerzliche Bedeutung sich und seiner Umgebung zum Bewußtsein); „Salomo" (den Hauptinhalt bildet Salomos Götzendienst und reuige Rückkehr zu Jehovah); „David" (behandelt die Zählung des Volks und Jehovahs Strafe dafür). Die drei vaterländischen Dramen sind die Hermannsschlacht (1767, Joseph II. gewidmet) [3]); Hermann und die Fürsten; Hermanns Tod. Für die drei zuletzt genannten, in Prosa geschriebenen und mit Chorgesängen der Barden untermischten Stücke führte Klopstock den Namen Bardiet (barditus § 6) ein, weil er dieselben den vermeintlichen alten Bardengesängen nachgedichtet. Freilich sucht er in diesen Stücken den Patriotismus auf etwas durchaus Unhistorisches zu gründen, da ein besonderer Sängerstand der Barden in Deutschland nicht bestanden hat.

Alle Dramen Klopstocks tragen einen vorherrschend lyrischen Charakter voll Sentimentalität und ohne individuelle Charakterzeichnung. Nicht ohne Einfluß auf Klopstocks Bardiete waren die Lieder Ossians, eines alten schottischen (gälischen) Sängers, welche durch James Macpherson 1762 in

---

[1]) Klopstocks Oden erläutert von J. Gruber, 2 Bände, 1831; Vetterlein, 3 Bände, 1833; Heinrich Düntzer († 1901 in Köln), 3. Aufl., 1886; in einer Auswahl von August Leberecht Back († 1875), 2. Aufl., 1882; Adolf Lichtenheld (Wien), 1855; Christoph Würfl (Brünn), 2. Aufl., Wien (Hölder) 1888; Richard Hamel (Kürschner deutsche Nat.-Lit., Band 37); Bernhard Wernecke (Montabaur), 3. Aufl., Paderborn 1897 (zugleich Biographie und Bruchstücke aus dem Messias); J. Imelmann (Berlin), 1891; Rudolf Windel, 2. Aufl., Leipzig 1902. — Eine kritisch-historische Ausgabe von Klopstocks Oden besorgten Jaro Pawel und Franz Muncker, 2 Bände, Stuttgart 1888.

[2]) Der Schluß dieses Liedes ist zu interpungieren: „Ach, ins Allerheiligste führt mich mein Mittler dann, lebt' ich im Heiligtum zu seines Namens Ruhme". Die meisten Ausgaben und Gesangbücher haben unrichtigerweise: „Ach, ins Allerheiligste führt mich mein Mittler; dann leb' ich im Heiligtume zu seines Namens Ruhme". Klopstock bedient sich in diesem Liede eines seiner Lieblingsbilder, wonach er die Erde mit dem Heiligen, den Himmel mit dem Allerheiligsten vergleicht.

[3]) Eine Hermannsschlacht schrieb auch Grabbe († 1836) und Heinrich von Kleist († 1811, vergl. § 61).

englischer Übersetzung herausgegeben und seit dem Jahre 1764 zuerst bei uns bekannt wurden [1]). Der Bardengesang Klopstocks fand Nachahmer in Denis († 1800 in Wien), der (1768) den Ossian in Hexametern übersetzte und sich selbst den Barden Sined (Anagramm von Denis) nannte („Lieder Sineds des Barden"), und Kretschmann († 1809 in Zittau) („Der Gesang Ringulphs des Barden") [2]). Auch Wilhelm von Gerstenberg († 1823), den Klopstock in Kopenhagen kennen lernte, der Verfasser der schauerlichen Tragödie „Ugolino", schrieb „Gedicht eines Skalden".

Unter den **prosaischen** Schriften Klopstocks ist namentlich seine Gelehrtenrepublik zu nennen, worin er unter dem Bilde eines Druidenstaates seine Ansicht über Sprache und Literatur niederlegte. Besonders bekämpft er darin das tief eingewurzelte Vorurteil vieler Gelehrten der damaligen Zeit gegen die deutsche Sprache und sucht dieselben von der einseitigen Bewunderung der Alten und des Ausländischen zurückzubringen und für das Vaterländische zu gewinnen. Das Werk täuschte namentlich der sonderbaren Form und der fremdartigen Einkleidung wegen die hohen Erwartungen, die sich an das Erscheinen desselben geknüpft hatten.

Dennoch hat Klopstock um die deutsche Sprache sich große Verdienste erworben. Er schuf eine besondere Dichtersprache voll Biegsamkeit und Weichheit, aber zugleich voll Kraft des Ausdrucks [3]). Freilich ist seine Darstellung durch eine Menge von neuen Wortbildungen, durch große Freiheit in der Wortstellung und Satzverschiebung, sowie durch übertriebenes Streben nach Knappheit vielfach dunkel und unverständlich.

§ 46. Wieland.

(Christoph) Martin Wieland, geb. den 5. September 1733 in Oberholzheim bei Biberach, war der Sohn eines schwäbischen Geistlichen. In seinem Leben lassen sich ziemlich genau drei verschiedene Perioden unterscheiden, eine entschieden religiöse, eine entschieden sinnliche und eine ernste.

1. Die **religiöse** Richtung wurde begründet durch die im Vaterhause herrschende Frömmigkeit und genährt durch den Unterricht auf der Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, sowie durch seine Begeisterung für Klopstock, dessen Messias ihn mächtig ergriff. In einem Lehrgedicht von der Natur der Dinge oder der vollkommensten Welt bekämpfte er damals den Pantheismus und Materialismus vom biblischen Standpunkte aus. Als siebzehnjähriger Jüngling besuchte er die Universität Tübingen, um

---

1) Talvj († 1870 in Hamburg, pseudonym für Therese Adolfine Louise, Tochter des Professors v. Jacob in Halle, Gattin des nordamerik. Professors Robinson) sucht in ihrer Schrift über die „Unechtheit der Lieder Ossians" den Nachweis zu führen, daß Macpherson diese Lieder selbst gedichtet und daß der gälische (altschottische) Text, der erst 1807 erschien, eine Rückübersetzung aus dem Englischen sei. Die bedeutendsten Kritiker Deutschlands und selbst irische Gelehrte stimmen ihr bei. Schon waren die Akten geschlossen, schon war man über Macpherson und sein Machwerk zur Tagesordnung übergegangen, als die ganze Frage in ein neues Stadium trat. August Ebrard in Erlangen (Ossians Finghal aus dem Gälischen, metrisch und mit Beibehaltung des Reims übersetzt, 1868) führt den Beweis, daß Ossians Lieder echt, aber durch den englischen Übersetzer ungenau wiedergegeben und durch Einschiebsel entstellt worden seien.

2) Knothe, Kretschmann, der Barde Ringulph, 1858.

3) Christoph Würfl (Brünn), über Klopstocks poetische Sprache, Braunschweig 1881. Derselbe schrieb auch über Klopstocks Sprachgebrauch mehrere Programme.

die Rechte zu studieren, womit er das Studium der Philologie, Philosophie und Geschichte verband. Hier schrieb er unter anderem moralische Briefe und einen Anti-Ovid. Gesteigert wurde diese fromme Richtung durch den Aufenthalt in Zürich bei Bodmer, der ihn in sein gastliches Haus einlud. In Bodmers Hause und im Anschlusse an dessen patriarchalische Dichtungen (die Noachide usw.) dichtete er die Patriarchade „Der geprüfte Abraham“, die zu ihrem Gegenstand den Befehl Gottes zur Opferung Isaaks hat. Ihren Höhepunkt erreichte diese Richtung in den „Sympathien“ und den „Empfindungen des Christen“, worin er gegen Gleim, Uz und die Anakreontiker (§ 33) als sinnliche Grazienдichter zu Felde zieht und das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Lied eines Uz vorzieht. Bald aber schlug jene Frömmigkeit, die von Haus aus einen krankhaften Charakter trug und nur eine äußerlich angeeignete war, in das Gegenteil, Frivolität und Schlüpfrigkeit um. Auf die Periode der übertriebensten Sittenstrenge folgte

2. die **entschieden sinnliche Richtung.** Dieselbe wurde angebahnt durch das Studium der Aufklärungsliteratur der Engländer und Franzosen, namentlich der Werke von Shaftesbury, Rousseau, Voltaire, Diderot, d'Alembert[1]. Immer mehr aber prägte sie sich aus, seitdem durch Wielands Anstellung in Biberach 1760 als Kanzleidirektor Bodmers Einfluß auf den jungen Dichter abnahm, und derselbe auf Warthausen in der Nähe von Biberach, dem Schlosse des kurmainzischen Ministers, des Grafen Stadion, eines welterfahrenen und gleichfalls durch die fran-

[1]) Shaftesbury, geb. 1671, † 1713, berühmter englischer philosophischer und moralischer Schriftsteller. In seinen „Briefen über den Enthusiasmus“ bekämpft er die Hierarchie und den Despotismus. Die „Rhapsodie der Moralisten“ ist ihrer wesentlichen Bestimmung nach eine Theodicee, eine Verteidigung der göttlichen Vorsehung, ganz im Sinne von Leibniz. In seiner „Abhandlung über die Tugend“ faßt er dieselbe als sittliche Schönheit; desgleichen schrieb er ein philosophisches „Selbstgespräch“. Shaftesbury, den Wieland als den Lehrer einer heiteren Lebensweise pries, huldigte wie Herbert von Cherbury, Hobbes, Toland u. a. dem Deismus, welcher an Stelle der positiven Religion eine Vernunft- oder Naturreligion setzte. Während sich aber bei Shaftesbury und den englischen Deisten religiöser Ernst fand, nahm der französische Deismus, dessen Häupter Rousseau und Voltaire waren, eine andere Gestalt an, und es wurden die überlieferten Glaubenslehren nur ein Gegenstand des Hohnes und Spottes. — Jean Jacques Rousseau, geb. 1712, † 1778, hatte den Wahlspruch: Retournons à la nature! Nach diesem Grundsatze stellte er in seinem epochemachenden Buche „Emile“ das Ideal einer naturgemäßen Erziehung auf; in seiner „Neuen Heloise“, „La nouvelle Héloise“, zieht er gegen die Unnatur der geselligen Verhältnisse zu Felde; in seinem „Contrat social“ führt er den Staat auf seine Naturwurzel, auf den Gesellschaftsvertrag, zurück. Seine ungemessene Eitelkeit und sein Tugendstolz treten zu Tage in seinen „Confessions“, worin er sein Leben mit großer Offenheit enthüllt. — Voltaire, geb. 1694, † 1778, war der Vertreter des französischen Charakters, voll Witz (esprit), aber auch voll Frivolität. Er war Philosoph („Lettres philosophiques“), Geschichtsschreiber („Charles XII.“, „Siècle de Louis XIV. et Louis XV.“) und Dichter („Pucelle d'Orléans“, „Henriade“, ein episches Lehrgedicht, satirische Erzählungen). Über seine Tragödien s. § 41. — In Diderot (geb. 1712, † 30. Juli 1784) und d'Alembert (geb. 1717, † 1783) sank der französische Deismus zum Materialismus herab. Beide Männer begründeten das umfangreiche Werk der Encyklopädie, an dem auch Voltaire mitarbeitete und in dem sie ihre freien Ansichten niederlegten. Diderot war Philosoph, Kritiker und Dichter; d'Alembert insbesondere bedeutender Mathematiker. Vergl. über dieses ganze Zeitalter der Aufklärung Hermann Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Teil 1 Geschichte der englischen Literatur, Teil 2 Geschichte der französischen Literatur, 5. Aufl., 1894 (besorgt von Heinrich Morf in Zürich).

zösische und englische Aufklärungsliteratur gebildeten Staatsmannes, die feinere Weltbildung und das geistig interessante Wohlleben der höheren Stände kennen lernte. In diesem Kreise, in welchem französische Bildung, französischer Witz und Geschmack herrschte, kam Wieland zu der Überzeugung, daß die wahre Weisheit in der möglichsten Ausnutzung des sinnlichen Vergnügens und die Sittlichkeit in der gegenseitigen Begünstigung des Lebensgenusses bestehe. Diesen lüsternen und frivolen Ton stimmt er an in seiner **„Nadine“**, worin er die Sinnlichkeit des griechischen Heidentums darstellt, und in anderen Erzählungen. Der leichtfertige und frivole Ton, den Wieland in dieser und ähnlichen Schriften der zweiten Periode anschlug, erweckte ihm viele Gegner, zu denen namentlich die Mitglieder des Hainbundes gehörten, die an Klopstocks Geburtstag Wielands Werke verbrannten. Neben der Form der Erzählung wählte er, um seine neuen Anschauungen auszusprechen, namentlich die des Romans, in welcher Gattung ihm die Franzosen und Engländer, unter den letzteren besonders die durch Witz und Humor ausgezeichneten Fielding, Sterne und Swift [1]), als Vorbilder dienten. Den Schauplatz verlegt Wieland in der Regel nicht auf nationalen Boden, sondern nach Spanien, in den Orient, sowie nach Griechenland und kleidet so seine Gedanken in ein fremdes Gewand. Der Roman **„Don Sylvio von Rosalva“** ist eine Nachahmung des Don Quixote von Cervantes. Wie Don Quixote an der seltsamen Einbildung leidet, daß alle die Rittergeschichten, in die er sich vertieft, sich wirklich zugetragen hätten, so hat sich Don Sylvio durch beständige Lektüre von Feenmärchen in den Kopf gesetzt, daß es wirklich Feen gäbe, welche über die Schicksale des Menschen und über die Natur außerordentliche Macht besäßen. Wie jener Ritterabenteuer aufsucht, so schweift dieser umher, um Feenzauber aufzufinden und zu genießen, wird aber endlich von seinen Einbildungen geheilt. Indem der Dichter sich über die Feenmärchen und über das Wohlgefallen an ihnen, als an geistlosen und abgeschmackten Erfindungen lustig macht (obwohl er später mit sichtlichem Wohlgefallen aus ihnen Stoffe für seine Poesie entlehnte), schildert er den Sieg des nüchternen prosaischen Verstandes über die Schwärmerei. — Die Geschichte seiner eigenen Umwandlung beschreibt er in einem seiner berühmtesten Romane **„Agathon“**. In demselben wird ein platonischer Enthusiast Agathon einem Sophisten Hippias gegenübergestellt, der ihn von der Unwahrheit seiner Ideale zu überzeugen und ihn zum gröbsten Materialismus zu bekehren sucht, der keine andere Triebfeder menschlicher Handlungen kennt, als das selbstsüchtige Ver-

[1]) Henry Fielding, geb. 1707, † 1754, ist ein Dichter echt komischer Romane, dem neben Witz und Humor treffliche Charakterzeichnung und tiefe Menschenkenntnis eigen sind. Seine drei bedeutendsten Romane, in denen er Cervantes nachahmt, sind „Joseph Andrews“, „Tom Jones“ und „Amelia“. — Laurence Sterne, geb. 1713, † 1768, ist ein liebenswürdiger Humorist. Weltberühmt ist sein Roman „Thristram Shandy“, worin er sich selbst als Pfarrer York porträtiert und die Pedanterie der Philosophie verspottet. Künstlerisch noch höher steht seine „empfindsame Reise“ („sendimental journey“). Beide Werke wurden von Bode übersetzt. — Jonathan Swift, geb. 1667, † 1745 im tiefsten Elend, war Theolog (Dechant zu St. Patrick) und Politiker (erst Whig, dann Tory). Als politischer Parteischriftsteller gab er die toristische Zeitschrift „the Examiner“ („der Beobachter“) heraus. Die Geißel der Satire schwingt er in dem „Märchen von der Tonne“. Diese bittere Satire ist mit sprudelndem Humor und einer phantastischen Komik gepaart in „Gullivers Reisen“. Doch ist Swift mehr schneidender Satiriker, während ihm zu einem großen Humoristen das tiefe Gemüt und die Liebe zur Menschheit fehlt.

langen nach Vorteil und Genuß. Wenn auch Agathon eine solche schmachvolle Sittenlehre mit Entrüstung von sich weist, so fällt er doch in die Netze der liebenswürdigen und reizenden Danae. In dem Romane, der in altgriechischem Gewande Wielands eigenes Seelenleben darstellt, feiert die heitere französische Lebensphilosophie einen Triumph über den ästhetischen Materialismus, wie über die fromme christliche Schwärmerei. Freilich ist die Schilderung der griechischen Welt im Agathon ebenso verfehlt wie im Don Sylvio die der spanischen. — In **„Musarion"** wird die stoische und pythagoräische Philosophie (vertreten durch Kleanth und Theophron) durch die Philosophie der Grazien (dargestellt durch Musarion) zu schanden gemacht und die Mitte zwischen dem sinnlichen Genuß und der Überschwenglichkeit der Schwärmerei als die rechte Lebensweisheit gepriesen.

Als mit dem Tode des Grafen Stadion jener geistvolle Kreis zu Warthausen sich aufgelöst hatte und die engen Verhältnisse seiner Heimat ihn drückten, begrüßte Wieland mit Freuden eine Berufung durch den Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, an die Universität Erfurt im Jahre 1769 als Professor der Philosophie. Mit diesem Jahre nun beginnt

3. eine **ernstere Richtung.** In Erfurt führte ihn seine Stellung namentlich zur Beschäftigung mit der Philosophie der Geschichte, deren Resultate er niederlegte in dem didaktischen Romane **„der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian".** Wieland hat darin seine Ansichten über Staatsformen, über innere und äußere Politik in das Gewand einer morgenländischen Erzählung eingekleidet. In dem aufgestellten Musterbilde eines weisen Regenten soll allen Fürsten ein leuchtender Spiegel vorgehalten werden. Von Erfurt folgte er 1772 dem Rufe der verwitweten Herzogin Amalie von Weimar als Erzieher ihrer Söhne, des Prinzen Konstantin und des Erbprinzen Karl August, der sich als Herzog um die Beschützung der deutschen Musen so hoch verdient gemacht hat. Mit diesem Amte ging es 1775 zu Ende, als Karl August die Regierung übernahm. Seitdem lebte Wieland mit dem Titel eines Hofrats in Weimar in angenehmer Muße seinen Studien und der Poesie und im freundschaftlichen Verkehr mit Goethe und den später eintreffenden Herder und Schiller. In dem edlen Kreise von Weimar entstanden die **Abderiten,** ein satirischer Roman, worin der Kampf zwischen Spießbürgertum und Weltbürgertum geschildert wird, und zwar im Anschluß an die Person des Philosophen Demokrit aus Abdera (einer kleinen Stadt in Thracien), der von seiner Reise heimkehrt und seine Landsleute bekehren will. Im Gegensatze zu dem durch seine Reise gebildeten, mit Welterfahrung und Menschenkenntnis ausgestatteten Demokrit werden die beschränkten spießbürgerlichen und engherzigen Begriffe der Abderiten dargestellt. (Der kostbare Brunnen. Empfang des Euripides. Der Schatten des Esels. Frösche der Latona.) Dieser Roman erschien im deutschen Merkur, einer Zeitschrift, die Wieland, bald nachdem er nach Weimar berufen worden war, begründete, worin bedeutende Werke angezeigt, beurteilt und abgedruckt wurden. (Später hieß sie der „neue deutsche Merkur", von dem sich dann Wieland zum „attischen Museum" wendete, dessen Fortsetzung das „neue attische Museum" bildete.) In derselben Zeitschrift erschien auch Wielands größtes und bedeutendstes Gedicht[1]), **der Oberon** (1780), in dem sich der

[1]) Nach andrer Ansicht ist Wielands schönste und tiefste Dichtung das kleine epische Gedicht „Geron der Adelige".

Dichter auf dem reichen Felde der Romantik bewegt, das er schon in mehreren vorangegangenen kleineren Erzählungen betreten hatte („noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen, zum Ritt ins alte romantische Land!") Als Vorbilder dienten ihm Shakespeares Sommernachtstraum (diesem hat er den Charakter Oberons nachgebildet) und der altfranzösische Roman Huon de Bordeaux. Drei Haupthandlungen hat Wieland in seinem romantischen Epos in meisterhafter Weise mit einander verschlungen: Hüons Abenteuer, dessen Liebe zu Rezia und die Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon. Im Auftrage Karls des Großen muß Ritter Hüon, der Sohn des Herzogs von Guienne, auf ein unerhörtes Abenteuer ausreiten, um so eine schwere Schuld zu sühnen (er hatte einen Sohn Karls im Kampfe erschlagen). Nach Bagdad soll er gehen, in den Festsaal des Kalifen eindringen, dem den Kopf abschlagen, der zur Linken des Kalifen sitze, dessen Tochter als Braut heimführen und vom Kalifen selbst vier Backenzähne und eine Hand voll Barthaare mitbringen. Mit Hülfe Oberons, des Elfenkönigs, der dem Hüon ein Zauberhorn und einen Zauberbecher schenkte, vollführt derselbe den schweren Auftrag und gewinnt die Rezia, die Tochter des Kalifen. Da beide ein Gelübde, die Bedingung ihres Glückes verletzen, müssen Hüon und Rezia eine Reihe von Mühsalen und Leiden erdulden. Erst nachdem sie in allen Prüfungen ihre Liebe und Treue bewahrt (selbst die Drohung des Flammentodes kann sie nicht bewegen der Liebe untreu zu werden) und so ihre Schuld schwer gebüßt, versöhnt sich Oberon wieder mit ihnen. Zugleich vereinigt er sich auch wieder mit seiner Gemahlin Titania, von der er sich getrennt, weil sie einer untreuen Gattin beigestanden, wobei er das Gelübde getan, sich nicht eher wieder mit ihr zu versöhnen, als bis er ein treues Paar gefunden, das eher den Flammentod wählen, als der Liebe untreu werden wollte. Hüon und Rezia laufen in den Hafen des Glückes ein und kehren an den Hof Karls des Großen zurück, dessen Zorn nun gleichfalls versöhnt ist. — Die phantasiereiche, anziehende Darstellung, die liebliche Sprache und der leichte Versbau verschafften dem Oberon Leser unter allen Klassen und veranlaßten Goethe zu dem Urteile über das Gedicht: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Kristall Kristall bleibt, wird Oberon als ein Meisterwerk poetischer Kunst geliebt und geehrt werden" (Brief an Lavater). Die Strophe, worin Wieland den Oberon gedichtet, ist der italienischen Stanze (§ 63) frei nachgebildet; sie hat ebenfalls acht jambische Zeilen, aber von beliebiger Länge (es finden sich häufig Alexandriner darunter, mit willkürlicher Reimgattung und Reimverschlingung[1]). — Nachdem Wielands poetische Tätigkeit nach Vollendung des Oberon ein Jahrzehnt geruht hatte, erschien **Peregrinus Proteus**, ein Roman in dialogischer Form, worin Peregrinus, ein Cyniker des zweiten Jahrhunderts n. Chr., dem Spötter Lucian, den er im Reiche der Toten trifft, seine Geschichte erzählt. Der Held des Romans ist ein religiöser Schwärmer, der bei den Olympischen Spielen freiwillig sich den Flammen übergibt, um mit Göttern oder Geistern verkehren zu können. — Seine poetische Laufbahn beschloß Wieland 1810 mit dem **Aristipp**, einem Romane, in dem uns der Dichter ein Gemälde von dem geistigen Leben Athens während

---

[1]) Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von K. Hanke (Bozen), Wien (Graeser) 1886, Wilhelm Swoboda, Wien (Hölder) 1890 und Richard Bethge Leipzig 1896.

der Blütezeit unter Perikles aufrollt. Den Mittelpunkt dieses Geschichtsromanes bildet Aristipp, der Stifter der cyrenäischen Schule, in welchem sich die leichte Sitte seiner Vaterstadt Cyrene mit der athenischen Grazie und der sokratischen Ironie vereinigt. Das Ganze hat die Form eines Briefwechsels des Aristipp mit bedeutenden Männern und Frauen seiner Zeit (Kleonidas, Diogenes, Lais usw.; die interessante Charakteristik des Sokrates findet sich vom 6. bis 10. Briefe). Freilich überträgt auch hier Wieland moderne Bildung, Sitte und Lebensart auf das Altertum, und der antike Lebensgehalt wird mit modernem, hauptsächlich französischem Geiste versetzt.

Neben der poetischen Produktion entwickelte Wieland noch eine große Tätigkeit als Übersetzer. Durch seine Übertragung Shakespeares machte er den großen britischen Dichter zuerst in Deutschland bekannt. Er hat 22 Stücke übersetzt, und zwar alle in Prosa, mit Ausnahme des Sommernachtstraumes, den er im Versmaße des Originals wiedergab. Außerdem übertrug er die Werke Lucians, die Episteln und Satiren des Horaz, sowie die Briefe Ciceros. Diesen Übersetzungen geht vielfach die wörtliche Treue ab, wohl aber ist darin in gewandter Sprache der Sinn stets treu wiedergegeben.

Den 20. Januar 1813 starb Wieland in Weimar und ward auf dem Gute Osmannstedt, das er von 1797 bis 1803 besessen hatte, an der Seite seiner Gattin und der Sophie Brentano (Schwester des Dichters Clemens Brentano und Enkelin seiner Jugendfreundin Sophie Laroche) beerdigt. Das Grab deckt ein Stein mit der Inschrift: Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben, und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein[1]).

Wenn Wieland auch wegen seiner auf sinnlichen Genuß gerichteten Lebensphilosophie mit Recht angegriffen worden ist, so dürfen doch seine Verdienste um die deutsche Literatur nicht übersehen werden. Dieselben sind hauptsächlich folgende:

1. er verlieh die Sprache im Gegensatze zu dem übertriebenen Pathos und der Steifheit, die sie durch Klopstock erhalten hatte, Glätte und Gefälligkeit, Leichtigkeit und Anmut; dadurch wandte er die Gunst der höheren Stände, die bisher dem französischen Geschmacke zugetan waren, wieder der deutschen Literatur zu, da sie dieselbe Eleganz in den Werken Wielands wiederfanden;

2. er brachte den durch Klopstock geächteten Reim wieder zu Ehren, wiewohl seine Metrik und sein Versbau ziemlich kunst- und regellos sind;

3. er setzte die feine Ironie, den Witz und Humor, die dem deutschen Wesen eigen sind, wieder in seine Rechte ein;

4. er eröffnete der deutschen Poesie wieder das Gebiet der Romantik.

Die wichtigsten Nachahmer Wielands, die namentlich den Roman in seiner Weise bearbeiteten, sind Musäus, Professor am Gymnasium zu Weimar, † 1787 („Grandison der Zweite" — „physiognomische Reisen" — „Volks-

---

[1]) Biographie von J. G. Gruber, 1827 und 1828, 4 Teile. Vergl. außerdem Löbell, Band 2 des Seite 118 genannten Werkes. Ludwig Osterdinger († 1896 in Ulm), Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz, 1876. — Wielands Werke, 40 Teile in 16 Bänden (Berlin, Hempel). — Eine neue Ausgabe erschien in Kürschners deutscher Nationalliteratur (Stuttgart, Spemann) von Heinrich Pröhle († 1895 in Berlin).

märchen"); Moritz von Thümmel, † 1817 („Reise in die mittägigen Provinzen Frankreichs"); Heinse, † 1803, der Wieland noch an Lüsternheit und Frivolität übertrifft („Ardinghello und die glückseligen Inseln"); Hermes, † 1821 („Sophiens Reise von Memel nach Sachsen"); Sophie von Laroche, † 1807 („Geschichte des Fräuleins von Sternheim").

§ 47. Der Göttinger Dichterbund [1]).

Ähnlich wie früher in Leipzig und Halle fand sich in Göttingen eine Anzahl junger Talente zusammen, welche zu dem von Christian Boie aus Meldorf in Dithmarschen († 1806) [2]) und Friedr. Wilh. Gotter aus Gotha († 1797) im Jahre 1770 gegründeten „Göttinger Musenalmanach" einzelne lyrische Beiträge lieferten. Die Dichter vereinigten sich den 12. September 1772 (nach Vossens Ankunft) zu einem förmlichen Bunde, welcher enthusiastisch für Klopstock schwärmte, dagegen Wielands sinnliche Dichtungen (§ 46, 2) verdammte. Man bezeichnet diesen Verein mit dem Namen des Göttinger Dichterbundes oder des Hainbundes (die Glieder selbst brauchen nur den Ausdruck „Bund" oder „Hain"), nach der gewöhnlichsten Annahme, weil die jugendlichen Mitarbeiter des Musenalmanachs (Voß, Hölty, Miller und drei andere Freunde) in einem Eichenhaine den Bund der Freundschaft schlossen, richtiger wohl, weil in der Dichtersprache Klopstocks „Hain" der Ausdruck für die vaterländische Dichtung im Gegensatz zur antiken ist, vergl. dessen Ode „Hügel und Hain", S. 121. Zwar verließen die bedeutendsten Glieder des Bundes Göttingen bald wieder, aber auch in der Ferne blieben die Freunde verbunden, und namentlich blieb der Musenalmanach, den Boie und Voß redigierten, das Organ derselben. Die bedeutendsten Dichter aus diesem Kreise mögen im folgenden vorgeführt werden.

Gottfried August Bürger wurde den 31. Dezember 1747 [3]) zu Molmerschwende oder — wie der Name des Dorfes jetzt lautet — Molmerswende in der ehemaligen Grafschaft Mansfeld (bei Harzgerode) geboren. In Göttingen, wohin er sich von Halle aus begab, um seine Studien zu vollenden, nahm sich Boie, der sein ausgezeichnetes Dichtertalent erkannte, seiner an. Freilich war dieses poetische Talent mit sinnlicher Leidenschaft unglücklich gemischt, und von dem wüsten Leben, das er seit seinem Aufenthalt in Halle (im Verein mit Professor Klotz) und in Göttingen führte, konnte er sich nicht mehr beharrlich frei machen. Durch Boies Einfluß erhielt er die Stelle eines Amtmanns im Gerichtsbezirk Altengleichen; allein er gab sie wieder auf und wurde Dozent und später Professor an der Universität Göttingen. Nach einem Leben reich an Verirrungen [4]), Sorgen

[1]) Robert Prutz († 1872 in Stettin), der Göttinger Dichterbund, 1841.

[2]) Karl Weinhold, Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert, 1868. — Von Boie stammt auch das zuerst in Vossens Musenalmanach gedruckte Volkslied: „Von allen den Mädchen so blink und blank gefällt mir am besten die Lore".

[3]) Diesen Tag (und nicht den 1. Januar 1748) nennt das Kirchenbuch von Molmerswende, vergl. auch Heinrich Pröhle, G. Bürger, sein Leben und seine Dichtungen, 1856. — Wolfgang von Wurzbach, Gottfried August Bürger, sein Leben und seine Werke, Leipzig 1900.

[4]) Die erste und dritte leichtsinnigerweise eingegangene Ehe waren höchst unglücklich,

und Leiden starb er am 8. Juni 1794 freudlos, verarmt, in Reue über die eigene Schuld an seinem Lebensglück und nach Schillers strenger Recension seiner Gedichte auch an seinem Dichterberuf verzweifelnd. Mit Recht konnte er von sich sagen: „Meiner Palmen Keime starben eines bessern Lenzes wert“. Von ihm galt dasselbe, was Goethe von Günther urteilte: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ — Durch Percys Sammlung altenglischer Balladen (reliques of ancient poetry 1765) wurde Bürger auf dasjenige Gebiet der Poesie geführt, auf dem er das Vorzüglichste geleistet. Er hat die **Ballade** in unsere Literatur eingeführt und sie mit wahrhaft dramatischer Lebendigkeit zu behandeln verstanden. Sein Meisterwerk in dieser Gattung, das vor allem seinen Dichterruhm begründete, ist die 1774 im Göttinger Musenalmanach erschienene **Lenore.** Dieser Ballade liegt eine alte, einst nicht nur in Schottland, Schweden, Norwegen, Dänemark, sondern auch in ganz Nord- und Mitteldeutschland heimische Volkssage zu Grunde von dem toten, aus dem Grabe wiederkehrenden und die Geliebte im nächtlichen windschnellen Ritte bei Mondenscheine mit sich führenden Bräutigam. Die unmittelbare Veranlassung gaben dem Dichter die Worte, die er als Amtmann in Altengleichen als Refrain eines Liedes singen hörte: „Der Mond scheint hell, die Toten reiten schnell, fein's Liebchen graut dir nicht?“ [1]). Ein glücklicher Griff war es, daß Bürger den Siebenjährigen Krieg, der noch in frischer Erinnerung war, zum Hintergrunde wählte und einen in der Schlacht gefallenen Helden als Geist vorführt, der das seiner Braut gegebene Wort löst. Im ersten Teil, der die Seelenstimmung der Lenore in dialogischer Form vorführt, wird der leidenschaftliche Schmerz in der ergreifendsten Weise geschildert. In der zweiten Hälfte, die den nächtlichen Geisterritt zum Gegenstande hat, jagen eine Reihe grauenvoller Bilder an unserm Geiste vorüber. Das Knappe, keck von einer Situation zur andern Springende entspricht ganz dem Wesen eines Volksliedes, das keine breiten Motivierungen und Ausmalungen liebt. Unter den anderen Balladen und Romanzen zeichnen sich durch [illegible] Lebendigkeit und Volkstümlichkeit aus „das Lied vom braven Mann“, „der wilde Jäger“, „der Kaiser und der Abt“, während eine Anzahl an das Gemeine streifen und die Würde der Poesie verletzen. Neben den Balladen sind es namentlich seine dem Tone der Volkspoesie sich nähernden **Lieder** (z. B. das Trinklied: „Herr Bacchus ist ein braver Mann“, das Dörfchen: „Ich rühme mir mein Dörfchen hier“), die ihm eine außerordentliche Popularität verschafften. Seine **Sonette** endlich gehören mit zu dem Besten, was wir in dieser Form haben. Einige der ausgezeichnetsten sind überschrieben: „Verlust“, „Liebe ohne Heimat“, „An das Herz“. Selbst Schiller, der Bürgers Gedichte so hart beurteilte und eine höhere Richtung in ihnen vermißte, nennt die Sonette Muster in ihrer Art, die sich auf den

---

die zweite glückliche Ehe mit seiner „Molly“, die er in vielen Liedern verherrlichte, währte nur einige Monate.

[1]) Das angebliche Original von Bürgers Lenore teilten Achim von Arnim und Clemens Brentano in des Knaben Wunderhorn II, 19 mit. Eine verwandte altschottische Ballade hat Herder aus Percy's reliques of ancient poetry in seinen Blättern für deutsche Art und Kunst, 1773, S. 49 frei übersetzt. Eine treuere Übersetzung findet sich bei W. Wackernagel (altdeutsche Wälder I, 189). Ein verwandtes altdänisches Lied teilt W. Grimm (altdänische Heldenlieder, S. 73) und ein schwedisches Mohnicke (Volkslieder der Schweden I, 39) mit.

Lippen des Deklamators in Gesang verwandeln[1]). Kluge, Auswahl, S. 20—30.

Johann Heinrich Voß[2]), geb. den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, war die eigentliche Seele des Bundes. Des in dürftigen Verhältnissen aufgewachsenen Knaben (er war der Sohn eines verarmten Pächters) nahmen sich teilnehmende Freunde an. In Neubrandenburg erhielt er eine ausgezeichnete Schulbildung. Boie machte es ihm möglich, die Universität Göttingen zu beziehen, wo er 1772 einer der Gründer des Hainbundes wurde. Die Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs trat Boie bald an Voß ab, der sich zu diesem Zweck in Wandsbeck niederließ. (Die Schwester seines Freundes Boie, Ernestine, wurde seine Gattin.) Seit 1778 finden wir ihn als Rektor der Schule zu Otterndorf im Lande Hadeln; doch vertauschte er diese Stelle bald mit einer einträglicheren in Eutin, wo sein Freund Fr. Leopold von Stolberg, dem er diese Berufung hauptsächlich zu danken hatte, damals wohnte. Nachdem er diese Stellung der anstrengenden Amtsarbeiten und seiner geschwächten Gesundheit wegen aufgegeben, begab er sich nach Jena, ließ sich aber hier zum großen Verdruß Goethes nicht halten, sondern nahm einen Ruf nach Heidelberg an, wo er als badenscher Hofrat 29. März 1826 starb. Seinem Charakter nach ist Voß eine durchaus nordische Natur; neben einem besonnenen nüchternen Verstande war ihm eine gewisse Festigkeit eigen, die sich freilich oft bis zur unbeugsamen Härte und zur Schroffheit steigerte; gutmütig und herzlich Freunden gegenüber, trat er seinen Feinden scharf entgegen, und es ergriff ihn die höchste Erbitterung, sobald er „Pfaffentum und Junkertum“ witterte, wie er denn besonders in seinen Streitschriften mit Fr. L. von Stolberg, Creuzer und Heyne für unbeschränkte Denk- und Gewissensfreiheit wirkte. Als Dichter versuchte sich Voß in allen Arten der Lyrik, doch gelang ihm auf diesem Gebiete das sangbare Lied besser als die Ode, die zwar formell meisterhaft gebaut, aber zu schwerfällig ist. Größeres noch leistete er in der Idylle. Im Gegensatz zu Salomon Geßner[3]), Ratsherr in Zürich,

---

[1]) Die neueste Ausgabe von Bürgers Gedichten besorgten August Sauer (Kürschners deutsche Nat.-Lit., Band 30 und 31), Stuttgart, Ed. Grisebach, 1889, und W. von Wurzbach, Leipzig. — Bürger ist auch der Übersetzer der „wunderbaren Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“, die zwar zuerst in englischer Sprache erschienen, aber einen Deutschen, und zwar den ehemaligen Kasselschen Bibliothekar und Museums-Inspektor, Rudolf Erich Raspe, zum Verfasser haben. Daß Bürger nicht der Verfasser, sondern nur der Übersetzer und Erweiterer eines englischen Originalbüchleins gewesen, hat Adolf Ellissen († 1872 in Göttingen) im Jahre 1840 in der ausführlichen Einleitung nachgewiesen, die er zur sechsten Originalausgabe des Buches geschrieben; in abgekürzter Gestalt erschien diese Abhandlung vor der 1869 erschienenen 10. Originalausgabe des Münchhausen.

[2]) Wilhelm Herbst († 1882 in Halle), Joh. Heinrich Voß, 2 Bde., 1871 bis 1876. — Vossens Dichtungen, herausgegeben von A. Sauer (Kürschners deutsche Nat.-Lit., Bd. 92). — Vossens Luise, herausgegeben von Karl Bindel, Gotha (Perthes) 1888 und Franz Prosch, Wien (Graeser) 1888.

[3]) Salomon Geßner, geb. 1730 in Zürich als der Sohn eines Buchhändlers, erlernte in Berlin, wo er mit Ramler befreundet wurde, den Buchhandel, trieb aber mit größerer Vorliebe die Kunst, war Landschaftsmaler, Kupferstecher, Dichter und starb 1788 in seiner Vaterstadt, um die er sich als Ratsherr große Verdienste erwarb. Seine in wohlklingender Prosa geschriebenen Idyllen zeichnen kleine liebliche Gemälde; freilich führt uns Geßner statt des ursprünglichen Volkslebens eine erträumte Welt vor, und an Handlung fehlt es fast ganz. Zu den anmutigsten unter seinen Idyllen gehören Der

der seine patriarchalische Hirtenwelt von Klopstock entlehnte und damit die süßliche arkadische Schäferwelt der Franzosen in Verbindung brachte, gab er der Idylle eine feste reale Grundlage und lieferte darin treue Gemälde des norddeutschen Lebens, durch die er Sinn für häusliches Stilleben und Familienglück zu wecken sucht. Nicht Schöpfungen seiner Phantasie, nicht ideale Gestalten führt er uns vor, sondern derbe, brave und tüchtige Charaktere, wie sie die Wirklichkeit bietet. Viel Handlung findet sich in den Idyllen nicht, wohl aber Ausmalung auch des kleinsten Details, wie uns dies namentlich in dem „Siebzigsten Geburtstag" entgegentritt. Dieselbe Treue und Ausführlichkeit in der Schilderung selbst des Kleinsten bei einfacher Handlung zeigt sich auch in seiner bedeutendsten Dichtung **„Luise"**, einem ländlichen Gedicht in drei Gesängen. Der erste Gesang schildert das Fest im Walde, wo Luisens Geburtstag von dem Vater, dem Pfarrer zu Grünau, deren Mutter und Bräutigam gefeiert wird; der zweite schildert einen Besuch des Bräutigams, Pfarrer Walther, im Hause seiner Verlobten; der dritte erzählt die Vermählung, die in einem kleinen Kreise festlich begangen wird [1]). Durch diese Idyllen gab Voß Anregung zur Pflege dieser Gattung. Er fand unter anderen einen Nachahmer in Kosegarten († 1818 als Professor in Greifswald): „Jukunde, eine ländliche Dichtung". Namentlich aber wurde Goethes „Hermann und Dorothea" durch Luise von Voß hervorgerufen. Dem Dichter der Luise setzten auch Schiller und Goethe ein Denkmal in dem Xenion: „Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen, ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Altertums nach". Einige seiner Idyllen dichtete Voß in „niedersächsischer Sprache" und gab so Anregung zur Benutzung des Dialekts, wie dies Hebel, Usteri, in neuester Zeit Klaus Groth, Fritz Reuter u. a. getan haben.

Größeres noch als durch seine eigenen Dichtungen leistete Voß durch seine **Übersetzungen.** Hierdurch erwarb er sich um die deutsche Sprache und Verskunst ein großes Verdienst. Einerseits bildete er die deutsche Prosodie und Metrik zu größerer Freiheit aus, andererseits bereicherte er die deutsche Sprache mit neuen Wortbildungen, sowie mit einer Menge dem altdeutschen Sprachschatze, der lutherischen Bibel und den norddeutschen Provinzialismen abgelernter Ausdrücke. Indem Voß Inhalt und Form des Originals in möglichster Treue wiederzugeben suchte, wurde er der eigentliche Begründer der Übersetzungskunst. An die Übersetzung der Odyssee [2]) und der Ilias reihten sich die des Virgil, Ovid, Tibull, Hesiod, Horaz, Theokrit, Aristophanes. Unter allen ist die Übertragung des Homer trotz aller sprachlichen Härten so ganz in deutsches Fleisch und

---

erste Schiffer und Amyntas. Idyllischen Charakter trägt auch seine größere prosaische Erzählung Der Tod Abels in 5 Gesängen. Geßners Idyllen, die in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden, sind noch heute in Frankreich ein volkstümlicheres Buch als in Deutschland und der Schweiz, wenn ihn auch sein Vaterland als einen seiner hervorragendsten Männer betrachtet. Vergl. Kasper Mörikofer, die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, 1861.

[1]) Ludwig Zürn (Freiburg) besorgte eine Schulausgabe von Vossens Luise und Siebzigstem Geburtstag, Leipzig 1894.

[2]) Die Übersetzung der Odyssee erschien in dem Jahre 1781 (in demselben Jahre mit Schillers Räubern und Kants Kritik der reinen Vernunft). Einen Abdruck der ersten Ausgabe veranstaltete Michael Bernays († 1897 in Karlsruhe), Stuttgart (Cotta) 1881. — Adalbert Schroeter, Geschichte der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrhundert, Jena (Costenoble) 1882.

Blut übergegangen, daß es schwer sein wird, sie zu verdrängen; sie ist ein Werk deutschen Fleißes und deutscher Befähigung, auch die originellen Eigentümlichkeiten anderer Sprachen sich anzueignen.

Christian Graf zu Stolberg, geboren 1748, † 1821 als dänischer Kammerherr, war der ältere der beiden Brüder, die gemeinsam in Göttingen studierten und als Freunde Klopstocks mit großer Freude in den Bund aufgenommen wurden. Als Dichter steht Christian hinter seinem Bruder zurück, so gern er es auch diesem gleichzutun sich bemühte.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geboren 7. November 1750 zu Bramstedt in Holstein, war in seiner Jugend der grimmigste Tyrannenhasser und übertraf hierin an aufbrausender Leidenschaft seinen Bruder. Später änderten sich beider politische und religiöse Ansichten, namentlich übte Lavater auf die Gesinnung von Fr. Leopold großen Einfluß. Diese Wandelung des Lebens vom Freiheitstaumel der Jugend zur höfischen Sitte ihres Standes zog ihnen manchen Spott zu, und Schiller dichtete auf das Brüderpaar das Xenion: „Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder; aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt." Immer mehr bildete sich in dem jüngeren Bruder ein mystischer Zug aus, seitdem er in Münster den Kreis der Fürstin Gallitzin, welche für den Katholizismus Propaganda machte, kennen gelernt. Das Amt eines Regierungspräsidenten in Eutin legte er im September 1800 nieder, um nach Münster überzusiedeln, nachdem er im Juni desselben Jahres mit seiner ganzen Familie (die älteste Tochter ausgenommen) öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten war, wozu er sich seit einigen Jahren schon heimlich bekannt hatte. Es war vor allem sein alter Freund Voß, der sich ihm deswegen bis zur Feindschaft entfremdete und später seinen ganzen Unwillen über diesen Schritt in der 1819 erschienenen Schrift aussprach: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" In demselben Jahre starb Stolberg auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. — Als Dichter schloß er sich vor allem an Klopstock an, und die drei Richtungen, die bei diesem vereinigt sind, die antike, patriotische und christliche, kehren auch bei jenem wieder. Die antike Richtung zeigt sich in den nach dem Vorbild des Sophokles verfaßten mit Chören versehenen Dramen, die freilich als verfehlte Versuche bezeichnet werden müssen und nichts weiter sind, als dialogisierte Erzählungen, sowie in den Übersetzungen von Äschylus, Sophokles und Homers Ilias. Die patriotische gibt sich kund in einer Anzahl von Liedern, Oden, Hymnen, Balladen und Romanzen, in denen er gern auf den ritterlichen Geist der deutschen Vorzeit zurück ging. Von seinen Gedichten sind hervorzuheben die Oden „Der Harz" (Herzlich sei mir gegrüßt, wertes Cheruskerland), „Der Felsenstrom", das Lied „An die Natur" (Süße, heilige Natur, laß mich gehn auf deiner Spur!), „Der Abend" (Die Lüfte hauchen kühl und mild vom dunklen Buchenwald), das „Lied eines deutschen Knaben" (Mein Arm wird stark und groß mein Mut, gib, Vater, mir ein Schwert!), sowie das „Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn" (Sohn, da hast du meinen Speer!). Die christliche Gesinnung zeigt sich namentlich in seinen prosaischen Schriften, wie in der „Geschichte der Religion Jesu" (15 Bände) und in dem „Leben Alfreds des Großen". Wie Klopstock bediente er sich mit Vorliebe

altgriechischen Versmaße, in denen die meisten seiner vaterländischen Gedichte abgefaßt sind. Auch ist seine Sprache, wie die Klopstocks, voll Schwung und Pathos [1]).

Ludwig Hölty, geboren 21. Dezember 1748 zu Mariensee im Hannoverschen, war der Sohn eines Landpfarrers. Als Student in Göttingen wurde er einer der Stifter des Hainbundes, doch liebte er nicht das Stürmische seiner Freunde. Von Jugend auf kränklich, war ihm eine gewisse Schwermut und sanfte Wehmut eigen. In seinen durch Korrektheit und Wohllaut der Sprache ausgezeichneten Liedern („Wer wollte sich mit Grillen plagen" — „Rosen auf den Weg gestreut" — „Üb' immer Treu und Redlichkeit"), Oden (Das Landleben), Elegien (Elegie am Grabe meines Vaters: „Selig alle, die im Herrn entschliefen"; Elegie auf den Tod eines Landmädchens: „Schwermutsvoll und dumpfig hallt Geläute") spricht sich ein zarter Sinn für einen reinen ungetrübten Naturgenuß, Liebe zur Ruhe und Stille des Landlebens, Lust am Leben und fröhliche Heiterkeit neben tiefer Schwermut und Sehnsucht nach dem Tode aus. Einen patriotischen Gehalt hat seine Idylle „Das Feuer im Walde". Noch ein Jüngling starb Hölty 1776 in Hannover [2]).

Eine gewisse Verwandtschaft mit Hölty zeigen Friedrich Matthisson (geb. 23. Februar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, † 12. März 1831 in Wörlitz bei Dessau), ein Meister in der Landschaftsmalerei, dessen Gedichte Schillers günstiger Beurteilung ihre Einführung in das Publikum verdanken („Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben" — „Abendlandschaft" — „Die Kinderjahre" — „Wunsch" — „Adelaide" — „Elysium" — „Die neuen Argonauten"), und Gaudenz Salis (gest. 30. Januar 1834 im Dorfe Malans bei Chur; begraben liegt er zu Seewis im Prättigau in Graubünden, wo er 26. Dezember 1762 geboren wurde), dessen Sprache ebenso wohlklingend, nur männlicher und kräftiger ist als die Matthissons. Hervorzuheben sind sein „Lied eines Landmannes in der Fremde" — „Herbstlied" — „Mitleid" — „Das Grab" — „Ermunterung" [3]). — Desgleichen finden sich Anklänge an den Hainbund, insbesondere an Hölty, bei Christoph August Tiedge (geb. 1752 zu Gardelegen bei Magdeburg, † 1841 in Dresden), dessen Lehrgedicht Urania vom Standpunkte der Kantischen Philosophie aus in einer der Sentimentalität jener Zeit entsprechenden Weise die Zweifel an der Unsterblichkeit der Menschen widerlegt. Unter seinen anderen Gedichten sind die einst so viel gesungenen Lieder: „Schöne Minka, ich muß scheiden" — „An Alexis send' ich dich" u. a. jetzt fast vergessen, dagegen noch immer bekannt ist seine vortreffliche „Elegie auf dem Schlachtfelde zu Kunersdorf".

Martin Miller, geboren 1750, † 1814, gleichfalls einer der Mitstifter des Hainbundes, liebte ebensowenig wie Hölty das Stürmische und

---

[1]) Biographie von Alfred Nicolovius († 1890 als Professor in Bonn), 1846, K. Windel (Potsdam), 2. Aufl., 1896, Johannes Janssen († 23. Dezember 1891 in Frankfurt a. M.), 2. Aufl., 2 Bde., 3. Aufl. in einem Bande, Freiburg (Herder) 1882. — Theodor Menge, Graf Fr. L. Stolberg und seine Zeitgenossen, 1862, 2 Bände.

[2]) Höltys Gedichte, mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von Karl Halm († 1882 in München), Leipzig 1870.

[3]) Adolf Frey, Gaudenz von Salis-Seewis, Frauenfeld 1889.

Leidenschaftliche, vielmehr wurde er in seinen Romanen der Hauptvertreter der sentimentalen Schwärmerei. Seine Berühmtheit verdankt er dem Romane „*Siegwart, eine Klostergeschichte*", der Vorbild einer großen Menge ähnlicher Klostergeschichten wurde und fast noch mehr Aufsehen erregte als Goethes Werther. Unter seinen Liedern sind einzelne volkstümlich geworden, z. B. das Lied „Zufriedenheit" (Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin.).

Johann Anton Leisewitz, geboren 1752 in *Hannover*, studierte gleichfalls in Göttingen, wo er durch Hölty dem Hainbunde zugeführt wurde, und starb 1808 in Braunschweig. Von ihm haben wir nur das Trauerspiel „*Julius von Tarent*", das Lessing für ein Werk Goethes hielt. Die Charaktere der beiden Brüder, Söhne des Fürsten von Tarent, die beide ein und dasselbe Mädchen, *Blanka*, lieben, sind meisterhaft gezeichnet; *Guido* ist aufbrausend und stürmisch; *Julius* sentimental und schwärmerisch. Beide wollen jeder für sich Blanka aus dem Kloster entführen, wohin sie der Fürst, der die Flamme der unglücklichen Zwietracht in seinem Hause ersticken will, gebracht hat. Julius kommt seinem Bruder zuvor und ist seinem Ziele nahe, da tritt ihm Guido in den Weg und ersticht ihn in der Hitze des Angriffs. Der Fürst vollführt eine Römertat, deren er nach dem ganzen Stück, in dem er mehr als ein weicher Familienvater auftritt, kaum fähig scheint, er übt Gericht über den Mörder, tötet an der Leiche des älteren den jüngeren Sohn und geht selbst in ein Kloster, sein Land dem Könige von Neapel überlassend. — Mit diesem Stück, das Schiller in seiner Jugend auswendig konnte, bewarb sich Leisewitz um den von *Schröder* (dem als Schauspieler berühmten Direktor des Hamburger Nationaltheaters)[1] auf das beste Trauerspiel ausgesetzten Preis. Die Kunstrichter erteilten ihm nur den zweiten Preis, während sie den *Zwillingen* von Klinger den ersten zuerkannten. Später wandte sich Leisewitz von der Dichtung ab und widmete sich ganz seinen juristischen Geschäften[2]).

Matthias Claudius, geboren 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein, studierte in Jena und ließ sich später in Wandsbeck nieder, wo er unter dem Namen Asmus eine populäre Wochenschrift, den *Wandsbecker Boten*, herausgab. Er starb 1815 in Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes, des Buchhändlers Perthes. Obgleich er nicht in Göttingen studiert hatte, schloß er sich doch eng an den Göttinger Dichterkreis an und lebte namentlich in vertrautem Umgang mit Klopstock, Voß und den beiden Stolberg. Mit Klopstock teilte er die Begeisterung für Religion und Vaterland, mit Voß, der selbst längere Zeit in Wandsbeck lebte, das Streben nach volksmäßiger poetischer Darstellung. In einer großen Anzahl seiner Lieder hat er den naiven volksmäßigen Ton aufs glücklichste getroffen, und sie sind daher Volkseigentum geworden. Hierher gehören das Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen", das Rheinweinlied: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher", das Vaterlandslied: „Stimmt an mit hellem, hohem Klang", die Geschichte von Goliath und David: „War einst ein Riese Goliath, gar ein gefährlich Mann!"

---

[1]) Friedrich Ludwig Schröder, ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte von *Berthold Litzmann*, 3 Teile, Hamburg 1890 ff.

[2]) Johann Anton Leisewitz, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur von *Gregor Kutschera von Aichberger*, 1876.

Urians Reise um die Welt: „Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen". Neben einer humoristischen Gemütlichkeit ist dem ganzen Wesen von Claudius eine gewisse kindliche Einfalt eigen, die ihm ein offenes Auge verleiht für die Schönheiten der Natur, ebenso wie für die Herrlichkeit des himmlischen Vaterhauses [1]).

Das Streben nach Volkstümlichkeit, das die Glieder des Hainbundes charakterisiert, teilt auch Christian Adolf Overbeck aus Lübeck (1821), der Verfasser des Liedes: „Warum sind der Tränen unterm Mond so viel?" Martin Usteri aus Zürich († 1827), vor allem bekannt durch sein Lied: „Freut euch des Lebens". Nach dem Vorgange von Voß bediente er sich auch des Dialekts und dichtete Idyllen in schweizerischer Mundart („De Herr Heiri", eine städtische Idylle, und „De Vikari", ein ländliches Gedicht, sowie „Aufgenötigte Täßchen"), die sich durch herzliche Einfalt und Natürlichkeit auszeichnen. Vor allem aber gehört hierher **(Johann) Peter Hebel,** geb. 11. Mai 1760 in Basel als Sohn eines armen Webers, † 1826 als großherzoglich badenscher Prälat auf einer Reise in Schwetzingen. Er begründete seinen Ruf durch seine „Alemannischen Gedichte", wozu er zunächst durch Vossens beide in niederdeutscher Sprache geschriebenen Idyllen angeregt wurde. Er wählte die Mundart des Landstrichs, in dem er seine Kindheit verlebt, und bot in diesen Gedichten Bilder seiner Heimat, sowie der Denkart, Sitte und Lebensweise seiner Landsleute. Von Jean Paul und Goethe wurden diese Lieder bei ihrem ersten Erscheinen aufs freudigste begrüßt und aufs günstigste beurteilt. (Zu den schönsten gehören „Die Wiese", „Der Winter", „Das Spinnlein", „Sonntagsfrühe", „Der Abendstern" und „Das Lied vom Kirschbaum") [2]). Nicht minder volkstümlich sind die prosaischen Erzählungen, die er unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" herausgab. — Kluge, Auswahl, 9. Aufl., S. 206 ff.

§ 48. Lessing [3]).

Gotthold (Ephraim) Lessing wurde den 22. Januar 1729 in Kamenz in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater erster Prediger war. Auf der Fürstenschule zu Meißen, die er seit 1741 besuchte, betrieb er neben den alten Sprachen mit Vorliebe Mathematik. Seine Lieblingsschriftsteller waren damals der vorzugsweise durch seine „Charaktere" berühmte Theophrast und die beiden römischen Lustspieldichter Plautus und Terenz,

[1]) Biographie von Matthias Claudius von Wilhelm Herbst, 4. Aufl., 1878. Karl Mönckeberg († 1886 in Hamburg), 1869. Adolf Meyer (Ebersdorf), 1876. — Karl Gerok († 1890 in Stuttgart), 3. Aufl., Gotha 1903. — Werke des Matthias Claudius, elfte, von Karl Redlich in Hamburg revidierte Auflage, 2 Bände, 1882.

[2]) Hebels Alemannische Gedichte, herausgegeben mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch von E. Götzinger, 1873. — J. P. Hebel, ein Lebensbild von Georg Längin (Karlsruhe), 1875. — Otto Behaghel, Briefe von Hebel, Karlsruhe 1883. — Franz Willomitzer, die Sprache und die Technik der Darstellung in J. P. Hebels rheinländischem Hausfreund (Programmabhandlung), Wien 1891.

[3]) Kritische Ausgabe sämtlicher Werke Lessings von K. Lachmann, 1838—1840, 13 Bände; 3. Auflage besorgt von Franz Muncker (München), 16 Bände, Stuttgart (Göschen) 1886 ff. — Lessings Werke, herausgegeben von Robert Boxberger († 1890 in Stadtsulza), Chr. Groß, Emil Grosse, Robert Pilger, Karl Redlich, Alfred Schöne, Th. Vatke, Georg Zimmermann, 20 Teile (13 Bände, Berlin, Hempel). — Eine illustrierte Ausgabe besorgte Richard Gosche († 1889 in Halle), 2. Aufl.,

die er bei überraschenden Geistesanlagen mit rastlosem Eifer studierte. (Der Rektor der Schule gab ihm das Zeugnis, daß die Lektionen seiner Mitschüler nicht mehr für ihn paßten und nannte ihn ein Pferd, das weniger des Spornes als der Zügel bedürfe und doppeltes Futter brauche.) Im Jahre 1746 besuchte er die Universität Leipzig, um nach dem Wunsche seiner Eltern Theologie zu studieren, vertauschte jedoch dieselbe bald mit der Medizin, und da ihn auch diese nicht zu fesseln vermochte, wandte er sich den Sprachen, der Philosophie und Dichtkunst zu. Namentlich fesselte ihn die dramatische Welt, die er bisher nur durch Plautus und Terenz kennen gelernt hatte. Statt mit Gelehrten ging er mit Schauspielern um und lernte durch den Besuch des Theaters „hundert wichtige Kleinigkeiten kennen, die ein dramatischer Dichter kennen muß und durch bloße Lektüre nimmermehr lernen kann". Von den damals in Leipzig lebenden Dichtern wurde er namentlich mit Joh. Adolf Schlegel und Zachariä bekannt, sowie mit Christian Felix Weiße, der mit ihm die gleiche Leidenschaft für das Theater teilte[1]). Einer seiner vertrautesten Freunde war Mylius, ein literarisch vielfach beschäftigter und unruhiger Geist. Diesem seinem Freunde folgte er nach Berlin, wo er nach einem viermonatlichen Aufenthalte in Wittenberg im November 1748 eintraf. Seitdem treibt ihn eine gewisse Unstetigkeit von einem Ort zum andern. Dreimal kehrte er wieder nach Berlin zurück und lebte hier 1752—1755, 1758—1760 und 1765—1767 in innigem Verkehre mit dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, dem Buchhändler Friedrich Nicolai und dem Dichter Ramler[2]). In der Zwischenzeit war er wieder in Wittenberg, wo er den Titel eines Magisters der freien Künste erwarb, dann wieder in Leipzig, wo er mit Chr. Ewald von Kleist befreundet wurde, und endlich in Breslau als Sekretär des Generals von Tauenzien. Von Berlin folgte Lessing 1767 einem Rufe nach Hamburg, um die dortige Bühne zu einem Nationaltheater umzugestalten. Als dieser Plan scheiterte,

---

8 Bände, 1880. — Lessings Prosa für Schule und Haus, ausgewählt von August Luthardt, 1873. — Biographien von Theodor Wilhelm Danzel († 1850 in Leipzig), vollendet von Gottschalk Guhrauer († 1854 als Professor der Philosophie in Breslau), 1853 und 1854, 2 Bände. Eine zweite Auflage der Danzel-Guhrauerschen Biographie besorgten W. von Maltzahn und Robert Boxberger, 2 Bände, Berlin (Hofmann) 1880—81; Adolf Stahr († 1876 in Wiesbaden), 9. Aufl., 1887, 2 Teile; James Sime, aus dem Englischen von Adolf Strodtmann († 1879 in Steglitz bei Berlin), 2 Bände, 1878. Vergleiche außerdem Löbels S. 118 erwähntes Werk, wovon Band 3 (herausgegeben von Koberstein 1865) ausschließlich Lessing behandelt. Zuletzt erschienen Lessings Leben von Heinrich Düntzer (mit Illustrationen), Leipzig (Wartig) 1882, und Erich Schmidt (Berlin), 2. Aufl., 2 Bände, Berlin 1899.

[1]) Biographie von Jakob Minor (in Prag), Innsbruck (Wagner) 1880. Weiße stammt aus Annaberg, wo er 1726 geboren wurde, und starb 1804 in Leipzig als Obersteuerrat. Er ist der Verfasser von Operntexten, z. B. „Der Teufel ist los", von Lustspielen, z. B. „Die Poeten nach der Mode", von Trauerspielen (Richard III.) und von dem Kinderfreund.

[2]) Mendelssohn starb 1786, sein reifstes Werk ist der „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele"; Nicolai, der 1811 starb, war ein Hauptvertreter der deutschen Aufklärung; sein Organ war die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die nur dem nüchternen Verstande das Wort redete und alles Gemütvolle aus Religion und Poesie entfernen wollte. Am meisten Aufsehen erregte sein Roman „Magister Sebaldus Nothanker", dessen kulturgeschichtliche Bedeutung Richard Schwinger, Weimar 1897, gewürdigt hat. Über Ramler vergl. § 43.

nahm er 1770 die Stelle eines Bibliothekars in **Wolfenbüttel** an, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Von einer längeren Reise, die er mit einem braunschweigischen Prinzen nach Italien gemacht, nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, verheiratete er sich 1776 mit Eva König und starb den 15. Februar 1781 in Braunschweig.

Lessing vereinigte in sich eine ungemeine, fast polyhistorische Gelehrsamkeit und besaß eine unersättliche Forschbegierde. Nicht sowohl die Erkenntnis als die Arbeit um der Erkenntnis willen machte ihn glücklich; ihm stand das Ringen nach Wahrheit höher, als deren Besitz. „Wenn Gott — so lautet das Bekenntnis aus einem der letzten Jahre seines Lebens in der ‚Duplik‘ betitelten Streitschrift — in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm in Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib: die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.“ Daher kam es, daß er auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Ästhetik, Philologie, Philosophie, Literaturgeschichte, Altertumskunde, Theologie usw. nur gelegentlich verweilte, daher rührt das Fragmentarische vieler seiner Leistungen, daher stammt die Unruhe und Rastlosigkeit, die sich durch sein ganzes Leben hindurch zieht, daher die Abneigung gegen Autoritäten, die ihm die Wege der Forschung zu verengen suchten. Auf welchem Gebiete er sich aber auch bewegte, da wirkte er bei der außerordentlichen Kraft und Schärfe seines Geistes anregend und belebend.

Bei diesem durchdringenden Verstande und bei diesem klaren Geiste war er vor allem befähigt zur **Kritik**. Sein scharfes Auge war auf alle Erscheinungen in der deutschen Literatur gerichtet. Er bezeichnet in dieser Beziehung in den „Rettungen des Horaz“ seine Stellung mit den Worten: „Ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles im moralischen Sinne zu tun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertraut ist, physisch verrichtet.“ So befreite er die deutsche Literatur von der sklavischen Bewunderung des Auslandes und stürzte die falschen Muster, an denen die Nation hing. Wo Lessing kritisiert, geschah es mit großer Genauigkeit und unerbittlicher Strenge. Er hat den Grundsatz: „Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht, mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich.“ Er vergleicht sich in den gegen Klotz gerichteten „Briefen antiquarischen Inhalts“ mit einer Mühle, die abmahle, was ihren Steinen aufgeschüttet werde, zwischen deren Flügeln Mücken hinschwärmen mögen, die aber niemand aufhalten dürfe, dessen Hand nicht stärker sei, als der Wind, der sie umtreibt (Brief 55). Aber während er ein scharfes Auge für die Fehler anderer hatte, verschonte er sich selbst keineswegs mit seiner Kritik und war frei von aller Selbstüberschätzung. Er gesteht von sich am Schlusse der Hamburgischen Dramaturgie, daß er die lebendige Quelle nicht in sich verspüre, die durch eigene Kraft in reichen, frischen, reinen Strahlen aufschieße, daß er vielmehr alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen müsse. Er vergleicht sich mit einem Lahmen, der auf den Krücken der Kritik einigermaßen vorwärts kommen, aber doch nicht laufen könne, mit einem Armen, der fremde Schätze bescheiden borge, und sich an fremdem Feuer erwärme.

Sein bedeutendes kritisches Talent offenbarte Lessing — abgesehen von dem in seiner Jugend entstandenen „Vademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange, Pfarrer in Laublingen", den er wegen seiner schlechten Horazübersetzung derb geißelte — zunächst in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend", gewöhnlich kurz **Literaturbriefe** genannt, die er seit 1759 mit Mendelssohn und Nicolai[1]) gemeinsam in Berlin herausgab. In denselben zog er die gesamte Literatur der Zeit vor seinen Richterstuhl und beurteilte mit seinem scharfen kritischen Verstande und mit rücksichtsloser Entschiedenheit alle literarischen Erscheinungen. Mit merkwürdigem Scharfblick erkannte er das Richtige und Verfehlte in Klopstocks Messias und Wielands Werken, in Kleists und Gleims Gedichten, wobei er selbst seine Freunde nicht verschonte. Namentlich wurde Gottsched hart mitgenommen, und wenn die Leipziger Bibliothek erklärt hatte, Gottscheds Verdienste um die deutsche Schaubühne werde niemand in Abrede stellen, so kündigte sich in Brief 17 Lessing als dieser „Niemand" an und wies nach, daß das französische Theater nicht zur deutschen Denkart passe und die Deutschen zu etwas Besserem fähig seien, als zu französischer Artigkeit, Zärtlichkeit und Verliebtheit. Zum deutschen Wesen stimme mehr das Große, Gewaltige, Erhabene, wie sich's in Shakespeare finde. Gegen Wieland ist Brief 7—14 gerichtet, namentlich Brief 8 gegen dessen „Empfindungen des Christen". Über Klopstocks Messias handelt Brief 10[2]), über Logau Brief 36 und 43.

Angeregt von Winckelmann[3]) verfaßte Lessing seinen „**Laokoon**", der 1766 erschien[4]). In demselben geht er — und daher stammt der Titel des Buches — von der Gruppe des Laokoon aus, einem Werke der griechischen Bildhauer Agesander, Polydor und Athenodor. Dasselbe stellt den Augenblick dar, wo Laokoon, jener unglückliche Priester der Trojaner, mit seinen beiden Söhnen von zwei Schlangen erwürgt wird, die ihm

[1]) Auf Nicolais Beteiligung an den Literaturbriefen bezieht sich eins von den Xenien Goethes und Schillers: „Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben. Mancher Gemeinplatz steht auch in dem trefflichen Werk."

[2]) Lessing war es auch, der in einem Epigramm aussprach, daß Klopstock mehr bewundert als gelesen werde: „Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein."

[3]) Johann (Joachim) Winckelmann, geb. 1717 zu Stendal als der Sohn eines armen Schuhmachers, studierte in Halle und Jena und war von 1743 bis 1748 Konrektor zu Seehausen in der Altmark. Seine drückende Lage wurde eine bessere, als er eine Stelle in der Nähe Dresdens erhielt und ihm Gelegenheit geboten wurde, Kunststudien zu treiben. Bald erfaßte ihn eine glühende Sehnsucht nach Italien, der klassischen Heimat der bildenden Kunst. Um dieses Ziel zu erreichen, trat er zur katholischen Kirche über. In Florenz, Neapel und Rom setzte er seine Studien fort. Die Frucht derselben ist seine 1764 erschienene „Geschichte der Kunst des Altertums", worin er zuerst das Verständnis der altklassischen Kunst erschloß. Nachdem er eine Reihe von Jahren Oberaufseher der Altertümer in und um Rom gewesen, reiste er 1768 nach Deutschland zurück. Doch schon in Wien trieb ihn die Sehnsucht wieder nach Italien. Er kehrte um, wurde aber in Triest durch die Hand des Italieners Arcangeli aus Habgier ermordet. Vergl. Karl Justi (in Marburg), Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen, 2. Aufl., 3 Bände, Leipzig 1898. — Musterstücke aus Winckelmanns Werken nebst Goethes Aufsatz über Winckelmann von Wilhelm Kühne († 1892 in Altenburg), 1879.

[4]) Lessings Laokoon, bearbeitet und erläutert von Wilhelm Cosack († als Stadtschulrat in Danzig 1891), 4. Aufl., Berlin 1890; Hugo Blümner (Königsberg), 2. Aufl., 1880; Jos. Buschmann (Koblenz), 7. Aufl., Paderborn 1901; Karl Jauker (Graz), Wien (Graeser) 1883; J. Pölzl, 2. Aufl., Wien (Hölder) 1894; Martin Manlik, Leipzig 1894; Georg Schilling, Laokoon-Paraphrasen (aus der Schul-

Minerva gesendet zur Strafe dafür, daß er seinen Landsleuten Unglück geweissagt, wenn sie das hölzerne Pferd, das die Griechen bei ihrem erheuchelten Wegzuge von Troja zurückgelassen, in die Stadt zögen. Denselben Gegenstand behandelt auch ein epischer Dichter, Virgil, im zweiten Buch seiner Äneide, freilich in anderer Weise, indem er den ganzen Verlauf des Faktums vom Beginne bis zum Ende durch alle Momente der Entwicklung, durch alle Stadien der Anstrengung und des Leidens, auch bis zum überwältigenden Schmerz, bis zur Verzweiflung hindurchführt. Nach Virgil erhebt Laokoon ein entsetzliches Geschrei; in jener berühmten Gruppe aus dem Altertum aber zeigt die Öffnung des Mundes nicht die eines schrecklichen Geschreies, sondern vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen. Woher nun diese Abweichung in der Darstellung desselben Gegenstandes durch die beiden Künste? Auf diese Frage antwortet Lessing: Die Poesie der Römer ließ ihre Helden schreien, weil dieses Volk sich keiner menschlichen Schwachheit schämte, Höflichkeit und Anstand ihm nicht, wie der heutigen Welt, Geschrei und Tränen verboten. Anders mußte die bildende Kunst verfahren; ihr höchstes Ziel war die Schönheit. Das Schreien würde das Gesicht auf eine unschöne Art entstellt haben; der Künstler mußte es also in ein Seufzen mildern. Der bildende Künstler muß aber auch noch aus einem anderen Grunde in dem Ausdrucke Maß halten, weil er von der immer veränderlichen Natur nur einen einzigen Augenblick brauchen kann, der nicht den höchsten Affekt ausdrücken darf. Von diesem Unterschiede der bildenden und redenden Kunst geht nun Lessing aus und stellt namentlich die Grenze zwischen Malerei und Poesie fest. Er bekämpft den nach Simonides von Breitinger aufgestellten und damals allgemein angenommenen Satz, daß die „Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei", einen Satz, der in der Poesie die Schilderungssucht, in der Malerei die Neigung zur Allegorie erzeugte. Lessing wies nach, daß bei aller Verwandtschaft Poesie und Malerei doch zwei ganz verschiedene Kunstgebiete seien. Das Gebiet der Malerei — mit diesem Ausdruck ist im Laokoon überhaupt die bildende Kunst gemeint — ist der Raum; das Gebiet der Poesie dagegen die Zeitfolge. Demnach sind die Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften Gegenstände der Malerei, Handlungen die der Poesie. Die Malerei kann auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper; die Poesie schildert auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen. Homer hat schon dieses Gesetz beobachtet, wenn er den Schild des Achilles nicht als einen fertigen, sondern als einen werdenden, vor unsern Augen entstehenden beschreibt. Will er uns zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß der König vor unsern Augen seine Kleidung Stück für Stück antun; wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt. (An dasselbe Gesetz haben sich auch unsere beiden größten Dichter, Goethe und Schiller, gehalten, der erste z. B. in Hermann und Dorothea, der letztere in seinem Spaziergange. Damit war über die breite Situationsmalerei der

---

praxis hervorgegangen und zusammengestellt), Leipzig (Teubner) 1887; Heinrich Fischer, Lessings Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst, Berlin 1887; Veit Valentin († 1900 in Frankfurt a. M.), Dresden 1894; August Thorbecke, Bielefeld 1894; Emil Grosse, Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene, Königsberg (Programm) 1895. — Ins Lateinische hat den Laokoon übersetzt Ludwig Hasper († 1890 in Großglogau) 1879 (Gütersloh, Bertelsmann).

Klopstockschen und Wielandschen Poesie, über die Schilderung in Hallers Alpen und Kleists Frühling, sowie über jede ermüdende Darstellung ruhiger Zustände der Stab gebrochen.) — Ein anderer Unterschied zwischen Poesie und Malerei ist bereits oben berührt worden. Die Poesie ist nicht, wie die bildende Kunst, auf Darstellung der Schönheit beschränkt, ihr steht das ganze unermeßliche Reich der Natur zur Nachahmung offen, sie kann und darf nicht bloß das Schöne und Gute, sondern auch das Häßliche, ja selbst das Schreckliche und Ekelhafte darstellen, was die bildende Kunst nicht darf [1]).

Als der Philolog Klotz in Halle die in den Literaturbriefen getadelten Dichter grundsätzlich in Schutz nahm und auch den Laokoon angriff, antwortete ihm Lessing in seinen „**Briefen antiquarischen Inhalts**“ so derb, daß es mit dem Ansehen des Halleschen Professors zu Ende war. Diese Briefe sind nicht bloß Meisterstücke der Polemik, sondern zugleich Zeugnisse der Gelehrsamkeit Lessings, seiner eingehenden Kenntnis der alten Kunst und seiner Meisterschaft in der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände. Derselben Fehde mit Klotz verdanken wir auch die kritische Abhandlung: „**Wie die Alten den Tod gebildet**“.

Aus einer früheren Zeit (1759) stammen die Abhandlungen über die „**Fabel**“, woran sich ihrer inneren Natur nach die 1771 erschienenen Anmerkungen über das **Epigramm** anschließen. Wenn auch die Definition der Fabel zu weit ist (es würden hiernach alle moralischen Erzählungen in ihr Gebiet gehören), während umgekehrt der Begriff des Epigramms zu eng gefaßt wird, so sind doch diese Abhandlungen Musterbeispiele der natürlichen und sicheren Methode Lessings für dergleichen ästhetische Untersuchungen. Das eine Mal geht er von den vorhandenen und verbreiteten Definitionen aus, das andere Mal von der ursprünglichen Wortbildung. Dabei vergleicht er immer das Gefundene mit dem Konkreten, verbessert es hiernach, ergänzt und entwickelt es zu einer das ganze innere Wesen der behandelten Gedichtsart erschöpfenden Definition. Wie er im Epigramm auf die Dichter des klassischen Altertums, namentlich auf Martial, zurückging, so fand er in der äsopischen Fabel das Muster dieser Gattung, von der er insbesondere größtmöglichste Kürze und Präzision fordert. So wurde Lessing ein Reformator der Fabel, wie es in neuester Zeit der Schweizer Emanuel Fröhlich (geb. 1796 zu Brugg im Aargau, † 1865 in Aarau) nach einer andern Seite hin geworden ist, indem er die gesamte leblose Natur in die Fabel hereinzog und so das Gebiet derselben außerordentlich erweiterte. Lessing selbst dichtete eine Anzahl Fabeln und Sinngedichte, wie er denn bei seinem vorherrschenden Verstande mehr zum Didaktischen, als zum rein Lyrischen befähigt war [2]).

---

[1]) Den Eindruck, den Lessings Laokoon auf die strebende Jugend machte, schilderte uns Goethe in den Worten: „Es war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortreffliche Denker durch düstere Wolken auf uns herableitete. Wie vor einem Blitze erleuchteten sich uns alle Folgen des herrlichen Gedankens (welcher den Unterschied der bildenden und Redekünste klar machte); alle bisherige anleitende und urteilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, abgeworfen“ (Wahrheit und Dichtung). Auch Herder teilte trotz vielfach abweichender Ansichten die Bewunderung für das Werk; nach ihm ist es „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen tätig gewesen“.

[2]) Schulausgabe der Abhandlungen Lessings über die Fabel von Franz Prosch, Wien 1887, und Hans Lambel, Leipzig 1894.

Die größte Aufmerksamkeit verwendete Lessing auf die **Reform des deutschen Theaters.** Schon in Leipzig fing er mit seinem 18. Jahre an, eine Anzahl Lustspiele zu dichten, die zwar der Gottschedschen Richtung angehören, in denen aber im Unterschiede von den andern gleichzeitigen Stücken ein lebhafter und natürlicher Gesprächston herrscht. Es sind dies der junge Gelehrte, Damon, die alte Jungfer, der Misogyn, die Juden, der Freigeist, der Schatz. Das letzte Stück ist frei nach Plautus bearbeitet, den er sich damals zum Vorbild nahm, dessen Leben er beschrieb und dessen Captivi er für das beste Stück erklärte; bei den andern Jugenddramen läßt sich der Einfluß von Holberg und Destouches nicht verkennen[1]). Auf diese Lustspiele folgen zwei Werke, die mit der empfindsamen Richtung Gellerts und Klopstocks Verwandtschaft zeigen, es sind dies die beiden Trauerspiele **„Miß Sara Sampson“** und **„Philotas“.** In dem ersten hat Lessing bereits mit dem französischen Geschmacke gebrochen; statt in dem üblichen steifen Alexandriner schrieb er die Tragödie absichtlich in Prosa, wählte einen englischen Schauplatz (den Stoff bot ihm Richardsons Clarissa), führte eine lebhafte Handlung vor und gab ein Abbild des wirklichen Lebens. Freilich fehlt diesem Gewebe menschlicher Schuld die innere Erhebung. Die Heldin des Stückes, Sara Sampson, wird in ihrer Unerfahrenheit von einem Wüstling Mellefont aus dem Schoße ihrer Familie entführt. Eine frühere Geliebte, die tückische, leidenschaftliche Marwood, die ältere Rechte auf Mellefont hat, rächt sich für diese Untreue durch Gift, das sie ihrer Nebenbuhlerin reicht. Saras Vater, welcher der Entflohenen nachgereist, vergibt der Sterbenden, Marwood rettet sich durch Flucht[2]).

Im **Philotas,** einer Tragödie in einem Akt, mit einfacher Handlung, aber meisterhaftem Dialog, verherrlichte Lessing die Vaterlandsliebe. Philotas, ein Königssohn, gibt sich in schwärmerischer Begeisterung für das Vaterland selbst den Tod, damit nicht etwa sein Vater, um ihn auszulösen, sich zu schmachvollen, für das Vaterland verderblichen Bedingungen verstehe[3]).

Durchaus selbständig zeigt sich Lessing in seinem folgenden Stück **„Minna von Barnhelm** oder das Soldatenglück“, einem Lustspiel, das 1767 erschien[4]). Ein preußischer Offizier, Major von Tellheim, kam während des Siebenjährigen Krieges nach Sachsen, um in einem armen sächsischen Kreise Kriegskontribution zu erheben. Da die Stände die Summe nicht aufbringen konnten, ohne das Land zu Grunde zu richten, schoß Tell-

---

1) Adolf Schimberg (Ratibor), Über den Einfluß Holbergs und Destouches auf Lessings Jugenddramen (Gymnasialprogramm), Görlitz 1883.

2) Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Joh. Neubauer (Elbogen), Wien (Graeser) 1886, und Martin Manlik, Leipzig 1895.

3) Eduard Niemeyer, Lessings Trauerspiel Philotas in Herrigs Archiv XX. — Schulausgabe von U. Zernial (Charlottenburg), Dresden 1897.

4) E. Niemeyer, Lessings Minna von Barnhelm, historisch-kritische Einleitung nebst fortlaufendem Kommentar, 2. Aufl., 1877. Eduard Küenen (Düsseldorf), 4. Aufl., Leipzig 1901. Heinr. Düntzer, 6. Aufl., Leipzig 1895. Walter Böhme (Schleiz), Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst, 3 Bändchen, Berlin 1890. Schulausgaben von Julius Naumann, 1875, August Funke (Warendorf), 8. Aufl., Paderborn 1901, J. Neubauer, Wien (Graeser) 1884, J. Pölzl, 3. Aufl., Wien (Hölder) 1891, Joh. Schumann, Trier 1887, August Thorbecke (Heidelberg), Bielefeld und Leipzig 1894, Albert Hamann, Leipzig 1891, Karl Holdermann, 3. Aufl., Berlin 1899, Karl Küffner, Bamberg 1894, Tomaschek, Stuttgart, Edmund Aelschker, Leipzig 1895, A. Bieling, 3. Aufl., Stuttgart 1896, Veit

heim ihnen aus eigenen Mitteln das Geld vor. Diese edle Tat gewinnt ihm die Achtung und Liebe eines reichen sächsischen Fräuleins, Minna von Barnhelm, mit der er sich verlobt. Beide werden getrennt durch den Krieg, aus welchem Tellheim nebst mehreren Wunden eine Lähmung des rechten Armes davon trägt. Tiefer noch schmerzt ihn der Abschied, der ihm nach dem Friedensschlusse erteilt wird. Doch er sollte noch empfindlicher gekränkt werden durch den Verdacht, der auf ihm ruht, als habe er sich von den sächsischen Ständen bestechen lassen. So lebt der Major, der sich einst in glänzenden Verhältnissen befunden, zurückgezogen in einem Gasthause Berlins und sieht sich, der drückendsten Not anheimgegeben, genötigt, sein letztes Eigentum, den Ring, welchen er von seiner Geliebten empfangen, an den Wirt zu verpfänden. Von alledem weiß Minna nichts, und da sie lange Zeit von ihrem Verlobten ohne jede Nachricht geblieben, faßte sie den Entschluß, denselben aufzusuchen. Von ihren Gütern reist sie nach der preußischen Hauptstadt und steigt in demselben Gasthofe ab, in welchem Tellheim schon Jahr und Tag gewohnt hat. Von seiner Anwesenheit und seiner bedrängten Lage erhält Minna durch jenen verpfändeten Brautring Kunde. Hoch erfreut über das Wiederfinden ihres Bräutigams, dessen Ehrenhaftigkeit und Charakterreinheit sie kennt, will sie ihm in der traurigen Lage eine treue Gefährtin sein. Da aber Tellheim verarmt und ein Krüppel, ein Abgedankter und an seiner Ehre Gekränkter, nicht auch seine Verlobte in die Schmach seines Schicksals verwickeln mag, will er in seinem männlichen Stolze ihr entsagen. Da bedient sich Minna ihrem stolzen Bräutigam gegenüber einer List, indem sie vorgibt, als Hilfeflehende zu kommen, die ihrer Liebe zu Tellheim wegen von ihrem Oheim enterbt sei und nur ihrem Verlobten alles verdanken wolle. Jetzt gebieten ihm Ehre und Pflicht, der Liebe alles aufzuopfern und der Verlobten sich anzunehmen. So hat Minna, indem sie zugleich die plötzliche Ankunft des Oheims für ihren Plan benutzt, durch ein geschicktes Spiel das wunderliche Bedenken des Tellheim beseitigt; der Konflikt zwischen Ehre und Liebe ist glücklich ausgeglichen. Zu gleicher Zeit wird durch die Entscheidung des Gerichts und durch ein Handbillet des Königs auch äußerlich vor der Welt Tellheims Ehre wieder hergestellt. — Auch die liebenswürdige, heitere, geschwätzige Gesellschafterin des Fräuleins, Franziska, die mit der Minna erzogen und unterrichtet worden ist, erhält die Hand des biederen und braven Wachtmeister Werner, der seiner phantastischen Idee, nach Persien zum Prinzen Heraklius zu gehen, entsagt. — Im Diener des Majors, Just, begegnen wir einer zwar groben und derben, aber grundehrlichen und treuen Seele, der von seinem Herrn nicht läßt, wie sein Pudel nicht von ihm. Der Wirt des Gasthofs zum Könige von Spanien ist, wie Just sagt, „ein Schurke von Wirt", ein falscher, pfiffiger, nur auf seinen Vorteil bedachter Charakter. Eine lächerliche Figur ist Riccaut de la Marliniere, in dem uns ein aufgeblasener und großsprecherischer, aber zugleich feiger Charakter entgegentritt; er ist ein entlassener Offizier, Spieler und Betrüger (betrügen ist ihm ja nur corriger la fortune). Während Tellheim und Werner die soldatische

Valentin, Dresden 1897. Englische Schulausgaben sind die von S. Primer, Boston 1890, C. A. Buchheim (London), 7. Aufl., Oxford 1896, und H. J. Wolstenholme, Cambridge 1898. — Kuno Fischer, Lessing als Reformator der deutschen Literatur, 2 Bde. (Stuttgart, Cotta), 1880 (Bd. 1: Minna v. B., Faust, Emilia Galotti). — Schröder, Aufgaben aus Minna von Barnhelm, Leipzig 1896.

Ehrenhaftigkeit vertreten, welche vielfach in Friedrichs Heeren in glänzendster Weise hervortrat, deutet Riccaut auf die fremden Abenteurer hin, welche bloß um des unehrlichen Erwerbes willen in den preußischen Heeren, besonders in den Freibataillonen, sich zusammenfanden. — Durch das Drama „Minna von Barnhelm", in welchem sich die beiden Hauptpersonen, ein preußischer Major und ein sächsisches Fräulein, an Edelmut zu überbieten suchen, wollte der Dichter zugleich den Provinzialhaß zwischen den einzelnen Stämmen, der sich infolge des Siebenjährigen Krieges zwischen Sachsen und Preußen bis zu leidenschaftlicher Erbitterung gesteigert hatte, untergraben. Indem er eine Versöhnung der inneren Verstimmung herbeizuführen suchte, wollte er die Herzen für die höhere Idee eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes begeistern und das deutsche Nationalbewußtsein kräftigen. In diesem Sinne ist Minna von Barnhelm unser erstes Nationalbühnenstück, in welchem, wie Eduard Devrient († 1877 in Karlsruhe) in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" sagt, der Sieg bei Roßbach auf dem Felde der Dramatik wiederholt wurde. In den beiden ersten Akten stellt Lessing, wie Goethe ihm nachrühmt, ein unerreichbares Muster auf, wie ein Drama zu exponieren sei. Die Wirkung dieses Stückes, in welchem Zustände der damaligen Zeit getreu dargestellt wurden (solcher verabschiedeten Offiziere, solcher Offizierswitwen, wie die „Dame in Trauer", solcher Riccaut gab es viele) und deutsche Charaktere ungeschminkt auftraten, war außerordentlich, und seit Klopstocks Messias war kein zweites Werk mit solchem Enthusiasmus aufgenommen worden. Wie später Goethes Werther eine zahllose Menge von Nachahmungen fand, wie auf Götz eine Flut von Ritterstücken folgte, so rief Minna eine Menge von Soldatenstücken hervor.

Nachdem so der erste bedeutsame Schritt zu einem nationalen Drama geschehen, regte sich das Streben nach einer nationalen Bühne an verschiedenen Orten. Die Bühne in Leipzig, an welche Lessing so große Hoffnung geknüpft, hatte ihre Bedeutung verloren, dagegen waren es Wien und Hamburg, wo man eine Reform des Theaterwesens ernstlich versuchte. Um zur Begründung eines deutschen Nationaltheaters in Hamburg behilflich zu sein, wurde Lessing 1767 dahin berufen, zunächst als Theaterdichter, da er aber diese Stellung ablehnte, als Theaterkritiker. Die Frucht dieser Stellung ist die **Hamburgische Dramaturgie** (1767 bis 1769), die aus einer Reihe von Kritiken über 52 Theaterstücke besteht, unter welchen ungefähr zwei Drittel Übersetzungen aus dem Französischen sind (darauf war selbst die Hamburger Bühne, die doch ein Nationaltheater begründen wollte, zum größten Teile angewiesen). Leider wurden die von Lessing an Hamburg geknüpften Hoffnungen nicht erfüllt; die Schauspieler waren empfindlich, und das Publikum ohne Urteil. So schloß Lessing die Dramaturgie mit der bitteren Anklage, das Publikum habe nichts, ja noch Schlimmeres als nichts getan. Man habe den gutherzigen Einfall eines deutschen Nationaltheaters gehabt, ohne zu bedenken, daß die Deutschen noch gar keine Nation seien; beinahe könne man sagen, es sei der Charakter der Deutschen, keinen eigenen Charakter haben zu wollen. Dennoch war Lessings Wirksamkeit in Hamburg nicht ohne Segen; es wurden in der Dramaturgie die Grundsätze des Dramas mit einer Bestimmtheit festgestellt, wie dies vorher noch nicht versucht worden war. Es wurde jene Theaterzeitung zu einem klassischen Werke, mit dem eine neue Ära in der Geschichte der Dramatik begann. Lessing zeigt vor allem, daß die

bisherigen französischen Muster (die beiden Corneille, Voltaire, Diderot usw.) nicht geeignet seien, eine nationale Grundlage für das deutsche Drama abzugeben, da sie nicht nur dem deutschen Geiste widerstrebten, sondern auch dem Wesen der Kunst entgegen seien. Zwar behaupteten die Franzosen, daß ihr Theater auf das antike Drama gegründet und den Regeln des Aristoteles gemäß sei. Allein Lessing führte, indem er die Poetik des Aristoteles zur Grundlage nahm, den Beweis, daß die französischen Kunstrichter jenes Werk, das für ihn dieselbe Stelle einnimmt, wie Euklid in der Mathematik, falsch verstanden hätten. Er zeigte namentlich in Beziehung auf die drei sogenannten Einheiten, welche von den französischen Dramatikern streng beobachtet wurden, daß nur die Einheit der Handlung von wesentlichem Werte sei, die Einheiten der Zeit und des Ortes nur insoweit, wie sie durch jene bedingt werden. So wies Lessing den himmelweiten Unterschied des griechischen und französischen Dramas nach (namentlich in der Kritik über Voltaires Merope, Stück 36—50). Im Gegensatz zu Peter Corneille (dessen Rodogune er Stück 29—32 einer scharfen Kritik unterwirft), zu Voltaire, den er mit den schärfsten Waffen des Witzes geißelte und dessen Ansehen in Deutschland er erschütterte, wies er namentlich hin auf Shakespeare, der den Franzosen weit überlegen und für uns Deutsche neben den griechischen Dichtern mustergiltig sei. Er tut dies insbesondere in der Besprechung der Semiramis und Zaire von Voltaire, die sich Stück 10—12 und 15—16 findet, sowie in der Kritik von Weißes Richard III., Stück 72—83, wo er zugleich das Wesen der Tragödie eingehend behandelt, die nach Aristoteles Furcht und Mitleid erregen soll. Außer den genannten ist eine der bedeutendsten Kritiken die über Graf Essex von Thomas Corneille, Stück 22—25 und 54—59. Daß es bedenklich sei, christliche Märtyrer als Helden des Trauerspiels zu wählen, zeigt er bei Besprechung von Cronegks Olinth und Sophronia, Stück 1 und 2. Des von Gottsched (§ 45) verbannten Harlekin nimmt er sich an in Stück 18. Doch nicht allein auf die inneren Gesetze des Dramas erstreckt sich der Inhalt der Dramaturgie, sondern auch auf szenische Forderungen, auf musikalische Unterstützung und auf die Schauspielkunst; namentlich enthält sie über die letztere die feinsten Bemerkungen. Vor allem setzte die Hamburger Dramaturgie das Genie wieder in seine Rechte[1]).

Einige Jahre nach der Dramaturgie erschien das Trauerspiel **Emilia Galotti** (1772), worin Lessing die Erzählung des Livius von der Virginia in moderner Weise einkleidet. (Die erste Anregung erhielt er aus der spanischen Tragödie „Virginia" des Augustino de Montiano.) Aus der römischen Ge-

---

[1]) W. Cosack, Materialien zu Lessings Hamburger Dramaturgie, 2. Aufl., Paderborn 1891. — Friedrich Schröter und Richard Thiele (Erfurt), Lessings H. D. erläutert 2 Bände, Halle 1877—78; kleinere Ausgabe Halle 1895. — Für den Schulgebrauch haben dieselbe eingerichtet Joseph Buschmann (Bonn), 4. Aufl., Paderborn 1901; Adolf Lichtenheld, Wien; Martin Manlik, Leipzig 1895; und P. Primer (Frankfurt a. M.), Dresden 1897. — Friedrich Seiler, der Gegenwartswert der Hamburger Dramaturgie, Berlin 1901. — Unter den neueren Dramaturgien möge an dieser Stelle genannt und empfohlen werden Heinrich Bulthaupt (Bremen), Dramaturgie des Schauspiels, 4 Bände, Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung, 7. Aufl., 1900 ff. (Band 1 behandelt Lessing, Goethe, Schiller, H. v. Kleist; Band 2 Shakespeare; Band 3 Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube; Band 4 Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann).

schichte verlegt er den Stoff in die moderne Zeit, auf den Boden Italiens, und zwar ist der Schauplatz des Dramas der Hof eines kleinen italienischen Fürsten. Der Prinz von Guastalla, der bisher der Gräfin Orsina seine Gunst geschenkt, ist von der glühendsten Leidenschaft zu Emilia Galotti, der Tochter des Odoardo Galotti, erfüllt. Als er erfährt, daß dieselbe die Verlobte des Grafen Appiani sei, und daß ihre Vermählung nahe bevorstehe, setzt der Prinz alles daran, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Er nimmt zu diesem Zwecke die Dienste seines Kammerherrn Marinelli in Anspruch, der auf jede Weise den Appiani entfernen und die Hochzeit verhindern soll. Da der Graf einen ihm angetragenen Gesandtschaftsposten ablehnt, schlägt Marinelli einen anderen Weg ein, um zum Ziele zu gelangen. Er läßt durch Banditen den Wagen, in welchem Emilia mit dem Grafen Appiani zur Vermählung fährt, anfallen, den Grafen ermorden und Emilia auf das Lustschloß des Prinzen, nach Dosalo, führen. Dahin kommen auch ihre Mutter Claudia und ihr Vater Odoardo. Der Prinz nimmt die Miene eines Überraschten an, und indem er Emilia seiner Teilnahme versichert, verspricht er Untersuchung des Verbrechens. Allein die Gräfin Orsina, die verlassene Geliebte des Prinzen, welche gleichfalls in Dosalo eintrifft, klärt Odoardo über den ganzen schrecklichen Anschlag auf und reicht ihm den Dolch zur Rache. Der Vater weiß keinen andern Ausweg, die Ehre und Unschuld seiner Tochter zu retten, als dadurch, daß er sie dem Tode weiht. Emilia selbst, die sich mit Entsetzen in die Greuel des Lasters verwickelt sieht, fordert in dem letzten Gespräche, das sie mit ihrem Vater erlangt, von diesem den Tod und weiß sich nur so gerettet. So wurden des Prinzen und Marinellis Pläne schaudervoll vereitelt. Ob freilich der Prinz durch diesen Ausgang ernstlich gebessert und Marinelli gehörig gestraft ist, das läßt das Stück nur erraten. — Einstimmig ist die meisterhafte Charakterzeichnung der einzelnen Personen des Stückes bewundert worden. Der Prinz besitzt eine gewisse Liebenswürdigkeit, liebt auch die Kunst, freilich nur in sinnlicher, dilettantischer Weise (während der Maler Conti für das Ideal der Kunst begeistert ist); aber ohne Gefühle für seine Pflicht als Herrscher und ohne Bewußtsein von der Verantwortlichkeit seiner hohen Stellung (wie dies u. a. die Szene mit seinem Rat Camillo Rota beweist), findet er die Aufgabe seines Lebens nur im Genusse und ist bereit, seinen Launen alles zu opfern. Der Kammerherr Marinelli ist der hinterlistige Hofmann, herzlos, ohne Gefühl für Wahrheit und Recht. Jeder Laune seines Herrn dienend, ist ihm nichts heilig. Unter dem Schutze fürstlicher Macht weiß er durch Unverschämtheit, Lug, Hinterlist sein Ziel zu erreichen. Die Gräfin Orsina ist die leidenschaftliche Italienerin, beherrscht von den Gefühlen gekränkter Liebe und eifersüchtiger Erbitterung über eine ihr drohende Nebenbuhlerin. Die einst mächtige, nun verschmähte Geliebte des Prinzen sinnt auf Rache und würde selbst (wie der Dolch beweist, mit dem sie auf Dosalo erscheint) vor einem Morde nicht zurückschrecken, um die Untreue zu rächen. Odoardo ist ein starrer Ehrenmann im edelsten Sinne des Wortes, der sich nicht bücken, nicht kriechen und schmeicheln kann (Appiani nennt ihn das „Muster aller männlichen Tugend"); als eine heroische Natur bringt er der Tugend das größte Opfer. Von seiner Energie besitzt etwas seine durch Schönheit hervorragende Tochter Emilia, deren Hauptcharakterzüge Frömmigkeit und Gehorsam sind. Claudia endlich, die Mutter der Emilia,

ist eine eitle, gedankenlose Frau, die sich dadurch geschmeichelt fühlt, daß ihre Tochter so vom Prinzen ausgezeichnet wird, und die deshalb einen Teil der Schuld am ganzen Unglück trägt. — Emilia Galotti ist die erste große deutsche Tragödie, ein Muster strenger Gesetzmäßigkeit in der Anlage und Durchführung. Es ist hier nicht ein dunkles Geschick, sondern das Tun der Menschen, das den Faden spinnt, den Knoten schürzt und löst[1]).

Als Bibliothekar in Wolfenbüttel gab Lessing eine Reihe von Beiträgen zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Bibliothek heraus. Darunter befinden sich auch die von Hermann Samuel Reimarus (Professor der Mathematik in Hamburg, † 1768) verfaßten sogenannten **Wolfenbüttler Fragmente**, die einen Angriff auf das Christentum enthielten, dessen Eintritt in die Welt als ein Werk des Betrugs hingestellt wurde. Die Veröffentlichung verwickelte ihn in eine Fehde mit dem Hauptpastor Göze († 1786) in Hamburg, welcher Lessing hart angriff, in der Meinung, daß derselbe die in den Fragmenten ausgesprochenen Ansichten billige[2]). In den **theologischen Streitschriften** wider Göze (Parabel; Absagungsschreiben; Axiomata; Antigöze; Nötige Antwort) spricht Lessing die Ansicht aus, daß das Christentum auch ohne Bibel bestehen könne. Wie das Evangelium dagewesen sei, ehe es schriftlich aufgezeichnet wurde, so auch könnte alles, was die Evangelisten oder Apostel geschrieben haben, wieder verloren gehen, ohne daß die christliche Religion gefährdet sei[3]). Sein religiöses Glaubensbekenntnis aber legte Lessing in dem Drama nieder, das er mit Bezug auf diesen theologischen Streit schrieb, in **Nathan dem Weisen** (1779)[4]), worin er sich des fünffüßigen Jambus bedient, der seit-

---

[1]) Theodor Nölting, über Lessings E. Galotti, Wismar (Programm) 1878. — Zu einem andern Resultat gelangt Bernhard Arnold (Progr. von Chemnitz) 1880. — Denselben Gegenstand behandelt G. Buchholz (Grenzboten) 1881; Heidemann (Programm von Saarburg) 1881; E. Niemeyer (Programm von Dresden-Neustadt) 1878; H. Düntzer, 4. Aufl., 1895; Schulausgabe von H. Deiter (Hameln), 4. Aufl., Paderborn 1903; A. Rebhann (Brüx), 2. Aufl., Wien (Gräser) 1888; Ernst Gast (Zerbst), Gotha 1886; Raimund Dundaczek (Brünn), 2. Aufl., Wien (Hölder) 1888; Oskar Langer, Leipzig 1895; Max Hoferer, Bamberg 1895; L. Volkmann, Leipzig 1901. — Walther Böhme, Münster 1901; Friedrich Widder, Emilia Galotti und kein Ende (Programm), Lörrach 1897.

[2]) Für Göze ist in die Schranken getreten Georg (Reinhard) Röpe († 1887) in Hamburg, Joh. Melchior Göze, eine Rettung, 1860. Dagegen schrieb August Boden (großherzogl. hess. Hofrat, † 1871 in Erlangen), Lessing und Göze, 1862.

[3]) Karl Schwarz, G. E. Lessing als Theolog, 1854. Alexander Baumgartner, Lessings religiöser Entwicklungsgang, 1877, Paul Haffner, Studie über Lessing 1878 (katholischer Standpunkt).

[4]) Über Nathan den Weisen haben in neuester Zeit geschrieben: August Wilhelm Bohtz († 1880 in Göttingen) 1854 (Lessings Protestantismus und Nathan der Weise); Schiffmann 1855 (N. d. W. in seiner religiösen Bedeutung); Johann Gottfried Rönnefahrt (Stendal) 1863; Kuno Fischer, Lessing als Reformator der deutschen Literatur (Bd. 2: Nathan der Weise, 4. Aufl., 1880); D. Fr. Strauß 1864) (Vortrag); Eugen Trosien (Magdeburg), Berlin 1877 (Vortrag); Karl Werder, Vorlesungen über Lessings Nathan, Berlin 1892; G. Kettner, über den religiösen Gehalt von Lessings Nathan (Festschrift), Naumburg 1898, für die Schulen erläutert von Eduard Niemeyer, 2. Ausg., Leipzig 1887; Heinrich Düntzer, 4. Aufl., 1894; J. Buschmann, Paderborn 1899; Otto Pinower, Berlin 1902. Schulausgaben (Leipzig, Göschen) mit Anmerkungen von Denzel und Kratz in Stuttgart; Franz Prosch, Wien (Graeser) 1886; H. Deiter, Stuttgart 1886; J. Pölzl, 2. Aufl., Wien (Hölder) 1888; Albert Hamann, Leipzig 1891; Viktor Uellner, 2. Aufl., Berlin 1895

dem der eigentliche dramatische Vers wurde. Den Mittelpunkt des ganzen Stückes, wozu er die Anregung aus einer Novelle des Dekamerone von **Boccaccio** erhielt, bildet die Parabel **Von den drei Ringen** (3. Akt)[1]). Hiernach sind die drei monotheistischen Religionen einander gleich zu setzen, und das Wahre in jeder derselben ist die Toleranz, die Humanität, die Liebe und reinste Sittlichkeit. (Da sich der göttliche Ursprung irgend einer Religion nicht beweisen lasse, so bestehe die höchste Pflicht des Menschen nicht im Glauben, sondern in der Tugend.) Indem Lessing im Nathan die drei Religionen einander gleichstellt, ist er gegen die Vertreter der christlichen ungerecht geworden. Die Vertreter des Judentums und des Islams sind zwei durchaus ideal gehaltene Charaktere. **Nathan**, in welchem der Dichter dem reinen und sittlich hohen Charakter seines Freundes Moses Mendelssohn ein Denkmal setzte, besitzt die Kunst des rechten Rings, die Herzen zu gewinnen, er ist der Träger der Humanität, der Vertreter des religiösen Standpunktes, auf welchem Lessing stand, der über jede positive Offenbarung sich hinwegsetzenden, in der Liebe tätigen Vernunftreligion. Desgleichen ist **Saladin** eine durchaus edle, ideal angelegte Natur. Mit beiden Charakteren kann es keine von den Gestalten aufnehmen, welche das Christentum vertreten, keine einzige veranschaulicht den christlichen Geist in seiner Reinheit. Der **Klosterbruder** vertritt zwar ein edleres Christentum, ihm gelten Mitleid, Barmherzigkeit, Selbstverleugnung und Liebe als das Wesen der Frömmigkeit; allein er ist zu unfrei, unselbständig, gedrückt, er flieht die Welt und fürchtet zu sehr ihre Berührung, um als Vertreter der sittlichen Macht und Tiefe des Christentums gelten zu können. Der **Tempelherr** ist eine durchaus wahre und edle Natur, heldenmütig und voll Todesverachtung, aber schwermütig, abgeschlossen und religiös gleichgültig. **Dajas** christlicher Standpunkt ist ein beschränkter. In dem **Patriarchen** vollends, wozu der Hauptpastor Göze manche Züge leihen mußte, stellte Lessing das Gegenteil des Echtreligiösen, das Unduldsame, Dünkelhafte, die Heuchelei und Selbstsucht dar. Die Gerechtigkeit verlangte einen christlichen Charakter, der dem Nathan und Saladin ebenbürtig zur Seite stände. — Der Schauplatz der Handlung ist Jerusalem, wo alle drei Religionen neben einander bestehen. Die Zeit ist die der Kreuzzüge, aber die Gedanken der Humanität und Toleranz, von denen die Hauptpersonen beherrscht werden, gehören ganz der Zeit des Dichters an. — Einen verwandten Gedankeninhalt haben die philosophischen Gespräche „**Ernst und Falk**“ und „**Das Testament Johannis**“, sowie „**Die Erziehung des Menschengeschlechts**“.

Das Streben Lessings nach Wahrheit und Klarheit zeigt sich auch in der **Form**, und er erwarb sich in dieser Beziehung ein wesentliches Ver-

---

Oskar Netoliczka (Kronstadt), Leipzig 1893; Engelbert Ammer, Bamberg 1896; Rudolf Peters, Leipzig 1900; Englische Ausgabe von C. A. Buchheim, 4. Aufl., Oxford 1896.

[1]) Nach Prof. Adolf Tobler in Berlin enthält ein altfranzösisches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, das er unter dem Titel: Li dis dou vrai aniel, d. h. die Sage vom echten Ring (2. Aufl., Leipzig 1884) veröffentlichte, die älteste bekannte Aufzeichnung jener Parabel, woraus Boccaccio und später Lessing schöpfte. Dagegen hat August Wünsche (Dresden) in einem trefflichen Aufsatze (Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, S. 329 ff., Leipzig 1879) nachgewiesen, daß das jüdische Buch Schebeth Jehuda die älteste Quelle jener Parabel sei.

dienst durch Begründung und Ausbildung einer gediegenen deutschen Prosa[1]). Die Sprachweise Lessings vereinigt in sich alle Eigenschaften eines kunstgerechten Stils. Da findet sich kein hohles und unklares Pathos, kein Schwulst und Bombast, kein schiefer und „schielender" Ausdruck; vielmehr wählte er stets das einfachste und passendste Wort, den schlagendsten und treffendsten Ausdruck. Insbesondere versteht er es, seine Gedanken durch glücklich gewählte Bilder und Gleichnisse mit überraschender Anschaulichkeit und Klarheit hinzustellen[2]).

§ 49. Herder.

Johann Gottfried Herder, geb. den 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, der Sohn eines armen Schullehrers, mußte sich aus beschränkten Verhältnissen emporarbeiten. Nachdem sich der Prediger Willamow in Mohrungen, sowie dessen Nachfolger Trescho des schüchternen, empfindsamen und abgeschlossenen Knaben angenommen hatten, folgte derselbe einem russischen Regimentschirurgus Schwarzerloh nach Königsberg, von dem er die Chirurgie erlernen und später die Mittel zum Studium der Medizin in Petersburg erhalten sollte. Da er aber bei der ersten Operation, welcher er beiwohnte, in Ohnmacht fiel, entsagte er dem Studium der Medizin und vertauschte dasselbe mit dem der Theologie. Durch freundliche Unterstützung seiner Gönner, sowie durch Unterricht gelang es ihm, ohne jede Beihilfe seiner Eltern sein Studium zu vollenden. In Königsberg war einer seiner bedeutendsten Lehrer, dessen Vorlesungen er besuchte, der Philosoph Immanuel Kant (geb. 1724, † 1804 als Professor in Königsberg)[3]).

Dauernden Einfluß aber übte auf ihn Hamann, der an religiösem Tiefsinn alle seine Zeitgenossen übertraf und seines dunklen rätselhaften Stils wegen der Magus des Nordens genannt wird († 1788)[4]). Durch ihn

---

[1]) August Lehmann, Forschungen über Lessings Sprache, Braunschweig 1875.

[2]) W. Cosack (in Danzig), Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für Lessings Stil (Programm der Realschule), 1869.

[3]) Kant ist der Schöpfer eines neuen philosophischen Systems, der Vater der sogenannten kritischen Philosophie. Seine Hauptwerke sind die Kritik der reinen Vernunft 1781, Kritik der praktischen Vernunft 1787, Kritik der Urteilskraft 1790. Kant sucht nachzuweisen, daß es nicht möglich sei, die übersinnlichen Dinge mittelst der reinen Vernunft zu erkennen. Die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind Postulate der praktischen Vernunft (des Gewissens). Die wesentliche Grundlage und der Inhalt der Religion ist das Sittengesetz (der kategorische Imperativ). Die Kantische Philosophie fand bald Eingang in alle Wissenschaften und Literaturzweige, in die Poesie und ins Leben. Männer wie Herder, Hamann, Hippel, Goethe, vor allem aber Schiller gingen zu dem Königsberger Philosophen in die Schule und waren zum Teil seine begeisterten Bewunderer. — Emil Grosse, Aus Immanuel Kants Schriften, Berlin 1903.

[4]) Karl Hermann Gildemeister († 1875 in Bremen), Hamanns Leben und Schriften, 7 Bände 1857—1873. — Nach Roth, Hamanns sämtliche Schriften, 8 Bände, Berlin 1822—43, besorgte eine Ausgabe der Hauptwerke Hamanns Moritz Petri (Pastor in Dungelbeck, Hannover, † 1883), „Joh. G. Hamanns Schriften und Briefe, zu leichterem Verständnis im Zusammenhange seines Lebens erläutert", 4 Teile, 1870—74. — Julius Disselhoff (in Kaiserswerth), Wegweiser zu Johann Georg Hamann, 1870. — Hugo Delff (Husum), Joh. G. Hamann, Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen, mit Erläuterungen und einer biographischen Einleitung, 1873. — Poël, Hamann, der Magus des Nordens, 1874.

wurde Herder mit Shakespeare und Ossian bekannt und der Sinn für volkstümliche Dichtung in ihm rege gemacht. Von 1764 bis 1769 lebte er in Riga als Lehrer an der Domschule und seit 1767 als Prediger. Dieses Amt legte er nieder, um die bedeutendsten Erziehungsanstalten des Auslandes kennen zu lernen. Zur See reiste er von Riga nach Nantes und von da nach Paris. Diese Reise wurde der Wendepunkt seines Lebens. In Paris erhielt er den Antrag, den Prinzen von Holstein, der zum Trübsinn neigte, nach Italien zu begleiten. Herder nahm den Ruf an und ging über Hamburg, wo er mit Lessing zusammentraf, nach Kiel, wo er dem Prinzen vorgestellt wurde. Im Sommer 1770 trat er mit demselben sowie dessen Hofmeister die Reise an, und zwar über Hamburg, Hannover, Göttingen nach Darmstadt, wo er im Hause des Kriegsrats Merck seine zukünftige Gattin, Karoline Flachsland, kennen lernte, und kam von da nach Straßburg. Hier blieb Herder, indem er die Stellung, die ihm zuletzt unleidlich geworden war, aufgab, ein halbes Jahr, um sich von einem Augenübel heilen zu lassen. Zwar fand er die gesuchte Heilung nicht, gewann aber hier einen Freund an dem jungen Goethe, der damals in Straßburg die Rechte studierte und sich willig unter den reiferen Geist des durch seine Kränklichkeit verbitterten und reizbaren Herder beugte. Das Jahr darauf (1771) folgte Herder einem Rufe des Grafen Wilhelm von Bückeburg als Hofprediger, wo er bis 1776 lebte. In diesem Jahre erhielt er durch Goethes Vermittelung die Stelle eines Generalsuperintendenten in Weimar; er war der dritte bedeutende Dichter, der in diese Stadt gezogen wurde, wo er sich namentlich an Wieland anschloß.

Einen längst gehegten Plan führte er im Jahre 1788 aus, in welchem er eine Reise nach Italien unternahm, die er teilweise in Gesellschaft der Herzogin Amalie machte. In Weimar stieg Herder bis zum Präsidenten des Konsistoriums, und vom Kurfürsten von Bayern wurde er in den Adelsstand erhoben. Er starb nach längerer Krankheit den 18. Dezember 1803, als das erste Glied des Weimarischen Dichterkreises, das aus dem Leben schied.

Herders schriftstellerische Tätigkeit war überaus umfassend und erstreckte sich auf die Gebiete der Religion und Theologie, der Philologie, Philosophie, Geschichte, Ästhetik und Poesie; auf allen diesen Gebieten wirkte er anregend und belebend.

Seine literarische Aufgabe begann mit der **Kritik,** und zwar auf Anregung Lessings, dessen Gedanken er teils beschränken, teils weiter führen wollte. Schon in Riga schrieb er zwei Werke, welche den Zweck hatten, in der Literatur aufzuräumen und neue Gesichtspunkte für eine künftige Entwicklung aufzustellen, es sind dies seine **„Fragmente zur deutschen Literatur“** 1767, die sich als Zusätze zu Lessings Literaturbriefen ankündigten, und seine **„Kritischen Wälder“** 1769, von denen das erste Wäldchen durch Lessings Laokoon, die beiden folgenden durch einige Schriften von Klotz veranlaßt wurden. Freilich ist die Kritik Herders vielfach von der Lessings verschieden. Während diese auf dem Verstande beruht, stützt sich jene vorzugsweise auf die Empfindung und das Gefühl; während Lessings Sprache und Stil klar, leicht und durchsichtig sind, liebt Herder als ein gelehriger Schüler Hamanns eine schwunghafte, phantasievolle, bilderreiche Sprache und schrieb vielfach in einem dithyrambischen, den Regeln Hohn

sprechenden Stile. Wo Lessing, der große Dichter der Aufklärung, in scharfer Schlußfolgerung demonstriert, deklamiert Herder, der große Kritiker des Gefühlslebens, als glänzender Redner. Statt der kritischen Objektivität Lessings herrscht bei Herder eine scharf ausgeprägte Subjektivität vor, und er wird deshalb, wo er tadelt, leicht bitter, gereizt und höhnisch; wo er lobt, feurig und begeistert.

In den **Fragmenten** verlangt er vor allem Deutschheit, Volkstümlichkeit und Originalität der Schreibart; neben dieser Originalsprache aber auch Originaldichter. Wozu — fragt er — sollen wir immer Fremde nachahmen, als ob wir Griechen oder Römer wären? Laßt uns unsere Menschen nach unserer Gestalt malen, ohne poetische Farben aus einem fremden Himmelsstriche zu holen.

Von der Kunstpoesie unterschied er die Naturpoesie. Das Jünglingsalter der Sprache sei das poetische; da sei die Sprache kühn, reich, volltönend, ohne Schriftsteller, voll Bilder. Im Mannesalter der Sprache werde die Poesie zur Kunstpoesie und entferne sich von der Natur; aus der Liedersprache werde eine Büchersprache. Der vollkommenste Sänger der Natur ist ihm Homer, dessen Naturgesang er hoch über die Kunstpoesie des Virgil stellt. Indem Herder Natur- und Kunstpoesie einander gegenüberstellte, wurde erst ein richtiges Verständnis aller Poesie und aller Geschichte der Poesie gewonnen.

Wie in den Fragmenten, so redet er auch in den **Kritischen Wäldern** einer feinen und geschmackvollen Auffassung Homers das Wort und zeigt, worin das wahre Wesen des Epos bestehe. Er verwirft jene Methode, die alten Dichter nach den Sitten der Neuzeit zu beurteilen, und bekämpft namentlich die moderneu französischen Ausleger, welche den Geist des Altertums nicht verstehen. In den Kritischen Wäldern bespricht Herder zugleich Lessings Laokoon und kommt teilweise zu anderen Resultaten. Der Satz, daß die Poesie nur Handlungen darstellen, nicht malen dürfe, schien ihm die nordische und orientalische Poesie umzustoßen, und hier trägt Ossian den Sieg über Homer davon. — Freilich ist die Polemik, die Herder gegen den Laokoon übt, zum Teil nicht glücklich, und es vermochte seine phantasiereiche Kritik nicht mit der tiefen Klarheit der Lessingschen Auffassung zu wetteifern.

Neben Homer fand Herder wahre Naturpoesie in Ossian, den alten Volksliedern und Shakespeare. In diesem Sinne gab er mit Goethe die **„Blätter von deutscher Art und Kunst“** 1773 heraus. Es standen darin zwei Abhandlungen von Herder, die eine über Ossian und die Lieder der alten Völker, die andere über Shakespeare. Auch in diesen Blättern stellt Herder die Volks- und Naturpoesie über die Kunstpoesie und zeigt die musikalische Lyrik, die unmittelbare Wirkung, die individuelle Zeichnung, die Anschaulichkeit und Klarheit, die in den Volksliedern enthalten sei, während die Kunstpoesie, statt ein Erzeugnis der unbewußten Eingebung zu sein, auf unnatürlichem Regelwerk beruhe, über Gegenstände dichte, über die sich nichts denken und sinnen oder imaginieren lasse, Leidenschaften erkünstele, die man nicht habe, Seelenkräfte nachahme, die man nicht besitze.

Außer Homer, Ossian, Shakespeare und dem Volkslied fand Herder wahre Poesie in der Bibel, namentlich in der Sprache des Alten Testa-

ments. Mit der Poesie der Hebräer beschäftigte sich Herder insbesondere in den beiden folgenden Werken. Das eine ist die **„Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“**, worin er die Anfangskapitel des ersten Buches Mosis in ästhetischer Weise betrachtet und vor allem auf die sinnnige Bildersprache des Orients hinweist. In dem andern, **Vom Geiste der hebräischen Poesie“**, wird die poetische Sprache der Bibel charakterisiert, deren Wesen sinnliche Empfindung und Anschauung ist. Zugleich werden die verschiedenen Gattungen der Poesie besprochen, die Epik in den historischen Schriften, die Lyrik in den Schlacht- und Siegesliedern, die Hymnen in den Psalmen, die erotische Poesie im Hohenliede, die Elegie im Jeremias. Ebenso werden die Formen der Poesie, wie Rhythmus im Satzbau, Parallelismus der Glieder usw. behandelt.

An die mehr kritischen Werke reihen sich Herders **poetische Reproduktionen.** Nachdem er nämlich die Vorzüge der Naturpoesie vor der Kunstpoesie kritisch beleuchtet und den Sinn für das Volkslied erweckt hatte, gab er eine Sammlung vorzüglichster Volkslieder der verschiedensten Völker und Zeiten heraus, die zuerst 1788 erschien und später sehr oft wieder herausgegeben wurde unter dem Titel **„Stimmen der Völker in Liedern“.** Diese Lieder, wozu Griechenland und Italien, Frankreich, England und Spanien nicht minder, wie Grönland, Lappland, Esthland, ja selbst Peru und Madagaskar Stoff geliefert, sind nicht bloß übersetzt, sondern durch Nachbildungen fast zu eigenen Schöpfungen geworden. In diesem Hauptwerk tritt uns die wunderbare Fähigkeit Herders entgegen, sich mit Sinn und Sprache ganz und gar an fremde Gedanken und Anschauungen anzuschmiegen und sich liebevoll mit dem eigenen Geiste in den fremden zu versenken. Wenn Herder selbst es als den Vorzug des deutschen Charakters betrachtet, „daß er die Blüte des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärten Nation brechen dürfe“, so tritt uns diese Universalität des deutschen Wesens, diese Eigentümlichkeit des germanischen Charakters vorzugsweise an Herder entgegen.

Diese ungemeine Fähigkeit, das, was fremde Nationen Großes geschaffen, mit genialem Takte nach eigenem Geiste dichterisch umzugestalten, zeigte auch Herders letztes Werk, das er erst in seinem Todesjahre 1803 vollendete, **„Der Cid“.** Es sind darin eine Reihe von spanischen Romanzen, welche das Leben und die Taten des alten spanischen Nationalhelden Rodrigo Diaz, Grafen von Vivar († 1099 unter Alfons VI., schon bei Lebzeiten Cid, vollständig Cid el battal, Herr der Schlacht, und Campeador, unvergleichlicher Held genannt), besingen, zu einem epischen Ganzen vereinigt worden. Dasselbe zerfällt in vier Abschnitte: Cid unter Ferdinand dem Großen; unter Sancho dem Starken; unter Alfonso dem Tapferen; Cid zu Valencia und im Tode. Trotz der rauhen Zeit und des rauhen Kriegshandwerks erscheint der Cid als ein Muster aller ritterlichen Tugend, der Tapferkeit, Frömmigkeit, Wahrhaftigkeit, Freiheitsliebe. Die Romanzen selbst sind zum größten Teil nicht aus dem spanischen Original, sondern aus einer französischen Prosaübersetzung (welche 1783 in der Bibliothèque universelle des romans erschienen war) übersetzt [1]).

---

[1]) Reinhold Köhler († 15. August 1892 in Weimar), Herders Cid und seine französische Quelle, Leipzig 1867. Derselbe führt den Beweis, daß die Ansicht unserer

Zu den bedeutendsten **philosophisch-historischen** Schriften gehören die **„Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“.** In diesem poesiereichen Werke entwickelt Herder den Zusammenhang der Natur mit dem Menschenleben und macht den Anfang zu einer Philosophie der Geschichte. An dieses Werk schlossen sich seine **„Briefe zur Beförderung der Humanität“,** die gleichfalls der Erziehung und Bildung der Menschheit gewidmet sind. In denselben verfolgt er den Gedanken, daß die Menschheit einer steten Entwicklung fähig und der höchste Zweck der Menschennatur die Humanität sei [1]).

Herders **eigene Gedichte,** die meist den Reim verschmähen, haben größtenteils einen lehrreichen Inhalt in einer oft harten und ungelenken Form. Hervorzuheben sind: „Träume der Jugend“ — „Die Lerche“ — „Das Flüchtigste“ — „Das neue Lied“ — „Das Saitenspiel“ — „Der Eistanz“ — „Am Meere bei Neapel“ und die Parabel „Die Morgenröte“. Ein großes Verdienst erwarb er sich durch seine **Legenden,** insofern er diese lange vergessene Gattung, „diese zarten Schöpfungen frommer Phantasie“, wieder in unsere Literatur einführte (z. B. „Der gerettete Jüngling“ — „Die wiedergefundenen Söhne“ — „Die Fremdlinge“ — „Der Tapfere“). In seinen **Paramythien** hat er griechische Mythen zu allegorischen Zwecken benutzt (z. B. „Das Kind der Sorge“ — „Nacht und Tag“).

So war Herder kein bedeutender produktiver Genius, er war nicht selbst Schöpfer unvergänglicher Geisterwerke; wohl aber war er eine poetische Natur, die es vermochte, jedes Schöne und Poetische nachzuempfinden und nach Inhalt und Form nachzubilden. Er hat das Verständnis für wahre Poesie eröffnet und auf den verschiedensten Gebieten belehrend und anregend gewirkt. Das letzte Ziel aller Arbeit aber war ihm die Bildung der Menschheit, und mit Recht faßt seine Grabschrift das Ziel seines Lebens in die Worte zusammen, die auch seinen Siegelring zierten: „Licht, Liebe, Leben“ [2]).

---

namhaften Literarhistoriker, Gervinus, Vilmar, Goedeke usw., und selbst genauere Kenner der altspanischen Literatur, wie Clarus, Lemcke, wonach Herders Cid für eine ganz selbständige, von fremdem Einflusse unabhängige Umdichtung altspanischer Romanzen galt, fortan in etwas anderem Lichte zu betrachten sei. Mit Ausnahme von 14 Romanzen (54—61, 64—66, 68—70) stammen dieselben aus einer französischen Quelle. Übrigens hat R. Köhler diese merkwürdige Entdeckung zuerst ausgesprochen gefunden in einem französischen Werke La Légende du Cid, Paris 1866. — Voegelin, Herders Cid mit seiner spanischen und französischen Quelle, 1879. — E. Niemeyer, Herders Cid, Crefeld 1857. — Schulausgaben von Karl Jauker (Graz), Wien (Graeser) 1857; Wilhelm Buchner († 1900 in Eisenach); Hans Lambel, 2. Aufl., Wien (Hölder) 1888; Karl Redlich (in Suphans Ausgabe der Werke Herders); H. Düntzer, 3. Aufl., Leipzig 1894; P. Schwarz (Celle), 3. Aufl., Paderborn (Schöningh) 1901; Albert Hamann (Berlin) Leipzig 1891; Karl Holdermann, Berlin 1892; Ernst Naumann, Stuttgart 1894; A. Edel, Bamberg 1894; Rudolf Reichel, Leipzig 1895; Ernst Wasserzieher, Münster 1902.

[1]) R. Franz, Herder, ausgewählte Prosa, Bielefeld 1895. — J. Löber (Marburg), Herderbuch, Leipzig 1898.

[2]) Herders Biographie von Rudolf Haym (Professor in Halle, † 1901), 2 Bände, 1880—1885, und Eugen Kühnemann, München 1895. — Herders sämtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan, 32 Bände, Berlin 1877—93.

§ 50. Sturm- und Drangperiode [1].

In den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts (ungefähr um die Zeit, wo der Göttinger Dichterbund sich bildete) fand auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Poesie eine gewaltige Umwälzung statt. Auf dem Gebiete der Religion suchte man sich über alles Positive hinwegzusetzen und eine Vernunftreligion zu stiften, die der auf sich selbst gestellte Mensch aus sich herausspinnt. Im Erziehungswesen fanden die Rousseauschen Ideen von der Rückkehr zum Naturgemäßen eifrige Anhänger und Vertreter. Namentlich baute Basedow die Pädagogik auf Rousseausche Ideen und gründete Philanthropine. In der Kunst hatten Winckelmann und Lessing neue Gesetze gegeben. Auch auf dem Gebiete der Poesie erfolgte in dieser Zeit ein gewaltiger Umschwung. Wie auf andern Gebieten wollte man auch hier mit aller geschichtlichen Überlieferung brechen, alle Gesetze und Regeln, die bisher gegolten, abstreifen und die unbedingte Freiheit des Subjekts walten lassen. Auf diese Weise wollte man etwas durchaus Neues, Originelles und Ursprüngliches schaffen. Genialität und Originalität waren die Losungsworte der Zeit. Man nennt sie daher mit Recht die Periode „der Original- und Kraftgenies“, oder nach einem Drama von Klinger die „Sturm- und Drangperiode“. Als höchstes Muster galt Shakespeare, und außer ihm ging man auf die Urdichtung, auf das Volkslied, auf Homer zurück. Mit Begeisterung begrüßte man auch die von James Macpherson bekannt gemachten Gedichte Ossians (§ 45), sowie die Sammlung altenglischer Balladen von Percy. Bei diesem Streben nach Genialität und Originalität kamen jedoch die größten Verirrungen zum Vorschein. Viele dieser Kraftgenies suchten die Originalität in Zügellosigkeit und Regellosigkeit, und wie sie auf poetischem Gebiete sich von allen Gesetzen befreiten, so auch auf dem konventionellen und sittlichen. Daher kam es, daß manches nicht unbegabte Talent im wilden, zügellosen Treiben zu Grunde ging. Zu diesen Kraftgenies gehörten:

Jacob (Reinhold) Lenz [2]) aus Livland (geb. 12. Januar 1751), der zu den Straßburger Freunden Goethes gehörte. Er besaß kein unbedeutendes Dichtertalent, aber seine wilden Leidenschaften, die er nicht zu bändigen verstanden, richteten ihn zu Grunde, so daß er in Moskau in bitterster Armut und im Wahnsinn starb (24. Mai 1792). Seine Dramen (z. B. „Der Hofmeister“, „Die Soldaten“ usw.), in denen das Barock-Komische mit dem Tragischen, das Lächerliche mit dem Grausigen sich verbündet, sind nur Karrikaturen, die an Regellosigkeit ihresgleichen suchen.

Maximilian Klinger, ein Sohn armer Eltern aus Frankfurt a. M. (geb. 17. Februar 1752), der sich durch Mut und Kraft zu hohen Stellungen emporrang und als Generalleutnant und Kurator der Universität Dorpat 9. März 1831 starb. Er war gleichfalls einer von den Jugendfreunden Goethes, der ihn in seiner Selbstbiographie vortrefflich charakterisiert. Durch sein 1775 erschienenes Schauspiel „Sturm und Drang“ gab er der

---

[1]) Stürmer und Dränger, herausgegeben von A. Sauer, 3 Teile (Kürschners deutsche Nat.-Lit., Band 8, 10, 12).

[2]) Monographie von O. F. Gruppe, 1861, und Paul Theodor Falk, 1878 (letzterer weist u. a. nach, daß 1751 sein Geburtsjahr und Jacob sein Rufname war). — Die Gedichte von Lenz gab heraus Karl Weinhold, Berlin 1890.

ganzen Periode den Namen. Seine größte Berühmtheit aber erlangte er durch sein Trauerspiel „Die Zwillinge“, mit welchem er über Leisewitz (Julius von Tarent) siegte und den von Schröder in Hamburg ausgesetzten Preis für ein bestes auf der Bühne leicht aufführbares Originalstück gewann (§ 47). Außer diesen schrieb er noch zahlreiche Dramen von ungleichem Werte. Während er früher das Grauenhafte und Schreckliche über Gebühr häufte und eine regellose Form der Beobachtung feststehender Kunstregeln vorzog, zeichnen sich spätere Dramen, wie „Der Schwur“ und „Die falschen Spieler“ aus durch Reichtum an Weltbeobachtung und Kenntnis des gesellschaftlichen Lebens. Ein geniales dramatisches Werk ist insbesondere seine „Medea“. Auch mancherlei Romane schrieb Klinger. Während in „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt“ grausige Bilder menschlichen Verderbens in allen Lebensverhältnissen dargestellt werden, spricht sich in anderen eine glühende Begeisterung aus für alles Hohe und Edle [1]).

Friedrich Müller, gewöhnlich Maler Müller genannt, geb. 13. Januar 1749 in Kreuznach, † 23. April 1825 als königlich bayrischer Hofmaler in Rom. Er war nicht ohne Talent, aber zuchtlos und voll ungestümer Kraft. Auch er schrieb einen Faust, wie denn überhaupt dieser Stoff ein Lieblingsgegenstand der Zeit, insbesondere der Sturm- und Drangperiode war. Müllers Faust hat mit dem Goetheschen nur die Unersättlichkeit des Genusses gemein, das Ganze ist aber ein unkünstlerisches und zerfahrenes Stück (Schilderung des wüsten, versunkenen Lebens. Müllers Faust übergibt sich dem Teufel, um sich aus seinen Schulden zu retten; er fordert von Mephistopheles nur ein ausschweifendes Wohlleben). Szenen von gräßlicher Naturwahrheit finden sich in seinen beiden Schauspielen „Golo und Genovefa“ (ein Lieblingsstoff des Dichters, auch in Balladen und Idyllen von ihm bearbeitet) [2]) und „Niobe“. Mehr Glück hatte er auf dem Gebiete der Idylle, worin er, ähnlich wie Voß im Gegensatz zu Geßner, das wirklich ländliche Leben volksmäßig darstellt. So bieten die „Schafschur“ und das „Nußkernen“ treue Bilder des pfälzischen Bauernlebens, wobei freilich manches Rohe und Häßliche mit unterläuft. Unvergessen bleiben wird sein Lied: „Soldatenabschied“ (Heute scheid' ich, heute wandr' ich) [3]).

Christian (Friedrich Daniel) Schubart aus Schwaben, gleichfalls ein regelloses Talent, teilte das wüste Leben mit den Originalgenies (geb. 13. April 1739 zu Obersontheim in der Grafschaft Limburg, † 10. Oktober

---

[1]) Oskar Erdmann, über Klingers dramatische Dichtungen, Königsberg 1877. — Max Rieger (Darmstadt), Klinger in der Sturm- und Drangperiode, Darmstadt 1880. Klinger in seiner Reife, Darmstadt 1896. — Erich Schmidt, Lenz und Klinger, 1878.

[2]) Denselben Stoff haben u. a. auch Tieck und Hebbel behandelt. Während die Genovefa Tiecks mit ihrer breiten Romantik und verschwommenen Sentimentalität mehr an romantische Muster erinnert, läßt sich in der Kraft und Leidenschaft von Müllers Drama der Einfluß Shakespeares nicht verkennen. Unter allen Bearbeitern verdient Fr. Hebbel den Vorzug, weil in dessen Tragödie eine folgerichtige dramatische Entwickelung herrscht und der Konflikt der Handlung in den Charakter des Golo selbst verlegt ist, während in Müllers Stück Golo nur ein gehorsamer Sklave ist, den ein dämonisches und gewaltiges Weib, Mathilde, wie am Faden lenkt. Auch Raupach und Ludwig behandelten den Stoff. Bruno Golz, Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung, Leipzig 1897.

[3]) Dichtungen von Maler Müller, herausgegeben von Hermann Hettner, Leipzig (Brockhaus) 1868, 2 Teile. — Zur Lebensgeschichte des Dichters. Von Richard Oertel (Programm des Gymnasiums von Wiesbaden 1875). — Bernhardt Seuffert (Würzburg), Maler Müller, 1877.

1791 in Stuttgart). Seinen Tyrannenhaß büßte er mit zehnjähriger Haft auf Hohenasperg. Die glühendste Freiheitsliebe atmet vor allem sein Gedicht „Die Fürstengruft“ („Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer“ usw.). Außer diesen sind die bekanntesten und wertvollsten seiner Gedichte: „Der ewige Jude“ („Aus einem finstern Geklüft Karmels kroch Ahasver“); „Hymnus auf Friedrich den Großen“ („Als ich ein Knabe noch war und Friedrichs Tatenruf über den Erdkreis scholl: Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes“); „Das Kaplied“ (Abschiedsgesang der vom Herzog Karl Eugen an die Holländer verkauften Soldaten). In einfachen und ergreifenden Worten schildert er sein trauriges Los in dem Lied „Der Gefangene“. Schubart machte durch seine Gedichte wie durch sein Schicksal den mächtigsten Eindruck auf das jugendliche Gemüt Schillers [1]).

Die gährenden Elemente der Sturm- und Drangperiode finden wir auch in unseren größten deutschen Dichtern wieder, in Herder nicht minder, wie in Goethe und Schiller, allein diese gingen nicht darin unter, sondern überwanden jene Periode und verstanden es, sie künstlerisch zu gestalten.

Goethe [2]).

§ 51. Goethes erste Dichterperiode 1749—1775.

(Johann) Wolfgang Goethe wurde geboren den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main. Von seinem Vater Johann Kaspar († 1782), einem wohlhabenden Privatmanne mit dem Titel „Kaiserlicher Rat“, erbte er „die Statur“, jene Ordnungsliebe und ernste Ruhe, welche die Grundlage der

---

[1]) Gustav Hauff, Christian Fr. D. Schubart in seinem Leben und seinen Werken, Stuttgart 1885.

[2]) George Henry Lewes († 1878 in London), Goethes Leben und Schriften. Aus dem Englischen von Julius Frese († 1883 in Zürich), 18. Aufl. (besorgt von Ludwig Geiger), Stuttgart 1900, 2 Bände. — Karl Rosenkranz († 1879 in Königsberg), Goethe und seine Werke, 2. Aufl., 1856. — J. W. Schäfer, Goethes Leben, 3. Aufl., 1877, 2 Bände. — H. Viehoff, Goethes Leben, 5. Aufl., 1877. — K. Goedeke, Goethes Leben und Schriften, 2. Ausgabe, 1877. — Otto Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung, 1887. — Hermann Grimm († 1901 in Berlin), Vorlesungen über Goethe, 7. Aufl., Stuttgart 1903, 2 Bände. — H. Düntzer, Goethes Leben, 2. Aufl., 1882. — Julian Schmidt († 1886 in Berlin), Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit, 1886 ff., 5 Bände. — Hermann Hettner, das klassische Zeitalter der deutschen Literatur, 4. Aufl., 3 Bände, 1894. — Karl Heinemann, Goethes Leben und Werke, 2. Aufl., 2 Bände, Leipzig 1899. — S. M. Prem (Graz), Goethe, 3. Aufl., Leipzig 1900. — Albert Bielschowsky, Goethes Leben, 2 Bände, München 1895 u. 1904. — Eugen Wolff, Goethes Leben und Werke, Kiel 1895. — Richard Meyer, Goethe, 2. Aufl., Berlin 1898. — Julius Haarhaus, J. W. Goethe, Leipzig (Reclam). — Franz Thalmayr (Linz), Goethe und das klassische Altertum (im Zusammenhange mit dem Lebensgange des Dichters), Leipzig 1897. — Von den zahlreichen Ausgaben der Werke Goethes mögen die von G. Hempel in Berlin in 36 Teilen (23 Bänden) veranstaltete, von W. von Biedermann, Heinrich Düntzer, S. Kalischer, Gustav von Loeper († 1891 in Berlin) und Friedrich Strehlke besorgte und die bei Max Hesse in Leipzig erschienene, von Ludwig Geiger bevorwortete (44 Bände) genannt werden. — Eine neue mustergiltige Ausgabe erscheint im Auftrage der Großherzogin Sophie († 1897) in 4 Abteilungen in Weimar (Böhlau) seit 1887. — Goethe-Jahrbuch, herausgegeben von Ludwig Geiger, Frankfurt a. M. 1880 ff.

Kunst ist; von seiner Mutter, der Frau Rat (Katharina Elisabeth, † 1808, Tochter des Schultheiß Textor), die lebhafte Phantasie und das ausgezeichnete Erzählertalent [1]). Was der Dichter beiden verdankt, hat er ausgesprochen in den Worten: „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zu fabulieren." Seine Geburtsstadt mit dem ausgebreiteten Handel, den jährlichen Messen, den geschichtlichen Denkmälern bot dem Knaben die vielseitigste Gelegenheit zu objektiver Anschauung und enthielt so unendlich vieles, um den Dichtergenius des Knaben zu wecken und mit einem reichen Inhalt zu erfüllen. Neue Anschauungen wurden dem Knaben zugeführt, als Frankfurt während des Siebenjährigen Krieges eine französische Besatzung erhielt und ein Teil des Goethischen Hauses vom Königsleutnant Graf Thoranc bezogen wurde [2]). Da der kunstliebende Graf eine Reihe von Bildern von den geschicktesten Malern unter seinen Augen ausführen ließ, kam der Knabe mit diesen Künstlern in nahe Berührung und wurde so auf das Gebiet der Malerei hingewiesen. Zugleich war den fremden Gästen ein französisches Theater gefolgt, welches die Aufmerksamkeit des jungen Goethe auf die Schauspielkunst lenkte und ihn veranlaßte, sich mit den Werken der berühmtesten französischen Dramatiker und den Grundsätzen der französischen Dramaturgie bekannt zu machen. Auch die im Jahre 1764 erfolgte Wahl und Krönung Josephs II. diente dazu, den Gesichtskreis des Knaben zu erweitern. Den Unterricht leitete der Vater selbst, der namentlich die Selbständigkeit des Knaben zu wecken und nicht sowohl das Gedächtnis als den Verstand zu beschäftigen suchte. Eine Art Roman in Briefen, die der junge Goethe in sieben Sprachen verfaßte, gab ihm Gelegenheit, sich im schriftlichen Ausdruck des Lateinischen, Griechischen, Französischen, Englischen, Italenischen, Deutschen und des Frankfurter jüdischen Dialektes zu üben. Dieses Judendeutsch führte ihn zum Studium des Hebräischen und zu einer fleißigen Beschäftigung mit dem Alten Testament und der Bibel überhaupt. („Ich für meine Person — bekannte Goethe — hatte die Bibel lieb und wert, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig.") Unter den deutschen Dichtern war es namentlich Klopstock, dessen „Messias" ihn mächtig ergriff. Er selbst dichtete in seiner Jugend eine Anzahl geistlicher Oden und Lieder, unter denen das „Die Höllenfahrt Christi" betitelte das älteste ist, das in Goethes Werken sich findet [3]). Außerdem entstand als die Frucht seiner hebräischen Studien ein biblisches Gedicht über Joseph und seine Brüder.

Nachdem so der Knabe bei äußerem Wohlstande unter günstigen Verhältnissen und unter der sorgfältigen Pflege der Eltern herangewachsen, bezog

---

[1]) Frau Rat. Briefwechsel von K. E. Goethe, mitgeteilt von Robert Keil (Weimar), 1871. — Karl Heinemann, Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen, 6. Aufl., Leipzig 1900. Derselbe hat auch die Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia neu herausgegeben und erläutert, Leipzig 1889. — Felicie Ewart, Goethes Vater, Hamburg 1899.

[2]) Daß Thoranc richtiger ist als Thorane, weist nach Martin Schubart († 1899 in München), François de Théas comte de Thoranc, Goethes Königsleutnant, Dichtung und Wahrheit, drittes Buch. Mitteilungen und Beiträge, München 1896.

[3]) Michael Bernays hat in seinem im Verein mit Salomon Hirzel († 1877 in Leipzig) herausgegebeuen Buche „Der junge Goethe", 2. Ausgabe, Leipzig 1877, 3 Bände, die Briefe und Dichtungen von 1764—1776 chronologisch geordnet und in ihrer ursprünglichen frühesten Fassung wiederhergestellt.

er 1765 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren[1]). Doch fand er zunächst an den juristischen Vorlesungen kein Interesse, ebensowenig an den philosophischen; auch das literar-historische Kollegium Gellerts vermochte ihn nicht zu fesseln. Dagegen brachte ihm die feine städtische Sitte der Leipziger Gesellschaft, in die er eingeführt worden war, großen Gewinn. Außerdem studierte er mit dem größten Eifer die Kunst, wofür schon im Vaterhause durch allerhand Abbildungen von Roms Denkmälern der Sinn geweckt worden war. Sein Lehrer Öser, der Direktor der Leipziger Kunstschule, führte ihn in die Kunstgeschichte ein und erschloß ihm das Verständnis von Winckelmanns Werken und Lessings Laokoon. Ein Besuch in der Bildergalerie zu Dresden brachte ihm die Kunst durch lebendige Anschauung näher. In Leipzig schrieb Goethe auch seine ersten noch erhaltenen dramatischen Versuche, **„Die Laune des Verliebten“** 1767 und **„Die Mitschuldigen“** 1768. Das erste einaktige Stück fand seine Veranlassung in einem durch Eifersucht aufgelösten Liebesverhältnisse. Das zweite dreiaktige Drama war eine Folge der Einsicht in das Sittenverderbnis des Familienlebens, die er teils in seiner Vaterstadt, teils in Leipzig gewonnen hatte. Beide Lustspiele sind noch in französischem Geschmack und in französischer Form, in Alexandrinern, gedichtet. Aber wenn auch Goethe damals noch an den überlieferten Formeln und Regeln festhielt, so zeigte sich doch schon hier die Eigentümlichkeit seiner Dichternatur, insofern er den Quell seiner Dichtung im Gemüt fand. Beide Stücke geben davon Zeugnis, wie Goethe schon damals bestrebt war, alles, was ihn freute oder quälte, poetisch zu erfassen, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich abzuschließen, durch künstlerische Darstellung sich wie von einer Last zu befreien. Weil Goethe so nur dem Selbsterlebten einen poetischen Ausdruck gab, nennt er alle seine Gedichte Gelegenheitsgedichte oder „Bruchstücke einer großen Konfession“.

Ende des Sommers 1768 kehrte Goethe krank von Leipzig nach Frankfurt zurück, um im elterlichen Hause seine Gesundheit wieder herzustellen. Während seiner Genesung wurde er durch eine Freundin seiner Mutter, Fräulein von Klettenberg, deren Frömmigkeit einen etwas krankhaften Charakter trug[2]), sowie durch seinen Arzt mit allerlei geheimnisvollen kabbalistischen und alchimistischen Büchern bekannt und machte auf diesem Gebiete allerhand Experimente, deren Spuren sich noch im Faust erkennen lassen. Nachdem er seine volle Gesundheit und Jugendkraft wieder erlangt, begab er sich im Frühling des Jahres 1770 nach Straßburg, um hier nach dem Willen seines Vaters die juristischen Studien zu vollenden[3]). Doch hörte er neben den juristischen auch allerhand medizinische und naturwissenschaftliche Vorlesungen, wie denn seine Tischgenossen vorzugsweise Mediziner waren. Zu seinen Straßburger Freunden gehörten außer dem unglücklichen Lenz (§ 50) und dem liebenswürdigen Lerse, dem Goethe

---

[1]) Woldemar Freiherr von Biedermann († 1903 in Dresden), Goethe und Leipzig, 2 Teile, Leipzig (Brockhaus) 1865. — Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre, Leipzig 1899.

[2]) Hermann Dechent (Frankfurt a. M.), Goethes schöne Seele, Susanne Katharina von Klettenberg. Ein Lebensbild, Gotha 1896.

[3]) G. A. Müller, Goethe in Straßburg.

später im Götz ein Denkmal setzte, namentlich der kindlich fromme Jung-Stilling[1]).

Von dem bedeutendsten Einfluß aber auf Goethe war die Bekanntschaft mit Herder, der ihm, obgleich er nur um fünf Jahre älter, doch an Erfahrung, Selbständigkeit und Reife weit überlegen war. Goethe selbst bezeichnet die Verbindung mit Herder als das bedeutendste Ereignis, welches für seine Geistes- und Charakterentwicklung die wichtigsten Folgen haben sollte. Er lernte nun verstehen, daß die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe sei, nicht das Erbteil einiger feingebildeten Männer. Durch Herder wurde er auf die Volksdichtung, auf die Poesie der Hebräer, auf Homer und Ossian (den Gesang „Selma“ hat er übersetzt und seinem Werther einverleibt), auf die Genialität Shakespeares, sowie auf Goldsmiths „Landprediger von Wakefield“[2]) hingewiesen. Ein solch liebliches Familienbild, wie es Goldsmith in diesem Werke entwirft, lernte Goethe bald in dem Hause des Pfarrers Brion von Sesenheim unweit Straßburg in Wirklichkeit kennen, und seinem Verhältnisse zu der jüngeren Tochter des Hauses, Friederike, verdanken wir eine Anzahl der gefühlvollsten Lieder[3]). Damals dichtete er: „Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!“ — „Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!“ — „Kleine Blumen, kleine Blätter“; vor allem aber das schöne Mailied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“ — Einen gewaltigen Eindruck auf Goethe machte das Straßburger Münster, und war er bisher von Vorurteilen gegen die gotische Architektur befangen gewesen, so erfüllte ihn dieser Bau mit Staunen; er lernte jetzt den Geist der altdeutschen Baukunst erfassen und legte die Eindrücke, die er damals empfangen, nieder in dem Aufsatze: „Von deutscher Baukunst“. Inzwischen hatte er sich den juristischen Doktorgrad erworben und ging nun auf kurze Zeit nach Frankfurt, wo er seinen Freund Schlosser, den er schon in Leipzig kennen gelernt, seinen nachmaligen Schwager, wiederfand. Durch ihn wurde er dem Kriegsrat Merck in Darmstadt zugeführt, der auf Goethes Entwicklung von bedeutendem Einflusse war, durch seine scharfe beißende Kritik ihn von überspannter Genialität zurückhielt und ihn namentlich bei seinen Produktionen

---

[1]) Von armen Kohlenbrennern abstammend lernte er das Schneiderhandwerk, vertauschte dasselbe mit dem eines Schulmeisters, studierte dreißig Jahre alt noch Medizin in Straßburg, gewann als Augenarzt einen bedeutenden Ruf, trieb dann kameralistische Studien und bekleidete zuletzt die Professuren der Staatswirtschaft in Marburg, sowie in Heidelberg und starb 1817 in Karlsruhe. Seine Lebensgeschichte „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft“ zeichnet sich aus durch Einfachheit der Darstellung, sowie durch Tiefe der Empfindung und Wahrheit der christlichen Erfahrung.

[2]) Der Vicar of Wakefield von Olivier Goldsmith (geb. 1728, † 1774), erschien 1766. Eine Jubiläumsausgabe veranstaltete Otto Roquette 1866 mit einer biographischen, kritischen und literarischen Einleitung, englischem Text und deutscher Übersetzung von Susemihl, sowie Illustrationen von Ludwig Richter. — Mit Ausnahme des Robinson Crusoe ist wohl kein englisches Buch beliebter und allgemeiner verbreitet, als der Landpfarrer von Wakefield, worin uns der vollste Zauber häuslichen Stillebens und eine vortreffliche Kleinmalerei entgegentritt.

[3]) Philipp Ferdinand Lucius (Pfarrer in Sesenheim, † 1885), Friederike Brion von Sesenheim, 2. Aufl., 1878. — Jakob Leyser († 1897 in Neustadt a. d. Haardt), Goethe zu Straßburg, 1871. — P. Th. Falck, Friederike Brion von Sesenheim, Neustadt a. d. H. 1884. — Heinrich Düntzer, Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit (gegen das Pamphlet von Froitzheim gerichtet), Stuttgart 1893. — Gustav Müller, Sesenheim, wie es ist, und der Streit über Friederike Brion, Brühl 1894.

zum Abschluß trieb. Um sich mit dem deutschen Staats- und Zivilrecht bekannt zu machen, ging Goethe im Frühjahre 1772 nach Wetzlar und arbeitete hier vier Monate am Reichskammergericht [1]). Von da kehrte er nach Frankfurt zurück, und hier erschien 1773 das Schauspiel „Götz von Berlichingen", womit Goethe seinen Ruhm als Dichter begründete. Darauf folgte dann 1774 der größtenteils in Briefform verfaßte Roman: „Die Leiden des jungen Werther".

Götz von Berlichingen ist ein Werk der Sturm- und Drangperiode, zu dem Goethe den Stoff aus einer Selbstbiographie des alten fränkischen Ritters aus dem 16. Jahrhundert († 1562) nahm [2]). In der Form ahmt er Shakespeare nach, den er an Regellosigkeit überbietet. Schon in Straßburg hatte er sich mit dem Stoffe beschäftigt und die Geschichte des Ritters mit der eisernen Hand dramatisiert (erst viel später gedruckt). Diese erste Bearbeitung wurde dann umgearbeitet und unter dem Titel „Götz von Berlichingen, ein Schauspiel" im Selbstverlag gedruckt (1773), wobei er die Einsicht, die er am Reichskammergericht in Wetzlar über die Schwäche und Zerrüttung des Deutschen Reiches gewonnen, verwertete. Daran reihte sich später in Weimar eine dritte Bearbeitung für die Bühne [3]). Das Stück stellt den Konflikt der alten selbständigen Reichsritterschaft dar mit der neuen Ordnung der Dinge. In Götz tritt uns das scheidende Mittelalter mit seiner ritterlichen Treue und Tugend, in dem bischöflichen Hofe zu Bamberg die hereinbrechende Kulturwelt mit ihren Ränken, ihrer Falschheit und Tücke entgegen. Götz ist ein Ritter nach alter Art, dem die kürzlich aufgekommenen Reichsgerichte ein Greuel sind, der durch eigene Kraft die Bedrängten schützt und jede Übeltat rächt. Allein die Zeit des Rittertums ist vorüber, und indem Götz diesen Verfall aufhalten und sich der neuen Ordnung der Dinge nicht fügen will, geht er zu Grunde. Von den Exekutionstruppen, die das Reich gegen ihn sendet, wird er auf seiner Burg in Jaxthausen belagert und heimtückisch gefangen genommen. Nur gegen das Versprechen, fernerhin ruhig auf seiner Burg zu leben und Urfehde zu schwören, erhält er seine Freiheit wieder. Da brechen die Bauernaufstände los, und in der Hoffnung, daß er die Wut der Aufständischen zügeln und so dem Reiche einen Dienst leisten könne, übernimmt Götz das Führeramt, das die Bauern ihm aufnötigen. Dadurch lädt er den Schein der Empörung auf sich und gibt seinen Feinden die Mittel in die Hand, ihn durch einen Achtsbefehl zu vernichten. Götz wird verwundet und gefangen und beschließt sein Leben im Kerker mit dem Bewußtsein, seine

---

[1]) Wilhelm Herbst, Goethe in Wetzlar, Gotha (Perthes) 1882.

[2]) Ausgabe von Friedrich Wolfgang Götz von Berlichingen-Rossach, Leipzig (Brockhaus) 1861. — Zum ersten Male veröffentlichte Götzens Lebensbeschreibung Veronus Frank von Steigerwald 1731. Eine zweite und dritte Ausgabe erschienen 1775 und 1813. Die erste Ausgabe (1731) hat wieder abdrucken lassen Alexander Bieling, Halle 1886.

[3]) Die erste vollständige Bühnenbearbeitung, in der Götz von Berlichingen den 22. September 1804 in Weimar aufgeführt wurde, hat nach der auf der Universitätsbibliothek in Heidelberg befindlichen Goethehandschrift herausgegeben Gustav Wendt in Karlsruhe 1879. — Die erste historisch-kritische Ausgabe, welche drei Bearbeitungen vollständig nebeneinander in Parallelstellen wiedergibt, besorgte J. Baechtold, Goethes Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt herausgegeben (Freiburg, Mohr) 1882. — Eugen Kilian in Karlsruhe hat, auf der Ausgabe von 1773 fußend, das Drama von neuem für die Bühne bearbeitet, worin der 51fache Szenenwechsel auf einen 20fachen vermindert worden ist (Oldenburg, Schulze).

Ehre gerettet zu haben, aber mit dem Schmerz, daß das Rittertum zu Grabe geht. — Neben dem kräftigen ritterlichen Götz steht seine Gattin Elisabeth, das treue edle Weib, in dem sich Goethes Mutter wieder erkannte; seine Schwester Maria, in der etwas von Friederike nachklingt; der ehrliche Lerse, ein Charakter, in dem Goethe seinem Straßburger Freunde ein Denkmal setzte. Auf der andern Seite steht Weislingen. Einst der Jugendgespiele von Götz, geht er jetzt andere Wege und sucht im Dienste des Bischofs von Bamberg, in der Gunst des Kaisers Befriedigung seines Ehrgeizes. In der Fehde, die Götz mit dem Bischof von Bamberg hat, gelingt es ihm, Weislingen gefangen zu nehmen, er weiß sein Herz zu rühren und ihn so an sich zu fesseln, daß er den Dienst am bischöflichen Hofe aufgibt. Der Bund der erneuten Freundschaft wird noch dadurch bekräftigt, daß sich Weislingen mit der Schwester von Götz, Maria, verlobt. Allein er läßt sich vom bischöflichen Hofe wieder gewinnen und von den Reizen der Adelheid von Waldorff umstricken; treulos verläßt er die Verlobte und wird an seinem Freunde zum Verräter. Ein schmachvolles Ende ist der Lohn dieser Untreue und Verräterei; Adelheid, seine Gemahlin, hat ihm durch ihren in Leidenschaft glühenden Buhlen, Franz, Gift reichen lassen. — Der Bischof von Bamberg und der Abt von Fulda, der nicht aufhören mag zu trinken, stellen die verweltlichte und unwissende Geistlichkeit dar, über welche sich der Bruder Martin erhebt. Der Kaiser erscheint als ein machtloses Oberhaupt, da er wohl das Beste will, aber nicht im stande ist, Ordnung zu halten. — Alle Charaktere des Stückes sind meisterhaft frisch und lebendig gezeichnet. Freilich fehlt dem Ganzen die Ökonomie des Dramas. Indem Goethe auf die Einheit der Zeit und des Ortes, teilweise auch der Handlung Verzicht leistet, hat er in einer Reihe lose aneinander gereihter, aber meisterhaft entworfener Szenen ein Bild jener bedeutenden Zeit gezeichnet. Das einfache Hauswesen auf der Burg Jaxthausen, das Gepränge am bischöflichen Hofe, das Zigeunerleben, das schlecht geführte Reichsheer, das heimliche Gericht der Vehme, die Schrecken des Bauernkrieges: alles dies wird in bunter Abwechselung und mit überraschender Naturwahrheit an uns vorübergeführt. Wie der Stoff ein durchaus nationaler, so ist auch die Sprache eine echt volkstümliche. Mit der größten Begeisterung wurde das Stück aufgenommen, und es rief eine große Menge freilich meist geschmack- und wertloser Ritterromane und Ritterschauspiele hervor [1]).

Die Leiden des jungen Werther [5] sind gleichfalls ein Produkt der Sturm- und Drangperiode, welcher neben stürmischem Tatendrang auch träumerische und krankhafte Sentimentalität eigen war. Die nächste Ver-

---

[1]) Goethes Götz von Berlichingen erläutert von Heinr. Düntzer, 6. Aufl., Leipzig 1900; Schulausgaben von Gustav Wustmann (Leipzig), 1871; Julius Naumann (Hannover), 1877; Leo Smolle (Brünn), 2. Aufl., Wien (Graeser) 1888; Paul Klaucke († 1888 in Bremen), 1886; Bauer, Gotha (Perthes) 1886; Wendelin Toischer (Prag), 2. Aufl., Wien (Hölder) 1888; J. Heuwes (Warendorf), 5. Aufl., Paderborn (Schöningh) 1902; Rudolf Beer (Leipzig), Bielefeld und Leipzig 1898; O. Frick, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, Gera und Leipzig 1888; Viktor Üllner, Berlin 1892; August Sauer, 2. Aufl., Leipzig 1901; Hugo Steiger, Bamberg 1895; Gustav Hofmeister, Leipzig; J. W. Schäfer, Stuttgart 1895; Fr. Vollmer, Leipzig 1897; Maximilian Schmitz, Münster 1901; Stoffel, Langensalza 1902; Jaro Pawel, zu Goethes Götz von Berlichingen (Veranlassung, Abfassung, Aufnahme und Aufführung), Wien 1892. — Französische Ausgaben erschienen von A. Chuquet und Ernest Lichtenberger, Paris 1885.

anlassung zur Abfassung des Romans gab Goethe die Kunde von dem Tode des jungen Jerusalem (des Sohnes jenes berühmten Theologen, des Abtes von Riddagshausen bei Braunschweig), den er in Wetzlar kennen gelernt (er war dort braunschweigisch-lüneburgischer Gesandtschaftssekretär) und der sich wegen einer unglücklichen Neigung zur Gattin eines Freundes selbst das Leben nahm. Goethe litt in Wetzlar an einem ähnlichen Verhältnisse zu Charlotte Buff, der Braut des bremischen Gesandtschaftssekretärs Kestner, wie denn überhaupt die krankhafte Empfindsamkeit jener Zeit auch ihn mächtig erfaßt hatte. In dem Romane, den er als seine „Generalbeichte" bezeichnet, machte er sich Luft, und indem er jene krankhaften Ideen dichterisch gestaltete, hatte er bei seiner gesunden und kräftigen Natur jene empfindsame Stimmung glücklich überwunden. Kestner erscheint in dem Roman als Albert und dessen Braut als Lotte. In dem empfindsamen, schwermütigen und endlich in der Verzweiflung sein Leben endenden Werther hat Goethe sein eigenes Seelenleben dargestellt, daneben aber, namentlich was den Ausgang betrifft (Werther erschießt sich), mancherlei Züge aus der Geschichte des jungen Jerusalem herüber genommen. Die Anlage des Ganzen ist von unübertrefflicher Einfachheit, und die Sprache überaus lieblich und voller Musik. Mit der größten Naturwahrheit ist vor allem jene Sentimentalität dargestellt worden, welche, weil sie nur in Gefühlen schwelgt, denen die Wirklichkeit nicht entspricht, den inneren Frieden zerstört und zum Selbstmorde führt. Wie mächtig die Wirkung des Werther auf die Zeitgenossen war, zeigt die Unzahl von Nachahmungen, Erweiterungen, Übersetzungen, Kritiken, Satiren, Parodien (eine solche schrieb Nicolai: die Freuden des jungen Werther), welche zusammen eine umfassende Wertherliteratur bilden [1]).

Verwandt mit Götz und Werther sind die beiden Trauerspiele Clavigo und Stella. Der Hauptheld des ersten, ein verweichlichter und treuloser Charakter, ist dem Weislingen nachgebildet (Merck sagte darüber: „Solch' einen Quark mußt Du künftig nicht mehr schreiben, das können die andern auch" [2]). — In Stella, einem schwachen Seitenstück zu Werther, erscheint uns die Sentimentalität von ihrer unsittlichen Seite. — In einer Anzahl kleinerer Stücke, die um diese Zeit entstanden, zeigte Goethe sein humoristisches Talent. Hierher gehören: „Götter, Helden und Wieland", eine Farce (d. h. Posse), veranlaßt durch Wieland, der seine eigene Darstellung der Alceste über die des Euripides erhoben hatte. Einen ähnlichen kecken Humor zeigt er in dem Jahrmarkt zu Plundersweilern, einem Schönbartspiel (Maskenspiel), das ein Bild von der Beschränktheit der Kleinstädterei bietet (den Fastnachtsspielen des Hans Sachs nachgebildet) [3]). Sehr witzig ist auch seine aus dem Jahre 1774 stammende Satire auf den

---

[1]) Die beispiellose Bewegung, welche der Roman hervorrief, möge nachgelesen werden bei Johann Wilhelm Appell (London), Werther und seine Zeit, 4. Aufl., Oldenburg (Schulze) 1896. — Chr. Semler (Dresden), die Weltanschauung Goethes in den Leiden des jungen Werther (Abdruck aus Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht).

[2]) Julius Braun (Schiller und Goethe im Urteil ihrer Zeitgenossen, 6 Bände), Berlin (Luckhardt) 1881 ff. — Georg Schmidt, Clavigo. Eine Studie zur Sprache des jungen Goethe, Gotha 1893. — Emil Soffé, die erlebten und literarischen Grundlagen von Goethes Clavigo, Brünn 1891 (Schulprogramm). — Schulausgabe von G. Bötticher, Leipzig 1896.

[3]) Max Herrmann, das Jahrmarktsfest in Plundersweilern, Entstehungs- und Bühnengeschichte usw., Berlin 1900.

Theologen Karl Friedrich Bahrdt und dessen modernisiertes Christentum. — Zu derselben Gattung gehören auch die freilich erst in Weimar entstandenen Dichtungen „Triumph der Empfindsamkeit“ und die „Vögel, nach Aristophanes“. In dem ersteren, 1778 vollendeten Stück tritt ein närrischer Prinz Oronaro auf, der eine gemachte Natur von Wald, Mondschein, Vogelgesang, desgleichen eine Puppe, welche seine Geliebte vorstellt und mit allerlei Büchern der empfindsamen Literatur ausgestopft ist, mit sich führt. Das Lustspiel, welches der Dichter selbst eine „dramatische Grille“ nannte, ist eine geniale Verspottung der sentimentalen Zeitstimmung [1]). Das andere, 1780 entstandene Stück, die Vögel, ist eine die literarischen Zustände der Zeit geißelnde Satire, worin ebenso die anspruchsvolle Eitelkeit der Schriftsteller (Hoffegut und Treufreund), wie die Anmaßung der geist- und herzlosen Kritik (Schuhu) und die Urteilslosigkeit des lesenden Publikums (Papagey) verspottet wird [2]). — Endlich entstanden in Goethes erster Dichterperiode die Lieder auf Lili (Elisabeth Schönemann), mit der der Dichter eine Zeitlang verlobt war, z. B. „Neue Liebe, neues Leben“, „Auf dem See“, „Lilis Park“, sowie „Das Veilchen“, „Das Heideröslein“ und „Der König in Thule“ [3]).

Der Ruhm des Verfassers vom Götz und Werther zog mancherlei bedeutende Persönlichkeiten nach Frankfurt, die als Gäste in Goethes Hause willkommen waren. Zu ihnen gehörten zunächst Klopstock und Lavater [4]). Dann kamen die beiden Grafen Stolberg, mit denen Goethe seine erste Reise in die Schweiz unternahm. Mit Friedrich Heinrich Jacobi (Philosoph und Romanschriftsteller, dem jüngeren Bruder von Joh. Georg Jacobi, vergl. § 43), den er in Düsseldorf kennen lernte, schloß er einen innigen Freundschaftsbund. Die wichtigste und erfolgreichste Bekanntschaft aber, die ihm zu teil wurde, war die des Erbprinzen Karl August von Weimar, der ihn zuerst in Frankfurt, dann in Karlsruhe (wo Goethe mit den beiden Grafen Stolberg auf der Reise nach der Schweiz begriffen war) sah. Sobald derselbe zur Regierung gelangt war, erhielt Goethe von dem jungen Herzog eine Einladung nach Weimar, der er auch folgte.

---

[1]) Hermann Koepert († 1876 in Altenburg), über Goethes Triumph der Empfindsamkeit (Gymnasialprogramm von Eisleben 1871), weist nach, daß die Bekanntschaft Goethes mit dem jungen Plessing aus Wernigerode, einem begabten, aber in krankhafter Empfindsamkeit erschlafften Jünglinge, als besondere Veranlassung zur Abfassung der Komödie zu betrachten sei.

[2]) Hermann Koepert, über Goethes Vögel (Gymnasialprogramm von Altenburg), 1873.

[3]) Lillis Bild, geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim, 2. Aufl. von Albert Bielschowsky, München 1894.

[4]) Johann Kaspar Lavater, geb. 1741, † 1801 als Prediger in Zürich, war ein tief christlicher Charakter; als Dichter setzte er die religiöse und patriotische Richtung Klopstocks weiter fort in seinen christlichen Gesängen und Schweizerliedern. Großes Aufsehen erregte seine Physiognomik. Fr. W. Bodemann (Hannover), Johann Kaspar Lavater, nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt, 2. Aufl., 1878. — Franz Muncker (München), J. K. Lavater, eine Skizze seines Lebens und Wirkens, Stuttgart 1883.

§ 52. Goethes zweite Dichterperiode 1775—1794.

In Weimar, wo Goethe den 7. November 1775 eintraf[1]), wurde er bald der Mittelpunkt des geistreichen Kreises, den die kunstsinnige Herzogin-Mutter Amalie (eine geborene Prinzessin von Braunschweig, † 1807)[2]) und das regierende Fürstenpaar, Herzog Karl August (geb. 1757, † 1828) und Herzogin Luise (Prinzessin von Hessen-Darmstadt, † 1830) um sich sammelten. Zu diesem Kreise gehörten Wieland, den Amalie 1772 als Lehrer des Erbprinzen von Erfurt berufen; Major Karl Ludwig von Knebel, der Erzieher des jüngeren Prinzen Konstantin, ein Mann von klassischer Bildung und poetischem Talent, der nicht nur die Elegien des Properz und das Lehrgedicht „Von der Natur der Dinge“ des epikureischen Philosoph Lucrez übersetzte, sondern auch selbst Gedichte fertigte († 1834 in Jena); der Kammerherr Hildebrand von Einsiedel († 1828 in Weimar), Oberhofmeister der Herzogin Amalie, der nicht nur sehr musikalisch war, mancherlei komponierte, das Cello trefflich spielte, sondern auch eine Anzahl Opern, Lustspiele und Schauspiele für das herzogliche Liebhabertheater in Weimar, Tiefurt und Ettersburg dichtete, desgleichen den Terenz übersetzte. Ebenso musikalisch und ein ebenso begabter Komponist war der Kammerherr Siegmund von Seckendorf († 1785 zu Ansbach als preußischer Gesandter), der zuerst den Werther ins Französische übertrug. Außerdem sind zu nennen der Märchenerzähler Musäus; der Kabinettssekretär und Schatzmeister des Herzogs Bertuch († 1822 in Weimar), der später aus dem Staatsdienste schied und sich ganz dem Buchhandel widmete, mancherlei industrielle Unternehmungen gründete, mehrere Zeitschriften herausgab, verschiedene Dichtungen verfaßte und den Don Quixote von Cervantes übersetzte; Bode aus Braunschweig († 1783 in Weimar), der sich durch Übersetzung von Smollet, Fielding, Sterne, Goldsmith um die Verbreitung der englischen Literatur verdient machte; die Hofsängerin Corona Schröter († 1802 in Ilmenau); die Hofdame der Herzogin Amalie, Charlotte von Stein († 1827), die Gattin des Oberstallmeisters von Stein[3]); endlich die neckische Luise von Göchhausen (Thusnelda). Herder wurde 1776 nach Weimar berufen, und Schiller verlegte 1799 seinen Aufenthalt dorthin. Goethe, der anfangs nur als Gast in Weimar lebte, trat bald ganz in den Dienst des Herzogs und wurde bald dessen innigster Freund und Gefährte (mit ihm unternahm er bald eine zweite Reise in die Schweiz), sowie sein vertrautester Ratgeber; er ward Geheimer Rat, sowie Präsident der Kammer und erreichte so die höchste Stellung im Herzogtum. Desgleichen erhob ihn auf Veranlassung des Herzogs Kaiser Franz Joseph II. in den Adelstand.

Trotz der sich stets erweiternden Amtstätigkeit und trotz des zerstreuenden und genußreichen Lebens in Weimar ruhte Goethes dichterische Arbeit nicht. In der Zeit von 1775 bis 1786 entstand eine Anzahl seiner schönsten Balladen, z. B. „Der Fischer“, „Der Erlkönig“, „Der Sänger“,

---

[1]) Heinrich Düntzer, Goethes Eintritt in Weimar, Leipzig (Wartig) 1883.

[2]) F. Bornhak, Anna Amalia, Herzogin von S.-Weimar-Eisenach, die Begründerin der klassischen Zeit Weimars, Berlin 1892.

[3]) Heinrich Düntzer, Charlotte von Stein, die Freundin Goethes, 2 Bände, 1874. — Edmund Höfer, Goethe und Charlotte von Stein, 1878. — Goethes Briefe an Frau von Stein herausgegeben von Adolf Schöll, 3. Aufl. besorgt von Julius Wahle, 2 Bände, Frankfurt a. M. 1899.

sowie das Lied „An den Mond“ und die sehnsuchtsvollen Lieder Mignons und des Harfners in Wilhelm Meister, ferner jenes Abendlied „Über allen Gipfeln ist Ruh’“ (6. September 1780 auf dem Gickelhahn bei Ilmenau gedichtet) [1]), und jenes andere auf dem Ettersberge entstandene, in dem sich das heiße Sehnen des Dichters nach innerem Frieden ausspricht: „Der Du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillest . . . . . . süßer Friede, komm’, ach komm’ in meine Brust!“ In dem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ setzte er dem alten Meistersänger ein Denkmal, in dessen Stile er später die Legende dichtete: „Als noch verkannt und sehr gering unser Herr auf der Erde ging“. Die im Jahre 1777 unternommene Harzreise im Winter beschrieb er in dem gleichnamigen Gedichte. Vor seiner italienischen Reise entstand auch jenes Gedicht, welches als „Zueignung“ den Eingang der Goetheschen Gedichtsammlung bildet, sowie das „Ilmenau“ betitelte. — Eine andere Gruppe bilden jene Gelegenheitsgedichte, welche veranlaßt wurden durch die Neigung und Obliegenheit des Dichters, die gesellschaftlichen Vergnügungen des Hofes dichterisch zu beleben und zu erhöhen. Zu diesen Hofdichtungen gehören außer den bereits genannten „Der Triumph der Empfindsamkeit“ und „Die Vögel“, die lieblichen Schauspiele „Lila“, „Die Fischerin“, „Scherz, List und Rache“, „Claudine von Villabella“, „Jery und Bätely“, letzteres auf der zweiten Schweizerreise gedichtet, die er im Herbst 1779 über Kassel, Frankfurt a. M. und Straßburg mit dem Herzog unternahm, rückwärts über Stuttgart (wo damals Schiller als Karlsschüler weilte), „Erwin und Elmire“ (zwar schon vor 1776 gedichtet, aber erst jetzt mit Musik versehen [2]), sowie das einaktige Drama „Die Geschwister“. Das lustige „Epiphaniaslied“ ward für einen der zahlreichen Maskenzüge gedichtet, wozu Goethe den Text lieferte. Während wir in diesen Kindern des Augenblicks nicht die höchsten Kunstwerke suchen dürfen, wurden damals auch Werke voll des tiefsten Gehalts teilweise vorbereitet und begonnen, teilweise in ihrer ersten Form vollendet, wie „Iphigenie“, „Tasso“, „Wilhelm Meister“, „Egmont“.

Dennoch fühlte sich Goethe, dessen Tätigkeit neben seinen Amtsgeschäften von allerhand Hoffestlichkeiten, theatralischen Aufführungen usw. in Anspruch genommen war, innerlich nicht befriedigt, und der Zwiespalt in seiner Seele wurde allmählich immer drückender. Auch die Wissenschaften der Mineralogie, Osteologie, Anatomie, Botanik, die er jetzt trieb, und die Beschäftigung des Zeichnens und des Malens konnte die innere Unruhe nicht bannen. Um sich zu retten und seine poetische Natur wieder zu gewinnen, faßte er den Entschluß, sich von Weimar auf einige Zeit zu trennen und eine Reise nach Italien zu unternehmen. Die Sehnsucht nach diesem Lande war nach und nach so mächtig geworden, daß Goethe ihr nicht länger widerstehen konnte.

---

[1]) In einem Briefe an Zelter vom 4. September 1831 nennt zwar Goethe selbst den 7. September 1783; allein es war dies wohl nur ein Gedächtnisfehler (Goedeke, Archiv für Literaturgeschichte VIII, 103 ff., und Grundriß II, 737). Gustav Liebau (Berlin) kommt in seiner Gedächtnisschrift „Über allen Gipfeln ist Ruh’“, Ilmenau 1884, mit Düntzer zu dem Resultate, daß das Lied in der Nacht vom 2. bis 3. September 1783 entstanden ist. Paul Wetzel (Berlin), Programmabhandlung 1895.

[2]) Emil Soffé, die erlebten und literarischen Grundlagen von Goethes Erwin und Elmire, Brünn 1888.

Von Karlsbad aus, wohin er sich im Sommer 1786 zur Kur begeben hatte, brach er durch Bayern und Tirol nach Italien auf und kehrte nach einem längeren zweimaligen Aufenthalte in Rom und nachdem er außer Neapel auch Sizilien besucht, erst im Jahre 1788 nach Weimar zurück. Was er während dieser Zeit erlebt und erfahren, hat er uns selbst in seiner „italienischen Reise“ erzählt. Desgleichen spricht er in seinen „römischen Elegien“ von dem mächtigen Einfluß, den Italien auf Herz und Gemüt gehabt, und gedenkt mit wehmutsvoller Sehnsucht der glücklichen in Rom verlebten Tage. Diese Elegien sind Christiane Vulpius geweiht, die seit 1788 Goethes Freundin, seit 1806 seine Gattin war; auf sie bezieht sich auch das anmutige Lied „Gefunden“; desgleichen schrieb er für sie das Gedicht „Metamorphose der Pflanzen“. — Die Reise nach Italien bildet den Hauptwendepunkt in Goethes Leben, und er selbst bezeichnet den Aufenthalt unter dem südlichen Himmel als die Zeit seiner Wiedergeburt. Ossian und Shakespeare traten nun gegen Homer und Sophokles zurück. Indem ihm das Verständnis der griechischen Kunst aufging, deren Eigentümlichkeit das Maß und die Beschränkung ist, verlor er seine Liebe zur christlich-gotischen Baukunst, die das Unendliche, Ewige, darzustellen sucht. Je mehr er an dem klaren, harmonischen Wesen der Griechen Geschmack fand, um so mehr verachtete er nun die formlosen Produkte der Sturm- und Drangperiode. Das wahre Prinzip der Kunst fand er nicht in der Nachahmung der gewöhnlichen Natur, sondern in der klassischen Idealität, welche den edelsten Gehalt in die vollendetste Form zu kleiden sucht. Aus diesem Grunde wurden die vor seiner Reise begonnenen Werke, deren Form ihm nun nicht mehr genügte, umgearbeitet [1]).

Zuerst nahm er die **Iphigenie** vor, die er schon früher in Prosa vollendet hatte, die er aber in Italien in fünffüßige Jamben umsetzte (mit Ausnahme der Monologe am Ende des ersten Aktes: „Du hast Wolken, gnädige Retterin, einzuhüllen unschuldig Verfolgte“, sowie am Anfange und Schlusse des vierten: „Denken die Himmlischen einem der Erdgeborenen viele Verwirrungen zu“ und „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht!“). Der antike Stoff, den Goethe bei Euripides in dessen Iphigenie auf Tauris vorfand, ist folgender: Iphigenie, die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, durch Diana vom Opfertode gerettet, befindet sich auf Tauris, dem Lande der Scythen, von deren König Thoas gastlich aufgenommen und als Priesterin der Diana hochgeehrt. Eben dahin kommt auch Orestes, der Bruder der Iphigenie, in Begleitung seines Freundes Pylades, um das Bild der Diana, die dort verehrt wurde, zu entführen. Denn nach dem Ausspruch Apollos soll er von den Furien, die ihn als den Mörder seiner Mutter Klytämnestra verfolgen, nur dann befreit werden, wenn er das Bild der Schwester von Tauris nach Delphi bringe. Sobald er auf jener Halbinsel ankommt, wird er mit seinem Freunde Pylades gefangen genommen, erkennt aber in der Priesterin, die jeden Fremdling der Göttin Diana opfern muß, seine Schwester Iphigenie. Um den Ausspruch des Apollo zu erfüllen, beschließen alle drei, das Bild der Göttin

[1]) Auch neue Pläne beschäftigten ihn. Auf Sizilien wurde ihm die Odyssee ein „lebendes Wort“. Er beschloß, das homerische Gedicht dramatisch zu gestalten in einer „Nausikaa“. Doch wurde das Werk nicht vollendet. In freier Ausführung des Goetheschen Entwurfs dichtete Hermann Schreyer eine Tragödie „Nausikaa“, Halle 1884.

zu rauben und heimlich zu entfliehen. Allein der Plan wird entdeckt, die Fliehenden werden ereilt und sind nun der Wut des Königs preisgegeben. Da erscheint die Göttin Athene und löst die Verwicklung, indem sie den Zorn des Königs besänftigt, der nun auf göttliches Geheiß die Griechen mit ihrer Beute ziehen läßt. Diesen Stoff, dessen äußere Grundlinien er dem Euripides entlehnte, bearbeitete der deutsche Dichter durchaus selbständig. Während der griechische Dichter rein äußerlich die dem Orestes durch das Orakel verheißene Erlösung an das Bild der Göttin Diana knüpft, macht der deutsche Dichter die Iphigenie selbst zum Mittelpunkte der Handlung und verlegt den tragischen Konflikt ins Innere des Gemüts. Der Charakter der Iphigenie ist bei beiden Dichtern ein durchaus verschiedener. Bei Euripides hadert Iphigenie mit dem Schicksal und möchte sich an denen rächen, die an ihrem Unglück schuld sind; vor allem wünscht sie, daß Menelaus und Helena, um deretwillen sie geopfert werden sollte, ihrem Opferbeil verfallen möchten, unter dem schon viele Griechen geblutet haben. Zugleich ist sie listig und verschlagen, gleichsam ein weiblicher Ulysses. Indem sie einzig und allein den eigenen Vorteil im Auge hat und diesem alles andere unterordnet, spinnt sie ein Lug- und Truggewebe. Ein solcher Charakter, der in sich selbst keine Versöhnung und keinen Frieden hatte, konnte auch nicht den mindesten versöhnenden und veredelnden Einfluß auf andere ausüben. Die Iphigenie Goethes hingegen wurzelt mit ihrem ganzen Sein in der Gottheit, deren Willen sie sich demütig unterwirft und in deren Dienst sie wahrhaft frei ist. Mit der Frömmigkeit paart sich Milde und Menschlichkeit, Liebe zu Eltern und Geschwistern, Wahrheitsliebe und Dankbarkeit. Die Reinheit und Unschuld des weiblichen Gemüts ist es, die veredelnd, versöhnend und sühnend wirkt. Sie hat den trüben Sinn des Königs erheitert, die Barbaren Menschlichkeit gelehrt und ihre Sitten gemildert; während vorher jeder Fremde sterben mußte, ist durch ihren Einfluß diese grausame Sitte der Menschenopfer in Vergessenheit geraten. Vor allem aber ist sie es, die durch ihre sittliche Hoheit und Reinheit den Irrsinn des Bruders heilt und den alten Fluch sühnt, der auf ihrem Hause ruht. „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit“: in diesen Worten liegt der Schwerpunkt des Dramas. Ein solcher Charakter kann auch nicht feige fliehen und falsches Spiel treiben, so groß auch die Sehnsucht nach der Heimat ist; vielmehr zerreißt sie das Gewebe der Lüge und überwindet durch ihre Lauterkeit und Wahrheit den König Thoas, so daß er in ihre Heimkehr willigt und versöhnt sie scheiden läßt. So ist der Charakter der Iphigenie kein griechischer, sondern ein durch und durch christlicher und deutscher. Zugleich ist der Bau des Stückes von antiker Einfachheit, und eine klassische Ruhe ist über das Ganze gebreitet. Es herrscht in dem Stücke Einheit der Zeit, denn die ganze Handlung umfaßt nur wenige Stunden im Laufe des Tages; Einheit des Ortes, denn alles geschieht im Haine vor dem Tempel der Diana; Einheit der Handlung, denn alle Begebenheiten entwickeln sich aus dem Charakter der Personen [1]).

[1]) Goethes Iphigenie erläutert von H. Düntzer, 7. Aufl., Leipzig 1899; Weber, 2. Aufl., Bremen (Heyse) 1878; Heinrich Bockeradt (Recklinghausen), 8. Aufl., Paderborn 1901; M. Evers (Düsseldorf), 2. Aufl., Leipzig 1899; Gustav Hofmeister (Berlin), Leipzig 1881; Karl Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen (Bd. 2, 1 ff.), 10. Aufl., Leipzig 1897; K. H. Keck, Gotha 1886; J. Neubauer, 3. Aufl., Wier

In demselben Jahre 1787, in welchem Iphigenie erschien, hatte Goethe auch die letzte Hand an **Egmont** gelegt, von dem er bereits vor zwölf Jahren in Frankfurt die ersten Akte flüchtig entworfen und den er dann in Weimar vor seiner Reise beinahe vollendet hatte. In Italien wurde das Stück von neuem bearbeitet, behielt aber die Form der Prosa, die es ursprünglich besaß. Egmont erscheint als echter Niederländer, lebensfroh und heiter, frei, offen und gerade; zugleich ist er ein ritterlicher Held, Meister in allen ritterlichen Übungen und mutig in der Schlacht, im geselligen Verkehre ein echter Kavalier und leutselig gegen Untergebene. So wird er von allen verehrt, von den Soldaten wie von den Bürgern. So lebt er frei und leicht dahin; allein die Verhältnisse gestatten jetzt nicht solch ein sorgloses Dahinleben. Herzog Alba ist als Abgesandter Philipps II. in den Niederlanden erschienen. Der politisch kluge und vorsichtige Oranien erkennt die Gefahr, die von dieser Seite droht und warnt seinen Freund. Allein Egmont fürchtet nichts, ja er tritt sogar hin vor Alba und enthüllt vor ihm, wie vor einem edeldenkenden Freunde mit Freimut und Offenheit die Lage des Landes und spricht für die verbrieften Rechte der Provinzen, die Alba umzustoßen gesandt ist. Auf Äußerungen hin, die als Verletzung des Gehorsams gegen den König gedeutet werden können, wird er nach beendetem Gespräche gefangen genommen. Aber selbst in seiner Haft vertraut er noch auf die Gerechtigkeit des Königs, auf die Freundschaft der Regentin, auf Oranien und das Volk. Dieses ist aber voll feiger Angst und hat nicht den Mut, seinen Vertreter zu befreien, so sehr auch Egmonts Geliebte, Klärchen, versucht, die Bürger zum Aufstand und zur Befreiung Egmonts aufzustacheln. So fällt Egmont als ein Opfer seiner Arglosigkeit und allzugroßen Zuversicht in einer Zeit, die vor allem ruhige Überlegung, politische Klugheit und Vorsicht forderte. Doch erscheint ihm noch im Traum Klärchen als Genius der Freiheit, prophezeit ihm, daß sein Tod den Niederlanden die Unabhängigkeit verschaffen werde, und reicht ihm den Siegeskranz. — Neben Egmont ist der Charakter Klärchens mit besonderer Vorliebe gezeichnet worden. Sie erscheint als einfaches Bürgermädchen frisch und lebenslustig, das aber in den Volksszenen, die Shakespeare nachgebildet und vorzüglich gelungen sind, eine überraschende Energie entwickelt und sich bis zur Heldin erhebt. Bei der Nachricht von Egmonts Verhaftung und Todesurteil nimmt sie Gift und geht ihm im Tode voran. — Schiller rühmt in seiner Rezension des Stückes die Kunst in der getreuen Anwendung der geschichtlichen Lokalfarben, allein er wünschte einen anderen Egmont, welcher der großen historischen Aufgabe gewachsen wäre, und den wir achten und bewundern könnten. Schiller vermißt in Egmont Eigenschaften, die ihn selbst in solcher Lage gleichsam sittliches Bedürfnis gewesen wären. Goethe hingegen wollte einen Egmont zeichnen, den wir bedauern, einen liebenswürdigen Menschen, den wir bemitleiden könnten, einen Vertreter der Humanität, der einer schweren Zeit zum Opfer fiel. Daß Goethe überhaupt den Egmont nicht

---

(Graeser) 1887; J. Pölzl, 3. Aufl., Wien (Hölder) 1895; Stephan Waetzold (Magdeburg), Bielefeld und Leipzig 1893; Heinrich Engelen (Köln), Trier 1890; Max Hoferer, Bamberg 1894; Veit Valentin, Dresden 1894; Karl Jauker, 2. Aufl., Leipzig 1901; Emil Müller (Zittau), antike Reminiscenzen in Goethes Iphigenie, 1899; Martin Wohlrab, Dresden 1903. — Englische Ausgaben von C. A. Buchheim, 4. Aufl., Oxford 1895, und Karl Breul, Cambridge 1899. Englische Übersetzung von Frederick Butler, Pennsylvania 1898.

streng historisch habe auffassen, und daß er ihn, der Frau und Kinder hatte, mit Absicht gegen die Geschichte, als unverheiratet habe darstellen wollen, darüber sagt er selbst: „Zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Charakter umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einem Jüngling besser ziemen, als einem Mann von Jahren, einem Unbeweibten besser, als einem Hausvater, einem Unabhängigen mehr als einem, der durch mancherlei Verhältnisse begrenzt ist[1]).

Eine völlige Umgestaltung erhielt **Torquato Tasso**, ein Schauspiel, das Goethe, wie die Iphigenie zuerst in Prosa entwarf, dann in fünffüßige Iamben umsetzte, in dieser neuen Form aber erst 1789 in Weimar abschloß. Tasso ist vor allem ein Seelengemälde, und die Schönheit des Stückes liegt nicht in einer lebendigen, rasch sich entwickelnden Handlung, sondern in der feinen, durchsichtigen und klaren Charakterzeichnung. Der Gang, den das Drama nimmt, ist kurz folgender: Tasso hat eben sein großes Epos, das befreite Jerusalem, vollendet und es dem Fürsten, an dessen Hofe er lebt, dem Herzog Alfons von Ferrara, überreicht, der ihm dafür durch seine Schwester Leonore den Lorbeerkranz aufs Haupt setzen läßt. Da tritt der Staatssekretär Antonio hinzu, der eben aus Rom zurückgekehrt ist, wo er als vielerfahrener Diplomat einen schwierigen Auftrag glücklich ausgeführt hat. Dem überschwenglichen und aufgeregten Tasso tritt er mit verletzender Kälte entgegen, weist dessen entgegenkommendes Vertrauen kalt zurück und deckt den Abstand auf, der zwischen der jugendlichen Leidenschaft voll Übereilung und der Ruhe der Erfahrung und des Verstandes sei. Über den zu leicht erworbenen Lorbeerkranz des Tasso spottet er und spricht teils von der unmäßigen Art des Herzogs im Belohnen, teils von der Kühnheit des Jünglings, sich neben die großen Dichter der Vorzeit zu stellen. Auf diese Weise reizt er den Tasso dergestalt, daß dieser sich vergißt und im Palaste des Fürsten den Degen zieht. Der Fürst, der eine milde Strafe über Tasso wegen des verletzten Burgfriedens verhängt, ist auch mit Antonio unzufrieden, der mit Weisheit die aufbrausende Leidenschaft des Dichters hätte schonen sollen. Im Auftrage des Herzogs soll derselbe dem Tasso den Degen zurückbringen und den Beleidigten versöhnen. Allein dieser, durch die Strafe des Herzogs noch mehr gereizt, will den Hof verlassen, und Alfons, in der Überzeugung, daß die krankhafte Stimmung nicht anders geheilt werden könne, willigt, wenn auch ungern, ein. Dieser Gedanke, sich von Personen trennen zu müssen, deren Huld und Liebe ihn so hoch gehoben, steigert die krankhaft erregte Stimmung Tassos nur noch mehr, und er verliert ganz seine innere Haltung. Er eilt zur Prinzessin und statt von ihr Abschied zu nehmen, sucht er dieselbe durch das Geständnis der Liebe unaufhörlich an sich zu fesseln. Als ihn auch diese von sich stößt, glaubt er an eine allgemeine Verschwörung des Hofes, die gegen ihn gerichtet

---

[1]) H. Düntzer, 5. Aufl., Leipzig 1898; Paul Klaucke, Berlin (W. Weber) 1887. Schulausgaben von L. Zürn (Rastatt), 5. Aufl., Paderborn 1901; J. Pölzl, 2. Aufl., Wien (Hölder) 1888; Gotthold Bötticher (Berlin), Bielefeld und Leipzig; J. W. Schäfer, Stuttgart 1892; Max Hoferer, Bamberg 1894; Friedrich Vollmer, 2. Aufl., Leipzig 1903; Ernst Gast, Gotha 1890; Gustav Burghausen, Leipzig 1894; Wilhelm Buchner, Essen 1894; Simon Widmann, Münster 1902; Karl Hoeber, Münster 1902. — Englische Ausgabe von C. A. Buchheim, 6. Aufl. Oxford.

sei. Von allen verlassen, hat er neben sich nur noch den ernsten und besonnenen Antonio, dem er seine Schwäche gesteht und an dessen Stärke er sich aufrichtet. In dem Entgegenkommen und der Teilnahme des Mannes, den er vorher für seinen ärgsten Feind gehalten, der ihm aber nun als wahrer Freund die Hand reicht, findet Tasso seine einzige Rettung. So tritt, nachdem die Krankheit aufs höchste gestiegen, die Genesung ein. Der leidenschaftlich bewegte Dichter hat in dieser für ihn schmerzlichen Seelenheilung erkannt, daß er seine Leidenschaft beherrschen und seine Einbildungskraft zügeln müsse. — — In dem Stücke treten, wie in der Iphigenie, nur fünf Personen auf. Im Vordergrunde stehen Tasso und Antonio. In Tasso tritt uns ein reich begabter Dichter entgegen, voll Gemüt und Phantasie, der aber bei seiner nervösen Gereiztheit nicht die Kraft hat, sich selbst zu beherrschen; dabei ist er voll Eitelkeit und Selbstgefühl, zumal der Hof den Träumer verwöhnt und in seinem gefährlichen Wahn bestärkt hat. Antonio dagegen besitzt praktischen Verstand, weltmännische Sicherheit und ruhige Selbstbeherrschung. Während Tasso sich gegen die Außenwelt abschließt und nur in einer Welt des Gefühls lebt, sieht der ernste und verständige Antonio die Dinge von der praktischen Seite an. Indem der Dichter die beiden so grundverschiedenen Charaktere einander gegenüberstellt, läßt er Tassos, der endlich seine völlige Verkennung der Welt begreift, schmerzliche Seelenheilung sich vollziehen. Leonore spricht den Grundgedanken des Dramas richtig in den Worten aus: „Zwei Männer sind's, ich hab' es lang' gefühlt, die darum Feinde sind, weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen formte.“ — Das Stück enthält mannigfache Beziehungen auf Goethes eigene Erfahrungen. In den beiden Hauptcharakteren stellt derselbe sein eigenes Verhältnis als Dichter und Staatsmann, die sich daraus ergebenden Konflikte des Idealismus und Realismus, sowie die endliche Ausgleichung derselben dar. Das Drama spielt am Hofe des Herzogs von Ferrara, und indem Goethe dessen Vorzüge („Ferrara ward durch seine Fürsten groß“ — „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten“), insbesondere die Verdienste desselben um die vaterländische Literatur preist, setzt er zugleich dem Hofe von Weimar ein Denkmal, der den schönen Vorteil verstand, den Genius zu bewirten. („Es ist vorteilhaft, den Genius bewirten; gibst du ihm ein Gastgeschenk, er läßt ein größeres dir zurück; die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht.“) Im Herzog Alfons ist Karl August von Weimar nicht zu verkennen. Zu der Prinzessin Leonore von Este haben Charlotte von Stein und die Herzogin Luise Farben geliehen. Leonore von Sanvitale trägt den Charakter der Heiterkeit und Lebensfrische und unterscheidet sich durch ihre Lebensfreudigkeit und heitere Weltanschauung von der mehr elegischen und zart empfindenden Prinzessin[1]).

[1]) Goethes Tasso behandeln Wilhelm Kieser († 1895 in Sondershausen) 1868 (Programm); A. F. C. Vilmar, 2. Aufl., Gütersloh 1897; K. Gude, Erläuterungen (Band 2, 44 ff.), 10. Aufl., 1897; H. Düntzer, 4. Aufl., Leipzig 1890; Christian Semler, das Thema der Goetheschen Poesie und Torquato Tasso, Leipzig (Wartig) 1879; Franz Kern († 1894 in Berlin), Goethes Tasso, Berlin (Nicolai) 1892. Schulausgabe von J. Neubauer, Wien 1884; Wilhelm Wittig (Cassel), Paderborn (Schöningh), 4. Aufl., 1901; Kuno Fischer, 3. Aufl., Heidelberg 1900; Emil

Die Ereignisse der französischen Revolution gingen an Goethe nicht spurlos vorüber, und wie er alles, was ihn dichterisch bewegte, poetisch darzustellen suchte, so gab er auch den Eindrücken, welches dieses welthistorische Ereignis auf ihn machte, eine dichterische Form. So entstanden die Dramen: der Großkophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten. Das erstgenannte Lustspiel, der **Großkophta,** behandelt die berüchtigte Halsbandgeschichte und zeigt darin die grenzenlose Verderbtheit des französischen Hofes und Adels vor der Revolution. Das zweite Stück, der **Bürgergeneral,** macht das patriotische Maulheldentum lächerlich und enthält einen Schwank, den sich ein durchtriebener Dorfbarbier unter dem Vorwande, er stehe mit den Jakobinern im Bunde, mit einem gutmütigen Bauern erlaubt. Das dritte Lustspiel, die **Aufgeregten,** das die Tollheit der leidenschaftlichen Umwälzungssucht zeigen will, ist Fragment geblieben[1]). Aus derselben Zeit stammen auch seine Übertragung des **Reineke Fuchs**[2]), der „unheiligen Weltbibel", wie er das Buch nannte, in Hexameter; sowie seine **venetianischen Epigramme,** die er auf einer 1790 nach Venedig unternommenen kurzen Reise (er reiste der Herzogin Amalie entgegen) gedichtet hat und in denen er französische Zustände mehrfach berührt. Im ganzen aber war diese Zeit der französischen Revolution für die poetische Produktion nicht günstig, und Goethe nahm wieder zu den Naturwissenschaften (Farbenlehre, Optik usw.) seine Zuflucht. („Wie an einem Balken im Schiffbruch hielt ich mich an naturwissenschaftlichen Studien fest" — „Um nur leben zu können, suche ich mich aus dem Geiste der Zeit herauszusetzen".) Überdies wurde er durch die Wechselfälle des Krieges mehrfach aus seinem häuslichen Behagen herausgerissen. So folgte er dem Herzoge nach Schlesien, der dort mit dem Könige von Preußen ein Feldlager bezog. Ebenso machte er 1792 im Gefolge des Herzogs den Feldzug des preußischen Heeres gegen Frankreich mit, den er uns selbst beschrieben unter dem Titel **„Campagne in Frankreich".** Das Jahr darauf rief ihn der Herzog abermals zur Armee, und der Dichter wohnte der Belagerung von Mainz bei.

§ 53. Goethe im Verkehr mit Schiller. 1794—1805.

Nachdem Goethe und Schiller einander zum ersten Male auf der Karlsschule gesehen, trafen sie in Rudolstadt 1788 wieder zusammen, aber noch gingen ihre Wege auseinander, da Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien die Sturm- und Drangperiode überwunden hatte und also an den stürmischen Jugendwerken Schillers keinen Gefallen fand. Erst mit dem Jahre 1794 traten beide große Dichter einander näher, und es verknüpfte sie bald ein Band der Freundschaft, wie es uns in der Geschichte der deutschen

---

Breyer, Wien (Hölder) 1890; Gustav Hofmeister, Leipzig; Werner Werther (Essen), Trier; Ludwig Chevalier, Leipzig 1894; Fr. Vollmer, Leipzig 1898; M. Hoferer, Bamberg 1899. — Alfred Biese, Goethes Tasso, ein Dichterbild. Goethes Faust, ein Menschheitsbild, Neuwied 1901 (Programm).

[1]) Felix v. Stenglin hat das ursprünglich „Die Zeichen der Zeit" betitelte politische Drama, das uns in die Revolutionszeit von 1793 versetzt, für die Bühne ergänzend bearbeitet.

[2]) Goethes Reineke Fuchs mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Reißenberger, Wien (Graeser) 1888. Schulausgabe von Hugo Handwerck, Leipzig 189[illegible]

Literatur nicht wieder begegnet. Beide lebten fortan in ununterbrochenem brieflichen Verkehr [1]) und später (als Schiller 1799 nach Weimar übersiedelte) in fast täglichem persönlichen Umgange. Indem sie gegenseitig ihre Gedanken austauschten, jedes poetische Werk nach gemeinsamer Überlegung arbeiteten und mit rücksichtsloser Offenheit einander beurteilten, standen beide in einem edlen Wettstreit ihrer Kräfte, förderten einander und läuterten ihre Ideen. Zwar war die Betrachtungsweise ihres Geistes eine durchaus verschiedene. Goethe war Realist und ging vom Besonderen aus, um von da zum Allgemeinen emporzusteigen; Schiller war Idealist, ging bei seiner Arbeit von der Höhe der Idee aus und stieg vom Allgemeinen zum Besonderen herab. Allein diese abweichenden geistigen Naturen beider Dichter, Goethes realistischer Sinn für die Beobachtung des Einzelnen und Schillers idealistischer Sinn für die Abstraktionen des Verstandes, ergänzten sich auf das glücklichste. Beide schlossen, nach Goethes Ausdruck, einen Bund der Ergänzung. Es begann für unsern Dichter „ein neuer Frühling", in welchem „alles froh nebeneinander keimte", und „eine zweite Jugend", wie er selbst gesteht. Die nächste Veranlassung zu gemeinsamer Wirksamkeit und zu der daran sich knüpfenden innigen Freundschaft boten die **Horen**, eine Zeitschrift, deren Herausgabe Schiller 1794 vorbereitete. Auf Schillers Einladung sagte auch Goethe seine Mitwirkung an diesem Blatte zu und ließ darin unter anderen die bereits früher gedichteten römischen Elegieen erscheinen. An die Horen schloß sich der **Musenalmanach**, in welchen Goethe seine venetianischen Epigramme lieferte. Durch beide Zeitschriften sollte der Geschmack des Publikums gereinigt und gehoben werden, allein der Erfolg entsprach den gehegten Erwartungen nicht, vielmehr fand das Gemeine und Schlechte noch allenthalben Beifall und Anerkennung. Beide Dichter beschlossen daher, ein Strafgericht zu halten über das literarische Treiben ihrer Zeit, und zwar in Form von Epigrammen, die sie **Xenien** (Gastgeschenke) nannten (nach dem römischen Epigrammatiker Martial, der dem 13. Buche seiner Epigramme diesen Titel gegeben). Der erste Gedanke ging von Goethe aus, der das erste Dutzend an Schiller für den Musenalmanach schickte. Diesem gefiel der Gedanke, und beide Dichter arbeiteten gemeinsam mit solchem Eifer, daß aus dem Dutzend bald ein Hundert und bald das Tausend voll wurde. Schiller und Goethe hatten förmlich beschlossen, ihr Eigentumsrecht nicht auseinander zu setzen. Wendelin von Maltzahn (Schillers und Goethes Xenienmanuskript, 1856) hat es nach den Originalhandschriften versucht, die Xenien an die beiden Dichter zu verteilen, doch ist es in vielen Fällen nicht möglich, da der eine den Hexameter, der andere den Pentameter dichtete. In diesen kritischen Epigrammen schwangen beide Dichter die Geißel des Spottes gegen alles Unbedeutende und Mittelmäßige in der Literatur. Namentlich waren die allgemeine deutsche Bibliothek, welche Nicolai (das „Berliner Laternenlicht") herausgab, sowie die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften von Weiße in Leipzig die Zielscheiben ihres Spottes [2]). Die Aufregung, welche die Xenien hervor-

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, 4. Aufl., 2 Teile, Stuttgart (Cotta) 1881. — Georg Hesse (Dresden), Zum Goethe-Schillerschen Briefwechsel, Dresden 1886 (Programm).

[2]) Eduard Boas († 1853 zu Landsberg a. d. Warthe), Schiller und Goethe im Xenienkampf, 2 Teile, Stuttgart 1851. Aus dem Nachlaß desselben gab Wendelin

riefen, war eine gewaltige, und die erbitterten Gegner machten ihrem Herzen in zahlreichen Gegenschriften Luft [1]). Der Sturm legte sich erst nach langer Zeit.

Auf diese Xenien, welche der Musenalmanach des Jahres 1797 enthielt, folgte eine Reihe der schönsten **Balladen** und Romanzen, welche der Jahrgang 1798 von beiden Dichtern brachte. Von Goethe standen darin „Der Zauberlehrling“, „Der Schatzgräber“, „Die Braut von Korinth“, „Der Gott und die Bajadere“. (Von Schiller, s. § 57) [2]).

Daneben wandte sich Goethe, im Unterschiede von Schiller, der zur dramatischen Poesie zurückkehrte, namentlich zu epischen Produktionen. Im Jahre 1796 wurden **„Wilhelm Meisters Lehrjahre“** vollendet, ein Roman, den der Dichter schon 20 Jahre früher begonnen hatte und von dem die ersten sechs Bücher schon vor der italienischen Reise geschrieben waren. Die lange Reihe von Jahren, während welcher Goethe an dem Roman gearbeitet, hat der künstlerischen Einheit des Ganzen Eintrag getan. Es werden in dem Buche die verschiedensten Stände, namentlich der damalige Adel, und die verschiedensten Berufsarten, vorzugsweise das Theaterwesen, charakterisiert. Daneben werden allerhand Kunstansichten besprochen, insbesondere die Gesetze der dramatischen Poesie in Shakespeares Hamlet nachgewiesen. Aber auch Erziehungsprinzipien und religiöse Fragen werden behandelt, sowie die damals in Deutschland sich ausbreitenden geheimen Orden nicht ohne Ironie berührt. So rollt Goethe ein reiches und buntes Bild des Lebens vor uns auf. In dem Romane treten uns eine Reihe von vortrefflich gezeichneten Charakteren entgegen; Marianne und die alte Barbara; Philine und Laertes; der träumerische Wilhelm Meister voll Verlangen, der Kunst und dem Leben anzugehören, ihm gegenüber der prosaische Werner und der straffe, lebenskundige, selbstbewußte Jarno; Mignon, das Kind voll schwermutsvoller Sehnsucht nach der verlorenen Heimat, und der Harfner, der Greis voll Schmerz über die Schuld, der der Mensch im Leben verfällt.

---

von Maltzahn († 5. Juli 1889 in Berlin) das obengenannte Xenienmanuskript heraus, Berlin 1856. — Julius Saupe († 1871 in Gera), die Schiller-Goetheschen Xenien erläutert, Leipzig 1852. — Adolf Stern, Goethe-Schillers Xenien, 2. Aufl., Leipzig (Reclam) 1895. — Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Erich Schmidt und B. Suphan, Weimar 1893.

[1]) In einer solchen Gegenschrift, betitelt „Trogalien (d. h. Nachtisch, Knupperwerk) zur Verdauung der Xenien (Kochstädt, zu finden in der Speisekammer 1797)“ richtete unter der Überschrift „Die neumodigen Distichen“ ein Lehrer am Pädagogium in Halle, Christian Fürchtegott Fulda, gegen Schiller und Goethe das Distichon:

> Īn Wĕimār | ūnd īn | Jēnā | mācht mān Hĕ | xāmĕtĕr | , wīe dēr | ;
> Ābĕr dīe | Pēntāmĕ | tĕr || sīnd dŏch nŏch | ēxcĕllĕn | tĕr || .

Von dem Wandsbecker Boten, Matthias Claudius, stammt das an dieselbe Adresse gerichtete Distichon:

> Im Hexameter zieht der ästhetische Dudelsack Wind ein,
> Im Pentameter drauf läßt er ihn wieder heraus.

[2]) Goethes Gedichte erläutert von Heinrich Viehoff († 1886 in Trier), 3. Aufl., 2 Bände, 1876, und H. Düntzer, 3 Teile, 3. Aufl., 1897. In einer Auswahl erklärt von J. Heuwes, Paderborn 1891, und W. Toischer, Wien (Hölder) 1893. — A. Matthias, Goethes Gedankenlyrik, Leipzig 1902.

Ein Meisterwerk auf epischem Gebiete brachte der Frühling des Jahres 1797. In einer Schrift: „Das liebtätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten" fand Goethe die Erzählung von der Verbindung eines Sohnes aus einer wohlhabenden Familie mit einer Ausgewanderten. Diese Geschichte gab ihm den Stoff zu seinem idyllischen Epos **„Hermann und Dorothea"**, worin uns der Dichter das Bild eines echt deutschen Familienlebens zeichnet. Um seinem Gedichte einen bedeutsamen welthistorischen Hintergrund zu geben, rückte Goethe die Vorgänge aus der Vergangenheit in die Gegenwart, in die Zeit der französischen Revolution, und machte aus den vertriebenen Salzburger Lutheranern Flüchtlinge aus den französischen Grenzlanden. Das Ganze durchweht ein nationaler Geist; deutsche Natur, deutsche Tugend und Sitte werden in überaus zarter Weise geschildert. Im ganzen Gedichte herrscht klare Anschaulichkeit und Freiheit von allem Gesuchten und Gezwungenen. Wir befinden uns stets auf dem Boden des wirklichen Lebens, und zwar des deutschen gemütvollen Lebens, wie es sich im Hause zwischen Eltern und Kindern und in der Stadt unter Bürgern gestaltet. Dieser überaus deutsche Gehalt verbindet sich mit der klassischen Form des Hexameters und dem homerischen Ton der Erzählung. Der Wirt zum goldenen Löwen in einer kleinen Fabrikstadt unweit des rechten Rheinufers hat etwas Behäbiges und Patriarchalisches. Im Besitze selbsterworbenen Reichtums ist er mildtätig („Geben ist Sache des Reichen"), dabei nicht ohne Selbstgefühl. Als Gatte ist er zärtlich und liebevoll, als Vater liegt ihm nur das Wohl seines Sohnes am Herzen; ist er auch zu Zeiten aufbrausend und heftig, so ist doch sein Zorn bald verraucht, und die alte Gutmütigkeit kommt wieder zu ihrem Rechte. Die Wirtin bietet uns das Bild einer sorgsamen Hausfrau; sparsam, aber dabei wohltätig, geschäftig und emsig. Durch Freundlichkeit weiß sie den Einfluß auf ihren Gatten zu behaupten; sie ist die Vermittlerin zwischen dem zuweilen aufbrausenden Vater und dem Sohne, der nur der liebevollen Mutter sein Herz ausschüttet. Der Sohn dieser Eltern, Hermann, ist ein schlichter, zwar tieffühlender, aber langsamer und schüchterner Charakter, der nur allmählich zum sicheren Selbstbewußtsein heranreift. In Dorothea tritt uns die einfache, aber volle Weiblichkeit entgegen, voll inneren Adels und voll edlen Selbstgefühls; hilfreiche Geschäftigkeit und besonnene Gewandtheit sind ihr eigen; auch einen Zug von kühnem Heroismus hat ihr der Dichter verliehen. Der Apotheker ist der Vertreter des beschränkten Philistertums; er hält es mit der guten alten Zeit und will von Neuerungen nichts wissen, er besitzt einen praktischen Blick und ist überaus vorsichtig, aber indem er nur an sich denkt, hat er kein Herz für das allgemeine Wohl. Den Pfarrer nennt der Dichter „die Zierde der Stadt" und charakterisiert ihn mit den Worten: „Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis, war vom hohen Wert der heiligen Schriften durchdrungen, die uns der Menschen Geschicke enthüllen und ihre Gesinnung; und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften" [1]). — Gleichsam als Einleitung zu

[1]) W. v. Humboldt, ästhetische Versuche über Goethes Hermann und Dorothea, 4. Aufl. (mit einem Vorwort von H. Hettner) 1882. — L. Cholevius' ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea, 3. Aufl. (von Gotth. Klee), Leipzig 1897. — Andere Erläuterungsschriften von Becker, 1852; Düntzer, 7. Aufl., Leipzig 1898; Timm 1856; Hiecke 1860; August Funke, 11. Aufl., Paderborn 1901; E. Kuenen, 5. Aufl., Leipzig 1903; K. Gude,

unserm Epos kann die Elegie „Hermann und Dorothea“ betrachtet werden, die Goethe um dieselbe Zeit dichtete[1]).

Nach Vollendung von „Hermann und Dorothea“ unternahm Goethe in dem genannten Jahre 1797 eine dritte Reise in die Schweiz. Auf derselben entstand das Gedicht „Euphrosyne“. Während derselben faßte er auch den Plan zu einem neuen Epos „Wilhelm Tell“, doch gab er denselben bald wieder auf. Überhaupt hat Goethe am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts, also in den Jahren, in welchen Schiller eine große dramatische Schöpfung nach der anderen erscheinen ließ, nur weniges gedichtet. Von kleineren Gedichten erschien damals u. a. „Schäfers Klagelied“. Um für die Bühne in Weimar ein reiches Repertoire zu schaffen, übersetzte er Voltaires Mahomed und Tancred, desgleichen begann er die französische Revolution in einer Trilogie, die natürliche Tochter, zu behandeln, wovon nur der erste Teil, der die Exposition bilden sollte, zum Abschluß kam. Derselbe enthält tiefe Gedanken, ist aber ohne dramatisches Leben. Zwar rühmt Schiller an dem Stücke die „hohe Symbolik“, aber eben weil die Charaktere zu symbolisch, zu allgemein gehalten sind, fehlt ihnen alles Individuelle und Besondere, was ein wesentliches Erfordernis der dramatischen Charaktere ist.

§ 54. Goethes Alter 1805—1832.

Durch den Tod Schillers wurde Goethe tief erschüttert, und den Schmerz darüber überwand er nur langsam und schwer. Seinem früh verstorbenen Freunde setzte er ein bleibendes Denkmal, zugleich ein Zeugnis des tiefsten Verständnisses und der gerechten Würdigung desselben in seinem „Epilog zur Glocke“. Er lebte noch 27 Jahre und war während dieser Zeit auf den verschiedensten Gebieten unausgesetzt tätig. (Es beschäftigten ihn optische Studien, Farbenlehre, osteologische, geologische, meteorologische Untersuchungen, Metamorphose der Pflanzen usw.) Auf dem Gebiete der Poesie schuf er verhältnismäßig nur noch wenig. Das erste umfassendere Werk war der Roman **„Die Wahlverwandtschaften“**, der 1809 erschien. Es zeigt dieser in künstlerischer Beziehung vollendete Roman, wie das Glück des Lebens zerstört wird, sobald sich die Bande der Sittlichkeit lösen. Dieser Gedanke wird durchgeführt in Bezug auf die Ehe, „den Anfang und den Gipfel der Kultur, das heiligste und unauflöslichste Band“, wie sie in dem Romane genannt wird. Es wird die Ehe nur dann eine glückliche und wahre sein,

---

Erläuterungen (Bd. 2, 74 ff.), 10. Aufl., Leipzig 1897; Heinrich Keck 1883; Adolf Lundehn (Großglogau), Leipzig (Siegismund); Adolf Lichtenheld, 3. Aufl., Wien 1887; J. Pölzl, 3. Aufl., Wien (Hölder) 1891; Heinrich Leineweber (Metz), 3. Aufl., Trier 1899; Jacob Wychgram (Leipzig), Bielefeld und Leipzig 1895; Ludwig Sevin (Baden-Baden), 2. Aufl., Berlin 1891; Gustav Hofmeister 1891; Adolf Hauffen (Prag), Leipzig 1893; Joh. Bapt. Krallinger, Bamberg 1893; M. Jahn, Leipzig 1893; L. W. Straub, Stuttgart 1896; Otto Dingeldein, Leipzig; Veit Valentin, Dresden 1897; J. Stoffel, Langensalza 1894; Johannes Schrammen, Goethes Hermann und Dorothea erläutert in 100 Dispositionen, Köln und Leipzig 1892; Wilhelm Macholb (Sondershausen), Gera 1894; Heinze, Aufgaben aus Hermann und Dorothea, Leipzig 1896.

[1]) Nach Goethes Epos hat Karl Töpfer (geb. 1792 in Berlin; † 1871 in Hamburg) ein Schauspiel „Hermann und Dorothea“ in 4 Akten gedichtet.

wenn sich mit natürlicher Liebe sittliche Achtung verbindet. Wo aber die letztere fehlt, ruft das Erscheinen der wahlverwandten Natur einen Kampf hervor zwischen der mächtigen Naturgewalt und der Heiligkeit des Sittengesetzes. In diesem Kampfe gibt es nur einen doppelten Ausgang: Pflicht und Sittlichkeit höher zu achten, als die Stimmungen des Augenblicks und durch Entsagung über die Naturgewalt zu siegen, oder den maßlosen Leidenschaften zu unterliegen und zu Grunde zu gehen. So leben Eduard und Charlotte scheinbar in einer glücklichen Ehe, allein dieses Glück wird getrübt, als sie den Hauptmann und Ottilie auf ihren Landsitz einladen. Sobald die wahlverwandten Naturen sich nähern, beginnt der Kampf. In diesem Kampfe versteht es Charlotte, eine besonnene Frau, voll Kraft, den Wünschen des Herzens zu entsagen, wenn sie der Pflicht widersprechen, und der Hauptmann, ein Mann von Festigkeit und Selbstbeherrschung, durch Achtung vor dem Gesetz der Sittlichkeit die Macht der Liebe zu besiegen. Ottilie dagegen, ganz ein Kind der Natur, der Übermacht der Gefühle hingegeben, und Eduard, der völlig geschäftslose Mann, der nur seinen Grillen und Liebhabereien lebt und Befriedigung seiner Lüste als den höchsten Zweck des Daseins betrachtet, beide besitzen nicht die Kraft der Entsagung, sondern folgen ganz ihren stürmischen Leidenschaften. So zerstören sie das Glück des Lebens und sühnen nur mit ihrem Tode das schwer verletzte Sittengesetz [1]).

Nach Vollendung der Wahlverwandtschaften ging Goethe an die Darstellung seines eigenen Lebens. Von dieser Selbstbiographie, welche den Titel **„Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“** führte, erschien 1811 der erste Teil, woran sich nach und nach noch zwei andere schlossen [2]). In klassischer Form erzählt er darin, wie er als Mensch gelebt, geirrt und gestrebt, und wie er sich als Dichter entwickelt. Das Werk, das zugleich vorzügliche literarhistorische Exkurse enthält, reicht nur bis zu seinem 26. Jahre, bis zu seinem Aufenthalte in Weimar, und wird einigermaßen vervollständigt durch die Beschreibung seiner **italienischen Reise**, seiner **dritten Schweizerreise**, durch die Schilderung der **Campagne in Frankreich** [3]), **der Belagerung von Mainz**, sowie durch die **Tag- und Jahreshefte**.

Während der Freiheitskriege wendete Goethe dem stürmisch-bewegten Leben den Rücken und flüchtete sich in die Beschaulichkeit des Orients. Er begann das Studium des Arabischen und Persischen und lieferte eine ganze Reihe teils freier Bearbeitungen persischer und arabischer Dichtungen, teils Originalpoesie in morgenländischem Gewande. Dieselbe faßte er später in einer Sammlung zusammen unter dem Titel **„Der westöstliche Divan“**

---

[1]) Das Urbild zur Ottilie war Minchen Herzlieb, deren Lebensbild August Hesse 1878 entworfen hat. — Christian Semler, Goethes Wahlverwandtschaften, Hamburg 1886.

[2]) Schulausgaben (in Auswahl) von Leo Smolle (Brünn), Wien 1886; W. Nöldeke (Leipzig), Bielefeld und Leipzig; Ludwig Sevin, 2. Aufl., Karlsruhe 1895; Hermann Schiller, Dresden 1894; Gustav Hofmeister, Leipzig 1895; J. Dahmen (Köln), 4. Aufl., Paderborn 1903; Karl Schirmer, Leipzig 1899 und Alfons Egen, Münster 1903. — Englische Ausgabe von C. A. Buchheim, 2. Aufl., Oxford.

[3]) Von Goethes Campagne in Frankreich besorgte eine treffliche französische Ausgabe A. Chuquet, Paris (Delagrave) 1884 (Einleitung und Noten französisch, Text deutsch).

(1819)[1]). Obgleich aber der große deutsche Dichter an dem großen nationalen Aufschwunge seines Volkes unbeteiligt blieb, so feierte er doch die Befreiung Deutschlands durch das Festspiel **„Des Epimenides Erwachen"**, das am 30. März 1815 in Berlin zur Aufführung gelangte.

Dem greisen Dichter war es noch vergönnt, zwei Werke fortzuführen und zu vollenden, die ihn lange beschäftigt hatten. Im Jahre 1821 erschien die erste Ausgabe von **„Wilhelm Meisters Wanderjahre"**, bestehend aus einer Anzahl von Novellen, in denen namentlich die sittlich-religiöse Erziehung des Menschen besprochen wird. Dieselbe soll von der Familie ausgehen und zur Begründung einer über die ganze Welt ausgebreiteten, alle Bürger beglückenden Genossenschaft führen. Ideen über Erziehung, bürgerliche Gesellschaft und Staatsleben bilden demnach den Hauptinhalt, doch wird an den Faden der Haupterzählung vieles andere angereiht. Daß dem Ganzen der einheitliche Mittelpunkt, die künstlerische Einheit fehlt, hat Goethe selbst gestanden, es kam ihm hier auch nur darauf an, ein reiches mannigfaltiges Leben darzustellen.

Im 82. Jahre seines Lebens (1831) vollendete endlich Goethe das Werk, das ihn 60 Jahre hindurch beschäftigt, den **Faust.** Die ersten Vorarbeiten zu diesem Werke hatte er nach seiner Rückkehr aus Leipzig im elterlichen Hause in Frankfurt gemacht, wo er während seiner Genesung allerhand alchimistische Studien trieb. Bald darauf lernte er auch das alte Volksbuch von Dr. Faust kennen, und die tiefe Idee desselben ergriff ihn mächtig. In Straßburg „summte ihm die alte Sage geheimnisvoll im Kopf herum", und als er in der Frankfurter Frühjahrsmesse 1773 das Puppenspiel gesehen, wurde er in seinem Entschlusse bestärkt, sein eigenes Geistesleben in den Rahmen der alten Faustsage zu fassen. An die Ausarbeitung ging er erst 1774, und zwar sind die ältesten Bestandteile der Eingangsmonolog, das Gespräch Fausts mit seinem Famulus Wagner, dem Urbilde eines Pedanten und Stubengelehrten, sowie die Szenen mit Gretchen[2]). Seitdem fügte er einen Stein nach dem anderen hinzu. Während seiner ersten Schweizerreise brachte er einige Szenen zu Papier; selbst in Italien ließ er die Arbeit nicht ruhen, und im Garten der Villa Borghese schrieb er die Hexenküche. Schon verzweifelte er daran, das Werk zu vollenden, und ließ es 1790 als Fragment drucken. Allein auf Anregung Schillers nahm er das Werk wieder vor und fügte einige neue Stücke hinzu, z. B. die Zueignung und das Vorspiel auf dem Theater; zu diesen beiden Stücken vom Jahre 1791 kam 1806 der Prolog im Himmel, und 1808 wurde der erste Teil ge-

[1]) Die darin gefeierte Suleika ist Frau Marianne v. Willemer in Frankfurt, geb. 1784, gest. 1860, von der sogar einige Gedichte aufgenommen worden sind. Vergl. Goethes Briefwechsel mit Marianne v. Willemer, herausgeg. von Theodor Creizenach († 1877 in Frankfurt a. M.), 2. Aufl., besorgt von dessen Sohn, Wilhelm Creizenach 1878. — Goethes westöstlicher Divan, erläutert von H. Düntzer 1878. — Konrad Burdach, Goethes westöstlicher Divan 1888.

[2]) Die Faustdichtung in der damaligen Gestalt, wie sie Goethe mit nach Weimar brachte, fand Erich Schmidt 1877 in Dresden im Nachlasse des weimarischen Hoffräuleins Luise von Göchhausen bei deren Großneffen, Major v. Göchhausen. Diese Handschrift, die länger als ein Jahrhundert verborgen geblieben war, liegt jetzt gedruckt vor: Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt. Nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt, Weimar 1888. — Wilhelm Gwinner, Goethes Faustidee nach der ursprünglichen Conception aufgedeckt und nachgewiesen, Frankfurt a. M. 1892.

druckt. Seitdem vergingen wieder über 20 Jahre, bis endlich 1831 auch der zweite Teil seinen Abschluß erhielt. Insofern nun zwischen dem Anfange und dem Abschlusse des Faust fast die ganze dichterische Laufbahn Goethes liegt, enthält das Werk Elemente aus den verschiedensten Perioden und bietet uns in dem Rahmen der alten Sage das gesamte Geistesleben des Dichters. Indem aber Goethe Selbsterlebtes darstellt, versteht er es, das Konkrete und Individuelle zu etwas allgemein Menschlichem zu erheben, so daß wir nicht bloß ein Zeitbild, sondern ein Welt- und Menschheitsbild haben. Es treten uns in der Fausttragödie mit der bunten Mannigfaltigkeit von Szenen, in denen das Liebliche, Zarte, Duftige mit dem Dämonischen, Furchtbaren und Grauenhaften wechselt, die verschiedenartigsten Bilder menschlichen Treibens und tausenderlei Schattierungen menschlichen Fühlens und Denkens entgegen. Vor allem werden die gewaltigsten Seelenkämpfe darin vorgeführt, es wird der Kampf zwischen Glauben und Wissen, zwischen der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen dargestellt. Faust ist der Mensch, den ein unersättlicher Durst erfüllt nach einer alle Höhen und Tiefen umfassenden Erkenntnis. Alle Gebiete des Wissens hat er durchmessen, alle Wissenschaften hat er studiert, aber die gehoffte innere Befriedigung nicht gefunden. Selbst die Magie, der er sich ergeben, führt ihn nicht an den Urquell des Daseins. Ist es ihm auch vergönnt, mit Geistern zu verkehren, und mag er auch den Erdgeist zu zitieren; derselbe erscheint nur, um ihm höhnend zuzurufen, daß er das Übersinnliche nicht zu erfassen vermöge: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst: nicht mir!“ Deshalb faßt er den Entschluß, durch einen Trunk aus dem Giftbecher sich von den Banden des Körpers zu befreien, die ihn an dem Eindringen in das Innere der Natur und in das Wesen der Dinge verhindern. Schon hat er den Becher zum Munde geführt, da vernimmt er vom nahen Dome Glockenklang und den Ostergesang: Christ ist erstanden! Diese Töne rufen die süße Erinnerung an die glücklichen Jahre der Kindheit in ihm wach, wo seine Seele im Glauben den Frieden gefunden, und halten ihn von seinem Vorhaben ab. Sein erstes Trachten ist es nun, diesen Glauben an die göttliche Offenbarung in seinem Innern neu zu begründen. Allein der Zweifel regt sich von neuem in seinem Herzen, also daß er die einfache Größe des Offenbarungswortes nicht mehr verstehen kann. Er beginnt nun zu grübeln und wird die Beute des Teufels, der ihn schon in weiten Kreisen umzogen. In Gestalt eines Pudels naht er sich ihm auf einem Spaziergange, zieht immer engere Kreise um ihn und schmiegt sich endlich wedelnd ihm zu Füßen, so daß ihn Faust auf sein Zimmer mitnimmt. Hier erfolgt die Beschwörung des bösen Geistes, bei der sich Faust der in den alten Zauberbüchern gebräuchlichen Formeln bedient. Diese Zauberformeln wirken, und aus der tierischen Hülle tritt als des Pudels Kern Mephistopheles als fahrender Scholast. Derselbe bezeichnet sich selbst als den „Geist, der stets verneint“, und er ist in dem ganzen Gedichte die Negation von allem, was gut, wahr, schön, erhaben, rein ist. Äußerlich ist er aalglatt und geschmeidig, gewandt und galant, innerlich aber die Bosheit, Selbstsucht, Gemeinheit selbst. Mephistopheles verspricht dem Faust, ihn in diesem Leben wahrhaft glücklich zu machen, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Faust stellt die Bedingung: „Werd' ich zum Augenblick sagen: verweile doch, du bist so schön! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern

zu Grunde geh'n!" Nachdem Faust den Vertrag — wie in der alten Volkssage — mit seinem Blute unterschrieben, führt ihn Mephistopheles in die verschiedensten Kreise des sinnlichen Genusses. Allein weder das wilde Zechgelage in Auerbachs Keller, noch das Zauberwesen in der Hexenküche vermögen ihn zu fesseln. Da führt ihm Mephistopheles das Bild Gretchens vor, die sein Herz mit unwiderstehlicher Leidenschaft entflammt. Gretchen ist eine der lieblichsten Gestalten, die Goethe gezeichnet, ein Mädchen voll Naivität und Unschuld. Faust ist dem ersehnten Glück nahe, das reine ideale Streben scheint Gretchen gegenüber die Oberhand zu erhalten; allein der Einfluß des Bösen siegt, und von seiner idealen Höhe sinkt er herab zur niederen, gemeinen Sinnenlust. Der reine Spiegel von Gretchens Seele wird getrübt: die unbegrenzte Liebe zu Faust führt sie in ihrer arglosen Naivität ab vom Wege der Unschuld. Sobald sie aber diese verloren, ist der böse Geist geschäftig, sie immer tiefer ins Elend zu stürzen; es fällt Schlag auf Schlag auf das Haupt der Unglücklichen. Es stirbt ihre Mutter an einem Schlaftrunk, den Gretchen ihr auf Fausts Rat eingegeben; es stirbt ihr Bruder Valentin, nachdem er noch den Fluch über seine Schwester ausgesprochen. Mit dem furchtbaren Schuldbewußtsein im Herzen fleht sie vor dem Bilde der Mutter Gottes: „Ach neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not!" Wir finden sie unter der Last des Jammers erliegend im Dom, wo die Orgeltöne ihr wie Posaunen des Gerichts klingen, und wo sie unter dem entsetzlichen Geflüster des bösen Geistes ohnmächtig niedersinkt. Der unersättliche Faust stürzt sich inzwischen, nachdem er diese Blume geknickt, in das wüste Treiben des Blocksberges. Allein der gräßliche Wirrwarr der Walpurgisnacht kann die brennende Qual seines Herzens nicht übertäuben. Mitten in dem wilden Lärm wird die Erinnerung an Gretchen in ihm wach, deren ganzes Elend er jetzt erfährt. Er hört mit Entsetzen, daß sie auch die Mörderin ihres Kindes geworden, daß der Wahnsinn ihren Geist umnachtet, daß sie im Gefängnis schmachtet, dem Arme der irdischen Gerechtigkeit verfallen, um ihre Schuld mit dem Tode zu büßen. Faust tobt und wütet gegen Mephistopheles, der ihm dies verheimlicht hat, er will sich von ihm lossagen, allein die Verzweiflung treibt ihn wieder zu ihm hin; er soll ihm bei der Rettung Gretchens aus dem Kerker behilflich sein. Mit einem Schlüsselbunde und einer Lampe betritt Faust das Gefängnis, um Gretchen zu befreien; dieselbe zögert. Da schaut das widrige Gesicht des Mephistopheles, der zur Eile mahnt, durch die Tür, und entsetzt wendet sie sich ab; einer solchen Rettung mag sie sich nicht vertrauen. Sie fällt auf Erden der strafenden Gerchtigkeit anheim, aber der höhere Richter, an dessen Gnade sie sich reuig wendet, vergibt ihr, und eine Stimme von oben kündigt ihr die Vergebung an mit den Worten: sie ist gerettet! Faust dagegen ist noch an Mephistopheles gebunden, der ihn nun mit den Worten an sich zieht: Her zu mir! Doch vernimmt er noch die liebevoll warnende Stimme: Heinrich, Heinrich! Damit schließt der erste Teil. In demselben hat Faust alle Gebiete des Wissens durchmessen, ohne daß sein brennender Durst gestillt worden; er hat sodann alle Genüsse gekostet, ohne davon befriedigt zu werden.

Im zweiten Teile durchmißt Faust an der Hand des Mephistopheles neue Bahnen, und zwar zunächst die des Hof- und Staatslebens. Wir finden beide am Hofe eines Kaisers, dessen Reich sehr im Argen liegt, denn Gewalt geht vor Recht, Bestechlichkeit herrscht aller Orten, besonders

aber sind die Kassen leer und die Staatsschuld ist ins Ungeheuere gesteigert. In dieser Not erweist sich Mephistopheles als ein Mann der Zeit, er allein kennt ein Mittel, aus der augenblicklichen Verlegenheit herauszukommen: er erfindet das Papiergeld, und Faust macht sich durch allerhand Finanzspekulationen am Hofe und im Reiche beliebt. Doch bald ist ihm auch dieses Treiben zuwider, und er durchwandert die klassische Welt, um das Ideal der Schönheit zu suchen, das er endlich in der Helena findet. Diese Gestalt findet sich bereits in der alten Faustsage, aber ihr Verhältnis zu Faust hat Goethe nach seinem eigenen Geiste umgestaltet und zu einer eigentümlichen Allegorie benutzt. Durch die Vermählung der Helena mit Faust stellt er die Verschmelzung der antiken und mittelalterlichen Poesie dar und macht deren Sohn Euphorion, in welchem er Lord Byron ein Denkmal setzte, zum Vertreter der romantischen Dichtung. Aber auch das griechische Ideal verschwindet wieder, und nur das Gewand desselben bleibt zurück. Auch die Kunst, an deren Hand er geistig gereift ist, vermag Faust nicht wahre Befriedigung zu verschaffen, und sein Streben geht nun dahin, praktisch tätig zu sein. So ringt er dem Meere Land ab, macht es fruchtbar, legt Kolonien darauf an, sendet Handelsflotten aus, kurz, entwickelt eine segensreiche industrielle und merkantile Tätigkeit. Dieses rastlose Wirken für das Wohl anderer gewährt Faust den Genuß eines ruhigen Alters, und jetzt findet er zum erstenmal die längst vergeblich gesuchte Befriedigung. Voll Entzücken ruft er im Hinblick auf die arbeitende Menschheit aus: „Das ist der Weisheit letzter Schluß: nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß. Solch' ein Gewimmel möcht' ich seh'n, auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n. Zum Augenblicke dürft' ich sagen: Verweile doch, du bist so schön! Im Vorgefühl von solchem hohen Glück genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!" Damit knüpfte Goethe wieder an den mit Mephistopheles geschlossenen Vertrag an, und mit diesem Worte stirbt Faust. Mephistopheles will sich mit Hilfe der höllischen Geister der emporstrebenden Seele bemächtigen, allein die himmlischen Heerscharen entführen „Fausts Unsterbliches" und singen: „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen; und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen, begegnet ihm die sel'ge Schar mit herzlichem Willkommen". Faust hat in einem tätigen Leben seine edle Kraft bewährt und im sauren Schweiße der Arbeit sich von dem ihn begleitenden bösen Geiste immer unabhängiger zu machen gestrebt, und so wird er von der göttlichen Gnade gerettet.

An poetischem Werte steht der erste Teil des Faust hoch über dem zweiten. Während dort frisches, warmes und individuelles Leben herrscht, begegnen wir hier einem Hange zum Allegorischen und Symbolischen. So ist im ersten Teile Gretchen ein durchaus individueller Charakter, ein frommes sinniges Kind voll Naivität und Anmut; im zweiten Teil dagegen Helena nur eine Allegorie der klassischen Poesie. Goethe selbst hat gestanden, daß er in den zweiten Teil seines Faust „viel hineingeheimnist", und es werden daher viel Dunkelheiten bleiben, die auch die zahlreichen erklärenden Schriften nicht ganz aufzuhellen vermögen [1]).

---

[1]) Es mögen von den vielen Kommentaren nur erwähnt werden der von Christian Hermann Weiße († 1866 in Leipzig), 1837; H. Düntzer, 1. Teil: 6. Aufl., 1899,

Als Goethe den Faust vollendet hatte, war ein schwerer Stein, der lange auf ihm gelastet, hinweggewälzt, er meinte, seine Aufgabe als Dichter gelöst zu haben und erklärte gegen Eckermann, der ihm bei der Redaktion seiner Werke vielfach behilflich war [1]), die Zeit, die ihm noch zu leben vergönnt sei, „als ein reines Geschenk" ansehen zu können. Er starb den 22. März 1832 nach kurzer Krankheit. Seine letzten Worte waren: „Mehr Licht!" In der Fürstengruft zu Weimar wurden des Dichters irdische Überreste beigesetzt [2]).

Schiller [3]).

§ 55. Schillers Jugend 1759—1785.

(Johann Christoph) Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach, einem württembergischen Städtchen, geboren. Sein Vater, der früher Wundarzt gewesen, aber beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges als Soldat in württembergische Dienste getreten war, war damals

2. Teil: 5. Aufl., Leipzig 1900; J. Saupe, 1856; Alexander Schnetger († 1881 in Dresden), 1858; Friedrich Kreißig († 1879 zu Frankfurt a. Main), Vorlesungen, 2. Aufl. (herausgegeben von Franz Kern), Berlin 1890; Otto Vilmar (zum Verständnisse Goethes), 5. Aufl., Marburg 1900; Georg von Loeper, 2. Aufl., 1879; Friedrich Theodor Vischer (Professor in Stuttgart, † 1887 im Gmunden), 1875; Hermann Küntzel, 1877; Hermann Baumgart, Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert, Königsberg 1893; Kuno Fischer, 4. Aufl., 4 Bände, Stuttgart 1902—1904; Alexander von Oettingen, 2 Bände, 1880; Karl Julius Schröer († 1900 in Wien), 2 Bände, 3. Aufl., 1893; Oswald Marbach (Leipzig), 1881; Hermann Schreyer (Schulpforta), 1881; Veit Valentin, Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit, Berlin 1895; Moriz Carriere, Leipzig; Otto Pniower, Berlin 1899; J. Minor, 2 Bände, Stuttgart 1901; Richard Gorter (München), Goethes Faust 2. Teil, Leipzig 1902; Maria Pospischil, volkstümliche Erklärung des Faust, Hamburg 1902. — Schulausgaben von Hugo Horak, Wien (Hölder) 1888; V. Valentin, Dresden 1897; Hermann Steuding (Wurzen), 1. und 2. Teil, Leipzig 1899—1900. — Goethes Faust als Bühnenwerk behandelt Wilhelm Creizenach, 1881. — Gegen allzukühne Erklärer des 2. Teils wendet sich Faust, der Tragödie 3. Teil (von Fr. Th. Vischer), 5. Aufl., Tübingen 1901. — Ins Französische hat Goethes Faust meisterhaft übersetzt François Sabatier, Paris 1893. — Die beste englische Übersetzung ist die von Bayard Taylor. — Adolf Müller (Fausts Kampf und Sieg, 3. Aufl., Dresden 1902), versucht in seiner Tragödie eine Fortsetzung des 1. Teils von Goethes großem Werke und bietet dem deutschen Volke einen protestantischen Faust.

[1]) Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens von Johann Peter Eckermann (einem geborenen Hannoveraner, großherzogl. sächs. Hofrat, treuem Freunde und Sekretär Goethes), 6. Aufl., 3 Bände, Leipzig 1885. Mit Einleitung und Anmerkungen von O. Roquette, 3 Bände, Stuttgart 1895—96. Neue Ausgabe von Adolf Bartels, 2 Bände, Leipzig 1901. Eine Ergänzung zu diesen Gesprächen bilden „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller", herausgegeben von dem großherzogl. Archivrat Burkhardt in Weimar, 2. Aufl., Stuttgart 1898. — Th. Vogel (Dresden), Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen, 2. Aufl., Leipzig 1900.

[2]) Von Goethes beiden Enkeln starb der eine, Wolfgang (geb. 1819), 1883, der andere, Walther (geb. 1818), den 15. April 1885. Beide waren Kinder von Goethes einzigem, 1789 geborenen Sohn August, der sich 1817 mit Ottilie von Pogwisch vermählte und 1830 starb.

[3]) Karl Hoffmeister († 1844 in Köln), Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke, 1837—39, 5 Bände, neu bearbeitet von Heinrich Viehoff, 3 Teile in 1 Bande

Leutnant, stieg aber nach und nach zu dem Range eines Hauptmanns und eines Aufsehers der Gärten und Baumpflanzungen des Schlosses Solitude [1]). Seine Mutter (Elisabeth, geb. Kodweiß, Tochter des Gastwirts „zum goldenen Löwen" in Marbach) war eine echt weibliche, fromme und für die Poesie empfängliche Natur, und manche Züge derselben sind auf den Sohn übergegangen [2]). Da der Vater das Standquartier öfters wechselte, erhielt der Knabe den Unterricht an verschiedenen Orten. In Lorch an der Rems, einem kleinen Grenzorte, wo Schillers Vater als Werbeoffizier stand, unterrichtete den Knaben der Pfarrer Moser, dem er später in seinen Räubern ein Denkmal setzte. Von Lorch kam er auf die lateinische Schule zu Ludwigsburg. Theologie zu studieren war damals sein Lieblingswunsch. Die Bibel, besonders die Psalmen und Propheten des Alten Testaments, Luthers, Paul Gerhardts, Gellerts Lieder waren schon vom Vaterhause her seine Lieblingslektüre. Bald aber wurde seinen Studien eine andere Richtung gegeben, und zwar durch den Herzog Karl Eugen (geb. 1728, † 1793; er war ein Fürst von hervorragenden Geistesanlagen, der aber in seiner Jugend den heftigsten Leidenschaften rückhaltslos folgte). Derselbe hatte auf seinem Lustschlosse Solitude eine militärische Bildungsanstalt errichtet, und in diese wurde auf ausdrücklichen Wunsch des Herzogs, der die Schule besonders für die Söhne seiner Offiziere bestimmt hatte, auch der junge Schiller aufgenommen. Mit dem Eintritt in diese Anstalt, die er von 1773 bis 1780 besuchte, mußte er zu seinem und seines Vaters großem Schmerze die Theologie, die in den Lehrplan nicht aufgenommen war, aufgeben. Er entschied sich zunächst für die Jurisprudenz, vertauschte diese aber, als die Militärschule unter dem Namen einer Akademie 1775 nach Stuttgart verlegt und auch ein Lehrstuhl für Medizin errichtet wurde, mit der letzteren. Die Zucht war eine

---

2. Aufl., Stuttgart 1888. — Emil Palleske († 1880 zu Thal bei Eisenach), Schillers Leben und Werke, 15. Aufl. (besorgt von Hermann Fischer), 2 Bände, 1900. — Thomas Carlyle († 1881 in London), Leben Schillers, 1830 (aus dem Englischen). — August Spieß, Schillers Leben und Dichtungen, Wiesbaden 1859. — Gustav Schwab, Schillers Leben, 1840. — Karoline von Wolzogen († 1847 in Jena), Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner, 5. Aufl., 1876. — Heinrich Düntzer, Schillers Leben, Leipzig (Fues) 1883. — E. Hepp, Schillers Leben und Dichten, Leipzig 1885. — Otto Brahm, Schiller, 2 Bände, Berlin 1888. — Richard Weltrich (unvollendet), Stuttgart 1885. — Otto Lyon, Schillers Leben und Werke, Leipzig 1890. — J. Wychgram, Schiller, dem deutschen Volke dargestellt, 3. Aufl., Bielefeld 1898. — Otto Harnack, 2 Bände, Berlin 1898. — Ludwig Bellermann, Leipzig 1901. — Die Biographie von J. Minor (Wien), „Schiller, sein Leben und seine Werke", soll 4 Bände umfassen, Berlin 1890 ff. — Wahrheit und Dichtung enthält der Roman von Hermann Kurz „Schillers Heimatjahre", der die Jugendzeit des Dichters behandelt. — Von Moritz Zille erschien eine Schillerhalle, alphabetisch geordneter Gedankenschatz aus Schillers Werken und Briefen, Leipzig 1870. — Von Ludwig Rudolph und Karl Goldbeck (Berlin) ein Schillerlexikon, erläuterndes Wörterbuch zu Schillers Dichterwerken, 2 Bände, Berlin 1869. — Gustav Kettner, Schillerstudien (Programm), Schulpforta 1894. — Von Schillers Werken veranstaltete eine historisch-kritische Ausgabe K. Goedeke im Verein mit Ellissen, Köhler u. a. 1867 ff., 15 Teile. — Andere Ausgaben besorgten W. v. Maltzahn u. a., 16 Teile (Berlin, Hempel), und R. Boxberger (Kürschners deutsche Nationalliteratur), 12 Bände (Stuttgart, Spemann). — Von Schillers Briefen erschien eine kritische Gesamtausgabe von Fritz Jonas, 7 Bände, Stuttgart 1892—96.

[1]) Oskar Brosin, Schillers Vater, ein Lebensbild, 1879.

[2]) Ernst Müller, Schillers Mutter, ein Lebensbild, Leipzig 1894.

militärische, und der Verkehr mit der Außenwelt möglichst eingeschränkt. Trotz dieser Einschränkung fanden doch nach und nach Rousseau und Ossian, Klopstocks Messias, Goethes Götz und Werther, Gerstenbergs Ugolino, Leisewitzens Julius von Tarent und Müllers Faust Eingang und wurden mit Begeisterung gelesen. Klopstocks Messias ergriff unsern Schiller so mächtig, daß er den Plan zu einem epischen Gedichte faßte, dessen Held Moses sein sollte. Allein die anderen ebengenannten Dichter, namentlich aber Shakespeare, den er in Wielands Übersetzung kennen lernte, wiesen ihn auf das Drama hin und weckten sein Talent für diese Gattung der Poesie. Es tauchten in ihm allerlei Pläne zu großen Tragödien auf, und er arbeitete an zwei Trauerspielen: „Der Student von Nassau“ und „Cosmus von Medici“ (dem Julius von Tarent nachgebildet). Beide Versuche wurden wiederum vernichtet und an ihre Stelle trat die erste großartige Schöpfung seines Jünglingsalters, **„Die Räuber“**, die er als 18jähriger Jüngling begann und noch auf der Karlsakademie[1]) unbemerkt dichtete, die er aber erst nach seinem Austritt aus derselben in seiner neuen Stellung, welche er als Regimentschirurgus in Stuttgart bekleidete, 1781 erscheinen ließ (das Jahr darauf wurde das Stück für die Bühne umgearbeitet).

Die Räuber sind ein Erzeugnis der Sturm- und Drangperiode; es spricht sich in demselben der ungestüme Freiheitsdrang des Dichters aus, seine Entrüstung über die drückenden Fesseln, welche den freien Schwung des Geistes lähmten, sowie seine bis zum Ingrimm gesteigerte Unzufriedenheit mit der in der Welt herrschenden Ordnung. Wenn Karl Moor empört ist über die Tatlosigkeit und Kraftlosigkeit seines Jahrhunderts, voll Ingrimm darüber, daß er seinen Willen in Gesetze schnüren muß, die noch keinen großen Mann gebildet haben, während die Freiheit Kolosse ausbrüte, wenn „sein Geist nach Taten, sein Atem nach Freiheit dürstet“, so spricht damit Schiller seinen eigenen Unmut über die beengenden und bedrückenden Verhältnisse, wie solche auf der Karlsschule bestanden, und seine Unzufriedenheit mit der lasterhaften Welt aus, in der das Hohe und Herrliche am Schlechten und Gemeinen zu Grunde geht. Das Drama selbst nimmt folgenden Gang: Der regierende Graf von Moor, Maximilian, hat zwei Söhne, Karl und Franz, von denen sich jener auf der Universität befindet, dieser daheim auf dem Schlosse lebt. Karl, ein feurig strebender Charakter, hat sich im jugendlichen Übermut auf der Universität Leipzig zu mancherlei tollen Streichen hinreißen lassen. Von Reue ergriffen, gesteht er dem Vater offen seine Übereilung und hofft von demselben Vergebung, um dann auf das Schloß zurückzukehren und an der Seite der Amalie, die er innig liebt, glücklich zu sein. Der gutmütige Vater ist auch geneigt, seinem reuigen Sohne zu vergeben, allein sein jüngerer Bruder Franz weiß dies zu hintertreiben. Schon längst ist er neidisch auf das Schoßkind Karl und grollt mit dem Schöpfer, der ihn häßlich geschaffen und seinen Bruder bevorzugt. Jetzt bietet sich ihm eine Gelegenheit, diesen zu vernichten und sich zum Herrn des Hauses zu machen, indem er seinen Vater und seinen Bruder belügt. Der teuflische Plan gelingt: der alte Moor glaubt, daß sein Sohn wegen gemeiner Verbrechen steckbrieflich verfolgt werde, Karl glaubt, daß

[1]) Den Namen „hohe Karlsschule“ erhielt die Militärakademie erst nach Schillers Austritt, als Kaiser Joseph dieselbe am 22. Dezember 1781 in den Rang einer deutschen Universität für drei Fakultäten erhoben hatte.

sein Vater ihn verflucht habe, und in seiner Erwartung, als Reuiger Gnade zu finden, so bitter getäuscht, wird er von Wut und Haß gegen das ganze Menschengeschlecht erfüllt, in dem keine Liebe mehr herrsche. Er stellt sich an die Spitze von Räubern, und mit ihnen will er die Welt aus ihren Angeln heben: als Räuberhauptmann gedenkt er die ungerechte Welt mit dem Schwerte und nötigenfalls mit Feuer zu heilen. So bluten Schuldige und Unschuldige unter seinem Racheschwert. Seinen unglücklichen Vater, den Franz in einen abgelegenen Turm gebracht und zum Hungertode verdammt hatte, befreit er. Der alte Moor stirbt, als sich sein Befreier ihm zu erkennen gibt. Endlich aber erkennt dieser, daß er nicht der Mann sei, das Racheschwert des oberen Tribunals zu führen, und daß er nur Unrecht durch neues Unrecht habe ausrotten wollen. „O, über mich Narren," — so lautet sein offenes Bekenntnis — „der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu erhalten! — Da stehe ich am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähneklappern und Heulen, daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden. Die mißhandelte Ordnung bedarf eines Opfers, das ihre unverletzbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfaltet. Dieses Opfer bin ich selbst; ich selbst muß für sie des Todes sterben." Er weiht Amalie, seine Geliebte, die ihm immer und trotz der boshaften Künste des Franz treu geblieben, dem Tode und liefert sich selbst der strafenden Gerechtigkeit aus, um die beleidigten Gesetze zu versöhnen und die verletzte Ordnung wieder herzustellen.

Während Karl ein von Haus aus edler Charakter ist, der nur durch die Bosheit der Menschen zum Verbrechen geführt wird und dadurch in Schuld verfällt, daß er in eigenmächtiger Weise durch gesetzwidrige Mittel das Böse zu vertilgen strebt, ist Franz mit Wissen und Willen böse, ein vollendeter Heuchler und Schurke, ohne alle Liebe und ohne jegliche Pietät. Aber auch ihn ereilt die rächende Nemesis; im Angesicht des Todes wird sein Gewissen wach, doch nicht Reue, sondern Verzweiflung ergreift ihn, und zuletzt erdrosselt er sich mit seiner goldenen Hutschnur. So feiert am Schlusse des Stückes das Gesetz der sittlichen Weltordnung einen Triumph [1]).

Trotz der äußerst lebhaften Handlung und trotz einer Fülle wahrer Empfindung hat das Drama seine Mängel, die Schiller später selbst am besten erkannt und in seiner Kritik der Räuber offen bekannt hat! „Unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal — sagte er in der rheinischen Thalia — mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück nicht in der Welt vorhanden war. Wenn von den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete." Aber gerade das Ungeheure, das Exzentrische gefiel der Zeit, und schon bei der ersten Aufführung in Mannheim (13. Januar 1782), die der Intendant

---

[1]) Hermann Unbescheid (Dresden), „Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre", 2. Aufl., Berlin 1891. Ludwig Bellermann (Berlin), Schillers Dramen, „Beiträge zu ihrem Verständnis", 2. Aufl., 2 Teile, Berlin 1898. — Schillers Räuber, erläutert von H. Düntzer, 2. Aufl., Leipzig 1876. Schulausgaben von J. Neubauer, Wien 1887; Franz Spengler Wien (Hölder) 1890; Rudolf Scheich, Leipzig 1895; Erich Bischoff, Leipzig 1899.

der dortigen Nationalbühne Freiherr von Dalberg (später badenscher Minister, † 1806) ins Werk setzte, fand das Drama ungeheueren Beifall und erregte ungewöhnliches Aufsehen.

Der Herzog Karl Eugen freilich war nichts weniger als damit zufrieden und verbot dem Dichter aufs strengste, etwas anderes als Medizinisches drucken zu lassen. Ja, als Schiller ohne Urlaub nach Mannheim reiste, um einer Aufführung seiner Räuber beizuwohnen, erhielt er vom Herzog dafür Arrest. Da der Herzog jenes Verbot, irgend etwas Poetisches zu schreiben, nicht zurücknahm, und der Dichter bereits an einem neuen Stück arbeitete, so opferte er der Poesie sein Amt, Familie und Vaterland. Er gab seine Stellung als Regimentschirurgus auf und floh den 22. September 1782 mit seinem Freunde, dem Musikus Andreas Streicher († 1833 in Wien), zunächst nach Mannheim[1]). Hier hoffte er vom Freiherrn von Dalberg, der mit dem württembergischen Hofe in naher Beziehung stand, auf eine gütliche Ausgleichung des Zerwürfnisses mit dem Herzog, sowie auf Unterstützung. Da er aber von demselben im Stich gelassen und in seinem Vertrauen getäuscht wurde, begab er sich nach dem benachbarten Oggersheim, und als er sich auch hier vor den Verfolgungen des Herzogs nicht sicher glaubte, folgte er einer Einladung der Frau von Wolzogen, die ihm auf ihrem Landgute Bauerbach unweit Meiningen eine freundliche Zufluchtsstätte bot, wo der Dichter in tiefster Einsamkeit lebte. Einen Freund gewann er hier in dem Bibliothekar Reinwald aus Meiningen, der sich später mit des Dichters Schwester vermählte[2]).

Unterdessen hatte Schiller ein zweites Drama vollendet: **„Die Verschwörung des Fiesko von Genua“**, republikanisches Trauerspiel, das 1783 erschien und gleichfalls der Sturm- und Drangperiode angehört. Während in den Räubern eine verdorbene Welt mit roher Gewalt zertrümmert werden soll, will Fiesko die alte Staatsform mit List und Klugheit stürzen. Der Schauplatz des Dramas ist das republikanische Genua, das, unter dem alten Andreas Doria mächtig und blühend geworden, unter dem Neffen desselben, dem frechen Wüstling Gianettino, in Gefahr ist, seine alte Freiheit und seine republikanische Verfassung zu verlieren. Eine dumpfe Gärung herrscht deshalb unter den Patrioten, und Fiesko, Graf von Lavagna, benutzt diese Umzufriedenheit, um die Verschwörung einzuleiten, welche die Dorias stürzen und Genua freimachen soll. Allein die Macht, die er erlangt, weckt in seiner Seele den Ehrgeiz und die Herrschsucht. Anstatt die reine republikanische Verfassung wieder herzustellen, strebt er darnach, sich die Herzogskrone aufs Haupt zu setzen. Seine Gemahlin Leonore, die als der gute Engel ihm zur Seite steht, warnt den vom Ehrgeiz Verblendeten, desgleichen beschwört ihn Verrina, der strengste Republikaner unter den Mitverschworenen; beide vergeblich. So eilt er in sein Verderben. Schon meint er seines Sieges gewiß zu sein, da wird er von dem starren Republikaner Verrina gestürzt. So ist das Drama nach Schillers eigenen Worten „ein großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehr-

---

[1]) A. Streicher, Schillers Flucht von Stuttgart, 1836. — A. von Schloßberger, archivalische Nachlese zur Schillerliteratur, Stuttgart 1877. — Franz Anders, Schillers Flucht aus der Heimat (Programm des Leibniz-Gymnasiums), Berlin 1887.

[2]) Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, herausgegeben von K. Goedeke, 1875.

geizes". Während in den Räubern eine wilde, unbändige Phantasie herrscht, sucht Schiller im Fiesko schon mehr feste historische Gestalten zu zeichnen und er begann damit schon den Weg zu beschreiten, auf welchem er später das Höchste auf dem dramatischen Gebiete erreicht hat. Da freilich der Dichter in der Schule des politischen Lebens noch wenig Erfahrung gemacht hatte, so tragen die Charaktere teilweise etwas Unwahres und Unfertiges an sich, auch besitzt das Stück nicht die Wahrheit und Wärme der Empfindung, wie die Räuber, daher fand es auch auf dem Theater nicht dieselbe enthusiastische Aufnahme [1]).

Auf dieses „republikanische Trauerspiel" folgte **„Kabale und Liebe"** (ursprünglich hieß es „Luise Millerin"), ein bürgerliches Trauerspiel, das 1784 erschien. Bereits in Stuttgart hatte Schiller den Plan zu diesem Stücke entworfen (während seines 14tägigen Arrestes), in Oggersheim hatte er in der ärmlichen Wirtsstube daran gearbeitet, in Bauerbach wurde es vollendet. Es ist das dritte Erzeugnis aus der Sturm- und Drangperiode unseres Dichters; es ist auch dieses Stück hervorgegangen aus dem Unmute darüber, daß das Hohe und Edle in dieser verdorbenen Welt dem Gemeinen und Schlechten unterliegt. In Kabale und Liebe wird namentlich die Verworfenheit des mit allen Lastern befleckten Hoflebens in grellen Kontrast gestellt zu dem zwar wenig gebildeten, aber tugendhaften Bürgerstande, der von der despotischen Willkür mit Füßen getreten wird. Wenn der Dichter ein zerrüttetes Hofleben und ein zu Grunde gerichtetes kleines Land darstellt, dessen Fürst die Söhne seines Volkes als Soldaten nach Amerika verkauft, um einen Schmuck für seine Geliebte zu bezahlen, so waren Beziehungen auf den Herzog Karl Eugen von Württemberg und die Gräfin von Hohenheim nicht zu verkennen. In solchen Verhältnissen, wo vom Bürgerstande nur als von der „Bürgerkanaille" gesprochen wurde, galt die Verbindung eines Edelmanns mit einer Bürgerlichen als durchaus entehrend. Über diese verdorbene Umgebung erhob sich Ferdinand, der Sohn des allmächtigen Präsidenten von Walter. Zwar hat ihn der Vater für Lady Milford, die verlassene Geliebte des Fürsten, bestimmt, allein der Sohn, der sich über die herkömmlichen Standes- und Rangunterschiede erhebt, widersetzt sich dem Willen des Vaters und schenkt sein Herz der Tochter des Stadtmusikanten, Luise Miller. Der Präsident bietet alles auf, um diese Verbindung zu lösen; zu diesem Zwecke läßt er Luisens Vater gefangen nehmen; Luise selbst aber wird, um ihren Vater zu befreien, vom Sekretär des Präsidenten, Wurm, dahin vermocht, einen Brief zu schreiben, den er dieser diktiert, und zwar einen Liebesbrief an den Hofmarschall von Kalb. Die Bosheit erreicht ihr Ziel. Ferdinand, dem dieser Brief geschickt in die Hände gespielt wird, mag nicht länger leben, da sein Glaube an die Treue der Geliebten so grausam gestört wird, er gibt ihr und sich selbst den Tod. Sterbend gibt ihm Luise den vollen Aufschluß. Die Schuldigen verfallen dem Gericht. — Das Stück enthält, wie alle Produkte der Sturm- und Drangperiode, mancherlei Übertreibungen und Unnatürlichkeiten, sowie ein überschwengliches Pathos. Dennoch begegnen wir in diesem Drama einzelnen Gestalten, in denen der Dichter die ideale Traumwelt verläßt und in das wirkliche Leben der Gegenwart greift, das er nun schon aus eigener Anschauung kannte. So ist Luise der erste weibliche Charakter, der

---

[1]) Schulausgabe von Oskar Langer, Leipzig 1896.

dem Dichter geglückt ist[1]). Der gelungenste Charakter aber des ganzen Stückes ist der alte Musiker Miller, ein braver, gerader und schlichter Mann, der es verschmäht, vor den Mächtigen und Einflußreichen zu kriechen, und der mit seiner Familie rechtlos zu Grunde gerichtet wird. Bei seiner Aufführung übte das Drama eine unwiderstehlich hinreißende Gewalt und blieb neben den Räubern lange Zeit eines der beliebtesten Bühnenstücke[2]).

Hand in Hand mit diesen Dramen gehen die lyrischen Gedichte der stürmenden Jugendperiode, die in der von Schiller herausgegebenen **Anthologie** erschienen. Sie tragen den Charakter der Sturm- und Drangperiode, sind vielfach formlos, voll Überschwenglichkeit und Leidenschaftlichkeit und ungestümen Freiheitsdranges. Zu den vorzüglichsten darunter gehören: „Die Größe der Welt", „Graf Eberhard der Greiner", besonders aber „Die Schlacht", die voll dramatischen Lebens ist[3]).

Das Drama „Kabale und Liebe", welches Schiller an die Mannheimer Bühne eingesendet, hatte inzwischen Veranlassung geboten, daß der Dichter 1783 von Dalberg nach Mannheim zurückberufen und als Theaterdichter angestellt ward. Hier gründete er eine hauptsächlich dem Theater gewidmete Zeitschrift, die rheinische, später die neue Thalia genannt, die er mit einer Abhandlung eröffnete unter dem Titel: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet". Hier in Mannheim, wo am 11. Januar 1784 Fiesko und am 15. April Kabale und Liebe auf die Bühne gebracht wurden, arbeitete Schiller fortwährend an einem neuen Drama, das er bereits in Bauerbach, nachdem er lange zwischen anderen Stoffen geschwankt, auf Dalbergs Rat begonnen hatte, an **Don Carlos**. Die ersten Anfänge dieses Dramas erschienen in der rheinischen Thalia, und den ersten Akt las der Dichter in Darmstadt dem dort anwesenden Herzog von Weimar, Karl August, vor, der ihm den Titel eines sachsen-weimarischen Rats verlieh. Der Aufenthalt in Mannheim wurde Schiller bald verleidet, und seine äußere Lage wurde immer bedrängter, zumal er den Kontrakt, bis Ablauf des Jahres ein neues Theaterstück zu schreiben, nicht halten konnte. In dieser Zeit der Not kam ihm eine Einladung nach Leipzig sehr erwünscht. Dieselbe ging namentlich von Körner aus, welcher unsern Schiller in der edelsten Weise aller Sorge entriß, fortan als treuer Freund ihm zur Seite stand und durch sein besonnenes Urteil den Dichter vielfach gefördert hat[4]).

---

[1]) Es möge hier hingewiesen werden auf das vortreffliche Werk von Julius Burggraf (Bremen), Schillers Frauengestalten, 2. Aufl., Stuttgart 1900.

[2]) Schulausgaben von Karl Hachez, Leipzig 1895, und K. A. Schmidt, Wien (Graeser) 1895.

[3]) Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von H. Viehoff, 7. Aufl., 3 Bde., Stuttgart 1895; und H. Düntzer, 3 Teile in 2 Bänden, 3. Aufl., Leipzig 1896. — Schulausgaben von Ambros Mayr (Bozen), Wien 1896; Friedrich Bachmann, Leipzig 1895; Adolf Weinstock, Paderborn 1897. — Fritz Jonas (Berlin), Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers, Berlin 1900. — A. Matthias, Schillers Gedankenlyrik, Leipzig 1902.

[4]) Christoph Gottfried Körner, geb. 1756 in Leipzig, war damals Privatdozent an der Universität, wurde später Konsistorial- und Appellationsrat in Dresden, zuletzt geheimer Regierungsrat in preußischen Diensten, † 1831 in Berlin, Vater des Dichters Theodor Körner. Schillers Briefwechsel mit Körner von 1784—1805, herausgegeben von K. Goedeke, 2. Aufl., 1874, und L. Geiger, 3 Bände, Stuttgart 1895 bis 1896.

§ 56. Zeit der wissenschaftlichen Tätigkeit 1785—1794.

Jener Einladung folgend verließ Schiller im April 1785 Mannheim und ließ sich nach einem kurzen Aufenthalte in Leipzig in dem benachbarten Dörfchen Gohlis nieder, wo er unter anderem „Das Lied an die Freude“ dichtete. Im Sommer 1785 folgte er seinem Freunde nach Dresden und verlebte im Hause desselben, wo er als Glied der Familie betrachtet wurde und aller äußeren Sorgen enthoben ward, glückliche Tage. Körner besaß in der Nähe von Dresden in dem Dorfe Loschwitz an der Elbe einen Weinberg, und in dem Gartenhause desselben vollendete Schiller seinen **Don Carlos** 1787. Don Carlos legt Zeugnis ab von der Läuterung des Schillerschen Geistes und zugleich von dem Streben nach poetischer Formvollendung. Der Dichter hat die Sturm- und Drangperiode mit ihrer aufbrausenden Kraft und ihrem rücksichtslosen Vernichtungseifer überwunden. An Stelle der leidenschaftlichen Stimmung ist eine ruhige Reflexion und eine reine Schwärmerei für das Ideale getreten. Während die drei ersten Dramen unseres Dichters einen mehr negierenden, polemischen Charakter trugen, trägt das vierte einen positiven; während er dort bestehende Verhältnisse niederzureißen sucht, will er hier etwas Neues an deren Stelle setzen. Nicht mit roher Gewalt, nicht auf dem Wege der Revolution, sondern mit dem Lichte der Wahrheit und dem Schwerte des freien Wortes soll die Welt umgewandelt werden. Schiller hat in Don Carlos seine kosmopolitischen, weltbeglückenden Ideen, sein Ideal von einem freien Staate, gleichsam sein politisches Glaubensbekenntnis, niedergelegt. Der Gang des Stückes ist mit wenigen Worten folgender: Don Carlos liebt die Gemahlin seines Vaters, die ursprünglich für ihn bestimmt gewesen. Davon erhält der König Kunde durch die Prinzessin Eboli, welche den Prinzen liebt, der ihr aber seine Liebe zur Königin offen gesteht. Die Verschmähte erbricht die Schatulle der Königin und teilt dem König das Geheimnis mit. Der Freund des Don Carlos, Marquis Posa, opfert sich für denselben, um ihn zu retten. Durch einen erdichteten und in des Königs Hände gespielten Brief lenkt er den Verdacht Philipps II., dessen höchste Gunst er durch seinen Freimut gewonnen, auf sich, als wäre er der Liebhaber der Königin; er wird erschossen. Carlos, dessen Plan zu fliehen und die flandrischen Provinzen aufzuwiegeln und von Spanien loszureißen, verraten ist, wird verhaftet, um gleichfalls den Tod zu erleiden. — Es ist in diesem Drama, das einen Wendepunkt in dem künstlerischen Leben Schillers bezeichnet, die dramatische Einheit nicht streng genug gewahrt, und es lassen sich Spuren zweier Pläne, die der Dichter nacheinander hatte, noch deutlich erkennen. Ursprünglich sollte das Ganze nur ein Familiengemälde aus dem Hause Philipps II. sein; im Mittelpunkt dieses Gemäldes steht Don Carlos, der seine Stiefmutter, die früher für ihn bestimmte Braut, Elisabeth von Valois, liebt, die sein Vater sich angeeignet hat und die dieser nun mit Eifersucht und Argwohn betrachtet. Dem Infanten, dessen Herz sich in Unmut verzehrt über das verlorene Glück und in Groll gegen den Vater, der es ihm geraubt, sowie der Königin gegenüber, die der Stimme des Herzens nicht folgen darf, stehen Domingo, des Königs Beichtvater, und der barbarische Herzog von Alba, die in allen Stücken dem König zu Willen sind. Dieser ursprüngliche Plan wurde im Laufe der Zeit umgeändert und das Familiengemälde, welches

eine Schilderung der durch den Despotismus Philipps II. im eigenen Hause angerichteten Zerrüttungen sein sollte, erhielt eine kosmopolitische Idee. Die Folge davon war, daß Don Carlos mehr und mehr in den Hintergrund, dagegen Marquis Posa mit seinen weltbürgerlichen Freiheitsideen und seinen Träumen von Volksbeglückung in den Vordergrund trat. In seinen „Briefen über Don Carlos“ hat Schiller offen gestanden, daß er über der Arbeit ein anderer geworden und für den vierten und fünften Akt ein anderes Herz mitgebracht habe, daß Don Carlos allmählich in seiner Gunst gefallen und sein Anteil am Prinzen nach und nach auf Posa übergegangen sei[1]).

Nach Vollendung des Don Carlos verließ Schiller im Sommer 1787 Dresden und begab sich, um dem Mittelpunkt des literarischen Lebens näher zu sein, nach Weimar, wo er eine neue Heimat fand. Von Weimar aus besuchte er seine an den Bibliothekar Reinwald verheiratete Schwester in Meiningen, sowie Frau von Wolzogen in Bauerbach. Auf der Rückreise erneuerte er in Rudolstadt die schon früher flüchtig gemachte Bekanntschaft mit Frau von Lengefeld und ihren beiden Töchtern, von denen die jüngere, Charlotte (geb. 1766), später seine Gattin wurde[2]). Um mehr in der Nähe der Lengefeldschen Familie zu leben, nahm er während des Sommers und Herbstes 1788 seinen Aufenthalt in dem dicht bei Rudolstadt gelegenen Volkstädt. In dem Lengefeldschen Hause trafen auch Schiller und Goethe zusammen, ohne sich jedoch näher zu treten. „Sein ganzes Wesen,“ schreibt damals Schiller an Körner über Goethe — „ist schon von Anfang an anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsweisen sind verschieden.“ Auch als Schiller nach Weimar zurückkehrte und in der Nähe Goethes wohnte, wollte sich zunächst ein näheres Verhältnis zwischen beiden Dichtern nicht gestalten. Dagegen stand er mit Herder und Wieland im besten Einvernehmen. Von letzterem angeregt beschäftigte er sich eifrig mit dem klassischen Altertume, und die Frucht dieser Beschäftigungen waren Übersetzungen der Iphigenie in Aulis von Euripides, einiger Scenen aus den Phönizierinnen von demselben, desgleichen des zweiten und vierten Buches der Äneide (nicht in Hexametern, sondern wie Wielands Oberon in freien Stanzen oder Ottaverimen). Früchte dieses Studiums der Alten waren auch die beiden Gedichte „Die Götter Griechenlands“ und „Die Künstler“. Auf Veranlassung des ersten Gedichts schrieb Fr. Leop. von Stolberg seine Abhandlung „Gedanken über Schillers Götter Griechenlands“, worin er das Christentum gegen das Griechentum in Schutz nahm. In seinem Gedichte „Die Künstler“ zeigt Schiller die Bedeutung der Kunst für die Entwicklung des Menschengeschlechts. „Nur durch das Morgentor des Schönen

[1]) Schillers Don Carlos, erläutert von H. Düntzer, 2. Aufl., Leipzig 1886. Schulausgaben von Friedrich Rückert, Leipzig (Siegismund und Volkening), Friedrich Khull (Graz), Wien (K. Graeser) 1884, R. Franz (Köln), Bielefeld und Leipzig, Wilhelm Swoboda, Wien (Hölder) 1889, Hans Stoklaska, Leipzig 1895. — Ernst Elster, zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos, 1889. — Schillers Briefe über Don Carlos, herausgegeben von Max Schneidewin, Bielefeld 1895. — Marx Möller (Berlin), Studien zum Don Carlos, Greifswald 1896.

[2]) Karl Fulda († 1887 in Kassel), Leben Charlottes von Schiller, geb. von Lengefeld, 1878. — Wilhelm Fielitz (Wittenberg), Schiller und Lotte 1788—1805, dritte, den ganzen Briefwechsel umfassende Auflage, 3 Bände, 1879.

dringst du in der Erkenntnis Land." Die Schönheit ist ihm nur eine Vorstufe der Wahrheit, die Kunst die erste Bildnerin der Menschheit, die Künstler sind die Erzieher derselben. Ihnen ruft er zu: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben[1]). Auch den unvollendeten Roman „Der Geisterseher" schrieb er in jener Zeit. Ein größeres poetisches Werk entstand jedoch damals nicht, das wissenschaftliche Interesse drängte die dichterische Begeisterung zurück; und zwar war es das Studium der **Geschichte**, dem er sich jetzt vorzugsweise widmete. Die Lektüre des Plutarch hatte diese Neigung zuerst geweckt, das Studium der historischen Quellen zum Fiesko und namentlich zum Don Carlos hatte dann dieses Interesse genährt. Besondere Aufforderung und Veranlassung zu historischen Studien fand Schiller, seitdem er 1789 auf Goethes Verwendung (die nächste Veranlassung bot seine 1788 erschienene Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande) eine außerordentliche Professur der Geschichte an der Universität Jena erhielt[2]). Seine Vorlesungen eröffnete er hier am 26. Mai mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Als Geschichtsforscher verfaßte Schiller außer einzelnen kleinen historischen Aufsätzen und Abhandlungen auch größere Geschichtswerke. Zu den besten Leistungen der ersten Gattung gehören die Aufsätze über Völkerwanderung, die Kreuzzüge und das Mittelalter, sowie die Übersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges (vortreffliche Entwicklung des Lehnswesens). Die beiden umfangreichsten historischen Werke sind die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, womit er seine historische Laufbahn begann, und die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, womit er sie schloß. (Der gelungenste Teil des letzteren Werkes ist die Zeit vom Auftreten bis zum Tode Wallensteins.) Über seine Bedeutung als Historiker legt Schiller selbst das offene Geständnis ab: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Historiker werden, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden"[3]). Hiernach konnte und wollte Schiller auf den Ruhm eines gelehrten Geschichtsforschers nicht Anspruch machen. Allein, wenn auch andere auf diesem Gebiete, durch umfassenderes Quellenstudium unterstützt, Bedeutenderes und Gründlicheres geleistet haben, so sind doch seine Werke für die Geschichtschreibung epochemachend gewesen. Sie wurden es sowohl durch die kunstvolle Darstellung und den klassischen Stil, als auch durch den Reichtum an Ideen, womit er den Zusammenhang der Ereignisse durchdringt. Schillers historischer Standpunkt ist der allgemein menschliche; wie in seinen Dramen ist er auch in seinen Geschichtswerken begeistert für Menschenfreiheit, Menschenwürde, Menschenrechte, denen er in einer rheto-

[1]) Imelmann, die Künstler von Schiller mit Anmerkungen, Berlin 1875; Emil Grosse (Königsberg), die Künstler von Schiller erklärt, Berlin 1890. Ergänzende Anmerkungen bietet Reinhold Jurisch (Festschrift des Realgymnasiums am Zwinger in Breslau) 1886.

[2]) Berthold Litzmann, Schiller in Jena. (Zur Feier des 26. Mai 1889.)

[3]) Johannes Janssen († 1801), Schiller als Historiker, 2. Aufl., 1879 (Freiburg, Herder). Vom katholischen Standpunkte aus geschrieben.

rischen Sprache das Wort redet. In den Charakterschilderungen macht sich, wie in der Darstellung der Begebenheiten und in den eingestreuten Bemerkungen, eine Opposition geltend gegen allen politischen und religiösen Druck. Im Abfall der Niederlande ist es die Begeisterung für bürgerliche Freiheit, im Dreißigjährigen Krieg die Begeisterung für Glaubensfreiheit, die ihn leitet. Darum werden Charaktere, wie Admiral Coligny, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolf mit besonderer Vorliebe gezeichnet, mit dem Verschwinden der Hauptcharaktere erlahmt des Verfassers Interesse. Darum blieb der Abfall der vereinigten Niederlande ein Fragment, das mit der Begründung von Albas Herrschaft endigt, und im Dreißigjährigen Krieg wird nach Gustav Adolfs Tod und Wallensteins Ermordung alles in großer Kürze zusammengedrängt[1]).

Noch kurze Zeit war Schiller, der sich inzwischen (1790) mit Charlotte von Lengefeld vermählt und den Titel eines meiningischen Hofrats erhalten hatte, in seinem neuen Amte tätig, als er schwer erkrankte. Diese länger andauernde Krankheit und die nur allmählich erfolgende Genesung brachten ihn in drückende Not, welcher in edelmütiger Weise der Erbprinz Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf Schimmelmann durch ein freiwilliges Geschenk (Jahresgehalt von 1000 Talern auf vier Jahre) abhalfen[2]). Sobald er sich wieder erholt, wandte er sich von dem Studium der Geschichte dem der **Philosophie** zu[3]). Schon in Dresden hatte ihn Körner auf Kant hingewiesen, allein erst in Jena ward er durch Reinhold in das Studium der Kantischen Philosophie eingeführt. Seiner Natur gemäß faßte er bei seinen philosophischen Studien vor allem den sittlichen und ästhetischen Zweck ins Auge, und nachdem ihn die Geschichte über den äußeren Menschen belehrt hatte, sollte ihn die Philosophie über den inneren Menschen aufklären. Wie für Goethe diese Reise nach Italien und die Kunststudien ein Mittel geistiger Selbstläuterung waren, so fand Schiller ein solches in der Beschäftigung mit der Philosophie und seinen ästhetischen Untersuchungen. Zunächst wandte er sich dem Teile der Ästhetik zu, der sich mit dem Wesen der Tragödie beschäftigte und so entstanden nacheinander die philosophisch-ästhetischen Aufsätze über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, über die tragische Kunst, über Anmut und Würde, sowie über das Erhabene[4]). Daran reihten sich seine Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, worin der Wert des Schönen für

[1]) W. Böhme, Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges (in Auswahl), Leipzig 1902.

[2]) Briefwechsel Schillers mit dem Herzog Chr. Fr. von Holstein-Augustenburg, herausgegeben von Max Müller 1875, und Michelsen († 1881 in Schleswig) 1876.

[3]) Kuno Fischer, Schiller als Philosoph, 2. Aufl., 1891. — Karl Tomaschek (Professor in Wien, † 1878 zu Iglau), Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft, 1862. — Franz Schnedermann (in Basel), die beiden Hauptperioden in Schillers Ethik mit Rücksicht auf das Verhältnis des Dichters zu Kant, 1878. — Lothar Böhme, Schillerstudien, Freiberg 1891 (Gymnasialprogramm). — Karl Gneiße (Straßburg), Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung, Berlin 1893. — Georg Geil, Schillers Ethik und ihr Verhältnis zu der Kantischen, Straßburg 1888. System von Schillers Ethik nach des Dichters philosophischen Abhandlungen, Straßburg 1890. — Paul Geyer (Dortmund), Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung aus seinen philosophischen Schriften gemeinverständlich erläutert, 2 Teile, Berlin 1896—98.

[4]) Karl Gneiße, ein Beitrag zur Kenntnis von Schillers Theorie der Tragödie. Programm des Gymnasiums zu Weißenburg im Elsaß, 1889.

das menschliche Leben gezeigt wird [1]). Der bedeutendste unter allen diesen Aufsätzen ist die Schrift über naive und sentimentalische Dichtung, worin Schiller der sentimentalen, d. h. modernen Poesie ihre Berechtigung und Stellung neben der naiven, d. h. antiken, anweist und dadurch seiner Zeit die Gegensätze zwischen der romantischen und klassischen Poesie zum Bewußtsein brachte. Zugleich suchte er seine eigene moderne und ideale Dichtungsweise der antiken Naturdichtung gegenüber, welcher Goethe huldigte, zu rechtfertigen, obwohl er in edler Selbstverleugnung der letzteren den Vorzug gab [2]).

§ 57. Von der Verbindung mit Goethe bis zu Schillers Tode. 1794—1805.

Im Jahre 1794 kehrte Schiller von der Erholungsreise, welche er im Sommer 1793 nach seiner schwäbischen Heimat unternommen, zurück. In dieser Zeit reifte in ihm der Plan zu einer Monatsschrift „Die Horen“, welche sich über alles, „was mit Geschmack und philosophischem Geist behandelt werden kann, verbreiten, und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen sollte“. Nachdem viele Dichter und Gelehrte (unter anderen auch Wilhelm von Humboldt, mit dem Schiller bald in einen innigen Verkehr trat) ihre Teilnahme zugesagt, lag Schiller vor allem daran, Goethe für dieses Unternehmen zu gewinnen. Eine zu diesem Zwecke an ihn ergangene Einladung wurde von demselben freundlich aufgenommen. Auf diese Weise kamen die beiden größten Dichter unseres Volkes in nahe Verbindung mit einander (§ 53).

In Schiller, der von der Wissenschaft, namentlich von der Philosophie, wieder zur Poesie zurückkehrte („Der Dichter ist der einzig wahre Mensch — schrieb er an Goethe — und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn“), regte sich jetzt der Trieb nach dichterischer Produktion so mächtig, daß er neben den Horen (1795—1797), welche meist prosaische Aufsätze enthielten (Schiller veröffentlichte darin u. a. die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung usw.), seit 1796 noch einen poetischen Musenalmanach herausgab. In den Horen, namentlich aber im Musenalmanach, erschienen eine Reihe von Gedichten, welche meist einen reflektierenden, philosophischen Charakter trugen, ähnlich wie die bereits erwähnten „Künstler“. Die bedeutendsten darunter sind der Spaziergang, Ideal und Leben, das Glück. „Der Spaziergang“ (ursprünglich „Elegie“ betitelt) enthält einen Überblick über die Kulturentwicklung der Menschheit, und zwar schildert der Dichter nacheinander das Leben der Menschheit mit der Natur, das Leben in den Städten, die Blüte der Kunst und Wissenschaft, sowie die Zeit des Verfalls, und empfiehlt als einziges Mittel der Rettung die Rückkehr zur Natur. Diese Entwicklung wird an einer Reihe von Landschaftsbildern anschaulich vorgeführt.

---

[1]) Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen mit erklärenden Anmerkungen, herausgegeben von Arthur Jung (Meseritz), Leipzig 1875.

[2]) Schiller, über naive und sentimentale Dichtung, mit Einleitung und Anmerkungen von Joseph Egger und Karl Rieger, 2. Aufl., Wien (Graeser) 1887; Karl Tumlirz, 2. Aufl., Wien (Hölder) 1888; Franz Violet (Berlin), Bielefeld und Leipzig; Paul Geyer, Dresden 1897; Udo Gaede, Berlin 1899.

In dem Gedichte „Das Ideal und das Leben (früher das Reich der Schatten betitelt) stellt der Dichter dem Menschen die Aufgabe, die Angst des Irdischen durch das Ewige zu überwinden, Sinnenglück und Seelenfrieden zu verschmelzen, das Leben durch die Kunst künstlerisch zu gestalten[1]). „Das Glück“ entwickelt die christliche Idee, daß das Höchste nicht durch eigene Kraft errungen und erstrebt werden könne, sondern als eine freie Gnadengabe Gottes in Demut empfangen werden müsse. („Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.“) In dem Gedicht „Die Würde der Frauen“ weist Schiller den Frauen das hohe Amt zu, da, wo im Vereine der Menschen Zwietracht herrscht, wo feindliche, gehässige Kräfte sich befehden, mit dem Zepter der Sitte Versöhnung zu stiften. Durch die kühle Aufnahme, welche die Horen gefunden, wurden die Xenien hervorgerufen, in denen beide Dichter eine scharfe Kritik übten über ihre literarischen Gegner und über die damaligen literarischen Erscheinungen überhaupt (§ 53).

Auf die Xenien folgten die **Balladen**, von denen Schiller die meisten im Wetteifer mit Goethe dichtete. Es entstanden damals „Der Handschuh, eine Erzählung“. (Die Quelle ist St. Foix, historische Versuche über Paris; im Original lautet der Schluß: il lui jette le gant au nez. Schiller glaubte der Höflichkeit eine Änderung schuldig zu sein und schrieb: „und der Ritter sich tief verneigend spricht“. Später schloß er sich dem Original an: „und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht“, was auch am besten der augenblicklichen Stimmung des Ritters entspricht.) Daran schlossen sich: „Der Ring des Polykrates“ (Weltanschauung des Herodot vom Neid der Götter); „Ritter Toggenburg“ (eine Sage, der wir in verschiedener Gestalt begegnen, z. B. am Rhein, wo sie sich an das Kloster Nonnenwerth und Rolandseck knüpft. Das Toggenburger Land liegt im Fürstentum Liechtenstein und bei Toggenburg liegt das Kloster Fischingen); „Der Taucher“ (Sage von Nikolaus dem Fisch, Taucher des sizilianischen Königs); „Die Kraniche des Ibykus“ (der Dichter ist ein Schützling der Götter, die seinen Tod rächen; Chor aus den Eumeniden des Äschylus); „Der Gang nach dem Eisenhammer“ (Gott vermag die Unschuld auf wunderbare Weise zu schützen); „Der Kampf mit dem Drachen“ (Sieg menschlicher Geisteskraft und List über ein Ungeheuer und größerer Sieg über sich selbst); „Die Bürgschaft“ (die Freundestreue überwindet alle Hindernisse); „Das eleusische Fest“ (der Ackerbau die Grundlage aller Kultur). Die Balladen erschienen mit anderen Gedichten in dem Musenalmanach 1798 und 1799, während der von 1800 das „Lied von der Glocke“ brachte, worin die reflektierende und betrachtende Dichtungsart Schillers ihren vollendetsten Ausdruck fand. An die verschiedenen Stadien des Glockengusses knüpft der Dichter Betrachtungen über die verschiedenen Stufen des bürgerlichen Daseins[2]). Einer späteren Zeit gehören an: „Hero und Leander“, „Kassandra“, „Der Graf von Habsburg“, „Das Siegesfest“, „Das Berglied“ und „Der Alpenjäger“.

---

[1]) Emil Grosse (Königsberg), das Ideal und das Leben von Schiller zum Schulgebrauch erklärt, Berlin 1886. — Georg Geil, Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen, IV. Jahrgang, Hamburg 1893.

[2]) Schillers Glocke erläutert von M. Evers (Barmen), 2. Aufl., Leipzig 1902; J. Steiger, Bern 1894; A. Wehner (Bunzlau), Leipzig 1896, und Fr. Wegener (Wandsbeck), Schillers Lied von der Glocke, Gotha 1897.

Endlich kehrte Schiller zu dem Gebiete zurück, auf welchem er das Vorzüglichste leistete, zum „Drama", und zwar vollendete er 1799 den „**Wallenstein**". Ein mühevolles, eingehendes Studium war für den Dichter notwendig[1]), ehe es ihm endlich gelang, den spröden umfangreichen Stoff zu bewältigen. Während der Bearbeitung wuchs derselbe dermaßen an, daß er sich nicht in das Maß einer gewöhnlichen Tragödie bringen ließ, sondern drei Abteilungen nötig machte, so aber, daß die Einheit der Handlung nicht gefährdet ist. Das Drama wird eingeleitet durch ein Vorspiel „**Wallensteins Lager**", in welchem uns ein treues Bild des Lagerlebens gezeichnet wird, und welches uns die Macht erkennen läßt, die dem großen Feldherrn durch seinen unbedingten Einfluß auf die ihm ergebene Armee zu Gebote steht. Carlyle hat trefflich hervorgehoben, wie jeder Soldat nur der Spiegel seines Regimentschefs ist. Der Dragoner, ein Irländer, der nur des Glückes Stern folgt, ist ein Abbild von Butler; der erste Kürassier aus dem Pappenheimschen Regiment, der die edle Seite des damaligen Kriegslebens darstellt, für Max Piccolomini; der dem Wallenstein unbedingt ergebene Trompeter für Terzky; der Kroat für Isolani; der treu zum Kaiser haltende Arkebusier für Tiefenbach. Der erste Jäger, der nacheinander den Schweden, den Liguisten, den Sachsen gedient hat und es nun mit Wallenstein versucht, vertritt die große Masse der Abenteurer und Glücksritter im Wallensteinschen Heere. Der Wachtmeister ist eine Karikatur Wallensteins selbst und er ahmt diesen in der lächerlichsten Weise nach. („Wie er sich räuspert und wie er spuckt, hat er ihm glücklich abgeguckt."). So verschieden aber auch der Charakter der einzelnen Soldaten ist, alle sind darüber einig, Wallenstein nicht zu verlassen. Ja, als im Lager verlautet, daß der Kaiser damit umgehe, Wallensteins Heer zu trennen und seine Macht zu schwächen, fassen sie den Entschluß, ein Promemoria zu schreiben und dem Feldherrn zu erklären, daß sie zusammenbleiben und sich durch keine Macht noch List von ihrem Vater trennen lassen wollen. Die anderen Stände werden vertreten durch den Bauer, der falsche Würfel hat, um von den Soldaten das wieder zu gewinnen, was sie ihm genommen haben; durch den Bürger, der seinen Landsmann, einen Rekruten, vergebens bittet, bei dem bürgerlichen Gewerbe und zu Hause zu bleiben; durch den Kapuziner, der den Soldaten eine derbe Strafpredigt hält. Mit einem munteren Reiterliede schließt das einaktige Vorspiel, an das sich der zweite Teil der Trilogie anreiht, „**Die Piccolomini**", Schauspiel in fünf Akten. Im Besitze eines solchen Heeres, das er sich selbst geschaffen hat, und das von seinem Geiste beseelt ist, fühlt sich Wallenstein als der Mann des Schicksals, der berufen ist, den Knäuel des Krieges zu durchhauen. In seinem Ehrgeize gelüstet es ihn, sich die Krone Böhmens aufs Haupt zu setzen. Dies ist nur dadurch möglich, daß er eine Verbindung mit den Schweden eingeht. Mit der Ausführung des Planes zögert er. Zunächst kann er

[1]) Er studierte für diesen Zweck aufs eingehendste die Geschichte des 30jährigen Krieges, trieb astrologische Studien für seinen Seni, las den Abraham a Santa Clara für seine Kapuzinerpredigt, besuchte von Karlsbad aus Eger, um die Lokalitäten zu besichtigen, wo Wallenstein ermordet wurde, machte sich vertraut mit dem österreichischen Militär usw.; Paul Schweizer, die Wallenstein-Frage in der Geschichte und im Drama, Zürich 1899.

sich noch nicht zum Verrat gegen den Kaiser entschließen, wiewohl dieser Böses gegen ihn im Schilde führt. Sodann haben die Sterne, an die Wallenstein glaubt, den Augenblick des Handelns noch nicht angezeigt. Da unternehmen es Feldmarschall Illo, Wallensteins Vertrauter, und Terzky, Wallensteins Schwager, ihrem Feldherrn das Handeln zu erleichtern. Auf einem untergeschobenen Blatte erschleichen sie die Unterschrift der Generale, wodurch diese sich eidlich verpflichteten, dem Wallenstein treu zu bleiben, auch wenn er sich vom Kaiser lossage. Diesen Verrat merkt Octavio Piccolomini, jener falsche, schleichende Italiener, auf den Wallenstein zu seinem Verderben ein unbedingtes, abergläubisches Vertrauen setzt. Er, dem Range nach der nächste nach Wallenstein, hat vom Wiener Hofe den Auftrag erhalten, diesen zu überwachen und zu stürzen. Anstatt ihn zu warnen, hintergeht er seinen Freund aufs schmählichste und sinnt unter der Maske treuer Ergebenheit auf schmählichen Verrat. Ein ganz entgegengesetzter Charakter ist sein Sohn Max Piccolomini, durch und durch redlich, gerade und offen. Ihm ist eine schwierige Wahl gestellt, es mit seinem Vater zu halten, dessen Falschheit ihm doch so sehr verhaßt ist, oder mit Wallenstein, dessen Tochter Thekla er liebt, den er als das größte Feldherrngenie bewundert, und an dessen Verrat er nicht glauben kann. „Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm, und eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären, ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren." Mit diesen Worten des Max schließt das Stück. Daran reiht sich **„Wallensteins Tod"**, Trauerspiel in fünf Aufzügen, als dritter Teil. Wallenstein, der anfangs nur mit Gedanken und Entwürfen gespielt, kann bald nicht mehr zurück. („Wär's möglich, könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte? nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? ich müßte die Tat vollbringen, weil ich sie gedacht?") Die Fäden, die er hier und dort geknüpft, und die er allein in der Hand zu haben meinte, werden ihm als ein Netz übers Haupt geworfen. Der schwedische Oberst Wrangel macht ihm klar, daß er keine Wahl mehr hat. Die ehrgeizige Gräfin Terzky treibt ihn zu dem entscheidenden Schritte. So wird die Verbindung mit den Schweden geschlossen und der Abfall vom Kaiser entschieden. Dieser Verrat, zu dem Wallenstein aus Herrschsucht geführt worden, stürzt ihn ins Verderben. Max Piccolomini sucht ihn mit warmen Worten von seinem Vorhaben abzubringen, allein vergeblich. Nachdem er einen schweren Kampf zwischen Ehre und Liebe gekämpft, trennt er sich mit dem tiefsten Schmerze von Wallenstein, sowie von seiner Geliebten Thekla und findet in der Schlacht den gesuchten Tod. Octavio aber, der durch einen geheimen kaiserlichen Befehl zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt worden ist, zieht die Generäle, besonders Butler, einst den treuesten Anhänger Wallensteins, auf seine Seite. Ganze Regimenter verlassen ihren Feldherrn, der sich aus dem Lager zu Pilsen in die Festung Eger zurückzieht, wo er als ein Opfer des Verrats fällt. — Im Wallenstein herrscht das regste Leben bei der größten plastischen Ruhe, die größte geschichtliche Treue bei vollendeter künstlerischer Form. Seine Meisterschaft aber zeigt Schiller vor allem darin, daß er nicht mehr, wie in den früheren Dramen, seine eigenen Gedanken und Gefühle den Charakteren unterlegte, sondern durchaus objektive Gestalten zeichnete. Die Soldateska, die Generäle des Dreißigjährigen Krieges, vor allem Wallenstein selbst heben sich ganz aus der Subjektivität des Dichters heraus. In diesem Sinne konnte Goethe

sagen: „Schillers Wallenstein ist so groß, das zum zweitenmal nichts Ähnliches vorhanden ist" [1]).

Nach Vollendung des Wallenstein 1799 verlegte Schiller, um dem Theater, für das zu schreiben er als seine Hauptaufgabe betrachtete, und seinem Freunde Goethe näher zu sein, seinen Wohnsitz nach Weimar. Hier entwickelte er eine solche dramatische Fruchtbarkeit, daß fast jedes Jahr ein neues Originaldrama erschien. Daneben wurden von ihm ausländische Stücke übersetzt und für die Bühne bearbeitet. Den Anfang machte er mit Shakespeares Macbeth [2]); daran reihte sich Gozzis Turandot, daß er in metrische Formen übertrug; desgleichen übersetzte er zwei Lustspiele von Picart, der Neffe als Onkel und der Parasit sowie Racines Phädra [3]).

Die erste große Tragödie, die Schiller im Jahre 1800 in Weimar vollendete, war **Maria Stuart"**. Für diesen Gegenstand dienten ihm als Geschichtsquellen Robertsons Geschichte von Schottland und Humes history of England. Maria Stuart war geboren 1542. In demselben Jahre starb ihr Vater Jakob V., und während ihre Mutter die Regentschaft führte, wurde Maria in Frankreich erzogen und mit dem Dauphin, nachherigen König Franz II., vermählt. Nach dem Tode ihrer Mutter und ihres Gemahls († 1560) kehrte sie in ihr Vaterland zurück, um die Regierung selbst zu übernehmen (1561). Hierauf heiratete sie ihren Vetter Darnley, der sie auf das roheste behandelte und durch die Ermordung ihres vertrauten Geheimschreibers Rizzio aufs tiefste kränkte. Seit dieser Zeit unterdrückte der Durst nach Rache jedes edlere Gefühl. Als daher König Darnley 1567 mit dem Landhause, in welchem er krank lag, in die Luft gesprengt wurde, traf Maria der Verdacht, um diese Verschwörung gegen das Leben ihres Gemahls gewußt zu haben. Dieser Verdacht steigerte sich, als sie den von dem Volke als Darnleys Mörder bezeichneten Grafen Bothwell heiratete. Bei einem Aufstande des protestantisch gesinnten Adels wurde sie gefangen genommen und gezwungen, der Krone zu entsagen, und zwar zu Gunsten ihres Sohnes, der als Jakob VI. 1567—1603 in Schottland, als Jakob I. 1603—1625 über ganz England (Großbritannien und Irland) regierte. Zwar gelang es ihr, aus dem Gefängnisse (auf Schloß Lochleven) zu entkommen, aber es blieb ihr kein anderer Ausweg, als nach Eng-

[1]) Schillers Wallenstein, erklärt von J. Gottfried Rönnefahrt (Stendal), 2. Aufl., Leipzig (Dyk) 1886; Heinrich Düntzer, 6. Aufl., Leipzig 1885; U. W. Schäfer 1871; A Funke, 6. Aufl., 1901; M Evers (Düsseldorf), 2. Aufl, Leipzig 1900; Karl Werder (Vorlesungen), Berlin 1889. — Wilhelm Fielitz, Studien zu Schillers Dramen (Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans), 1876. — Karl Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen, Band 3, 1 ff, 9. Aufl., Leipzig 1897; Christian Semler, Wallensteins Lager (eine Festrede), Leipzig (Wartig) 1879. — Schulausgaben von H Pölzl, 3. Aufl., Wien (Hölder) 1895; Georg Kern (Frankfurt a. O), Wallensteins Tod, Gotha 1887; Ludwig Sevin (Baden-Baden), 2. Aufl., Berlin 1899; C. Michaelis, Bielefeld; Friedrich Bernd, Wien (Graeser); Baumann, Leipzig; M. R. Stecher, Leipzig 1897; Franz Ullsperger, 2. Aufl., Leipzig 1902; J. Stoffel, Langensalza 1897; Heinrich Bockeradt, Münster 1900. — Karl Breul (Einleitung und Anmerkungen in englischer Sprache), 2 Bände, Cambridge 1894—1896. — Franz Riedel, Schillers Wallenstein als tragischer Charakter, Laibach (Programm).

[2]) Schillers Macbeth erläutert von Hermann Fietkau, Königsberg 1897 (Progr.).

[3]) Otto Schanzenbach, französische Einflüsse bei Schiller, Stuttgart 1885.

land zu entfliehen, wo sie bei der Königin Elisabeth Schutz zu finden hoffte. Anfangs mit verstellter Gastfreundschaft aufgenommen, wurde sie bald wie eine Gefangene behandelt, von einem Orte zum andern geschleppt und endlich 1586 nach Schloß Fotheringhay gebracht. Hier setzt Schillers Drama ein. / Doch kam es dem Dichter nicht sowohl darauf an, ein objektiv historisches Stück zu liefern und weltgeschichtliche Ideen zur Anschauung zu bringen, als vielmehr die gemütvolle Seite hervorzuheben, die Regungen und Affekte des menschlichen Herzens an den Hauptpersonen vorzuführen. Hilfesuchend ist Maria nach England gekommen, aber Elisabeth läßt sich die günstige Gelegenheit, die sich ihr darbietet, nicht entgehen, ihre Todfeindin, die Prätendentin des englischen Thrones und die Stütze der katholischen Partei, zu vernichten. Es wird gegen Maria die Anklage eröffnet, daß sie nach dem englischen Thron gestrebt. Ein Gerichtshof englischer Lords verurteilt sie, die nur von souveränen Fürsten hätte gerichtet werden dürfen, zum Tode, und zwar auf die falsche Aussage ihrer Schreiber Kurl und Nau, die ihr nicht gegenüber gestellt werden, wie es gleichfalls die Gerechtigkeit verlangte. Elisabeth zögert noch, das Todesurteil zu unterzeichnen, so sehr sie auch Burleigh, der Großschatzmeister, dazu drängt. Dieses Schwanken benützen Graf Leicester und Mortimer, Maria zu retten. Der erste will die beiden Königinnen versöhnen und bringt deshalb eine Zusammenkunft zwischen ihnen zu stande, der letztere will sie heimlich befreien. Beide Pläne mißlingen. Ja gerade die Zusammenkunft der beiden Königinnen im Park zu Fotheringhay bildet den Höhepunkt des ganzen Dramas. Die unglückliche tiefgebeugte Maria tut den äußersten Schritt der Selbstüberwindung, fällt vor Elisabeth nieder und bittet die kalte Gegnerin um Gnade: allein der schneidende Hohn derselben verletzt ihr sittliches Gefühl aufs tiefste, sie erhebt sich im Bewußtsein ihrer Würde zu einer staunenswerten Höhe der Leidenschaft und entlarvt die gleißende Heuchlerin. Die weibliche Eitelkeit der Elisabeth hat eine tödliche Wunde empfangen; Maria konnte nicht länger leben. Ein angeblicher Mordversuch dient zum Deckmantel, unter dem sich das Gefühl der Rache für die Beleidigung verbirgt. Elisabeth unterschreibt das Todesurteil, das Burleigh schnell vollstrecken läßt (1587). — Während der Charakter der Elisabeth als einer kalten, herzlosen Heuchlerin mit Abscheu erfüllt, nimmt Maria Stuart gleich von vornherein unsern innigsten Anteil in Anspruch. Sie erscheint als ein höchst liebenswürdiges Weib, das zwar im Jugendleichtsinn schwer gefehlt hat, aber diese Verirrungen ihres Herzens aufs bitterste bereut und dieselben durch unverdientes hartes Los büßt. Indem sie Gott ihre Sünden beichtet, findet sie den rechten Seelenfrieden und scheidet versöhnt aus dem Leben. Ein verächtlicher Charakter ist Lord Leicester, der um die Gunst zweier Königinnen buhlt, beiden eine Zeitlang schmeichelt und endlich die eine, deren Stern untergeht, schnöde verläßt. Talbot, Graf von Shrewsbury, sieht in der Verurteilung der Maria nur einen Justizmord und kann einen solchen dem angeblichen Wohle des Staates zuliebe nicht auf sein Gewissen laden, während Burleigh, der für das Leben der ihm teuern Königin und für Englands Thron Gefahr fürchtet, in herzloser Politik den Tod der Maria fordert. Mortimer ist ein jugendlicher Schwärmer, durch dessen Mund Schiller den bestrickenden sinnlichen Zauber der katholischen Kirche schildert; er ist von glühender Leidenschaft zu Maria erfüllt und hat sich von der Kirche zur

Befreier derselben weihen lassen; allein sein Plan mißlingt und bereitet ihm selbst den Untergang [1]).

Auf Maria Stuart folgte 1801 die **„Jungfrau von Orleans"** [2]). Schiller nannte das Stück eine romantische Tragödie, weil er sich darin an den religiösen Wunderglauben des Mittelalters anschließt. Das Romantische zeigt sich vor allem an dem Hauptcharakter des Stückes selbst. Die Jungfrau von Orleans ist ein weicher, zarter, gefühlvoller Charakter. Einsamkeit und Hang zur Schwärmerei führten zum Verkehre mit der Geisterwelt; vor allem hat sie Erscheinungen der Mutter Gottes. Von ihr empfängt sie die Aufgabe, das bedrängte Vaterland zu retten und ihren König zu befreien. Aber um diese Mission durchzuführen, muß sie der Welt und jeder irdischen Liebe entsagen. („Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust!" — „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden.") Vor allem aber darf sie keinen Feind schonen. („Mit dem Schwerte sollst du alles Lebende töten, das der Schlachtengott dir entgegenschickt.") Sie hält sich für stark genug, ihr Herz gegen jede Einwirkung der Welt zu verschließen und der himmlischen Berufung treu zu bleiben. So opfert sie alles irdische Glück, indem sie die Hand ihres Freiers Raimond zurückweist zum großen Schmerze ihres Vaters Thibaut, und nimmt einen wehmütigen Abschied von der heimatlichen Flur. Wie ein Würgengel schreitet die patriotische Jungfrau, die Botin des Himmels, durch das Schlachtfeld. Keine Liebe, kein Erbarmen regt sich in der zarten jungfräulichen Seele; im wilden Toben der Schlacht schweigt völlig die Stimme des weiblichen Gefühls. Ohne zu schwanken weist sie die Hand der beiden tapfersten Feldherren, die um sie werben, des Dunois und La Hire,

---

[1]) Schillers Maria Stuart, für den Schulgebrauch erläutert von H. Düntzer, 4. Aufl., 1892; Heinrich Heskamp, 7. Aufl., Paderborn (Schöningh) 1903, und Emerich Müller (Prag), 3. Aufl., Wien (Graeser) 1888; J. Pölzl, 2. Aufl., Wien (Hölder) 1888; C. Rauch (Berlin), Bielefeld und Leipzig; Ed. Kuenen, 2. Aufl., Leipzig 1900; Konrad Fischer, Trier 1887; Baumann, Leipzig 1891; Ludwig Sevin, 1892; Karl Breul (mit Einleitung und Anmerkungen in englischer Sprache), Cambridge 1893; Edmund Aelscher, Leipzig 1895; J. Flierle, Bamberg 1895; M. R. Stecher, Leipzig 1897; Joseph Arns, Münster 1902.

[2]) Die Jeanne d'Arc der Geschichte wurde 1410 im Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs in der Champagne geboren als die Tochter wohlhabender Landleute. Damals führte England schon seit langen Jahren Krieg mit Frankreich. Der englische König Heinrich V. (1413—1422) erfocht den glänzenden Sieg bei Azincourt 1415 über den geistesschwachen Karl VI. (1380—1422), eroberte die Normandie und fast alles Land nördlich der Loire, so daß sein Nachfolger Heinrich VI. (1422—1461) im größten Teile des nördlichen Frankreichs als König anerkannt wurde. Der rechtmäßige französische König Karl VII. (1422—1461) wurde durch die siegreichen Waffen der Engländer, auf deren Seite auch Karls eigene Mutter Isabeau und der Herzog von Burgund standen, über die Loire zurückgedrängt und die von den Engländern belagerte Stadt Orleans ist der Übergabe nahe. Da ist es die wunderbare Erscheinung der Jungfrau von Orleans, welche die Franzosen wieder ermutigt und die Engländer zur Aufhebung der Belagerung zwingt 1429. Wie sie versprochen, führt sie ihren König Karl VII. durch feindliches Gebiet zur Krönung nach Reims, fällt aber bald darauf bei einem Ausfalle aus der Stadt Compiegne den Feinden in die Hände. Nach einem schändlichen Prozesse wurde sie 1431 zu Rouen als Ketzerin verbrannt, 1453 aber für unschuldig erklärt. — Schiller erlaubte sich in seinem Drama mancherlei Abweichungen von der Geschichte, namentlich konnte er den historischen Ausgang der Heldin für seine Tragödie nicht brauchen. — Aus den besten Quellen geschöpft ist das Werk von Fr. Hermann Semmig († 1897 in Leipzig), Geschichte der Jungfrau von Orleans und ihrer Zeitgenossen, 2. Aufl., Leipzig 1887.

zurück. Erst als der zarte Waliserjüngling Montgomery ihr naht und sie um Gnade fleht, bleibt sie einen Augenblick zögernd stehen; aber sie läßt sich nicht erweichen; Montgomery fällt von ihrer Hand. Auch von dem Trugbilde der Hölle, dem schwarzen Ritter, der sie auf der Siegesbahn zu hemmen sucht, läßt sie ihre Sinne nicht berücken; zuversichtlich entgegnet sie ihm: „Ich führ' es aus, ich löse mein Gelübde." Da naht ihr Lionel, der edelste der englischen Heerführer, sie besiegt ihn, aber als sie ihm ins Angesicht schaut, kann sie den Todesstreich nicht führen; es erwacht in ihrem Herzen die Liebe zum Feinde des Vaterlandes. Johanna unterliegt im Kampfe zwischen irdischer Liebe und ihrem göttlichen Berufe; mit tiefem Schmerze erkennt sie ihre Schuld. „Was hab' ich getan? gebrochen hab' ich mein Gelübde!" ruft sie in tiefem Schmerze aus. Es folgt die Zeit der Buße. Im Gefühl der Schuld schweigt sie auf die härtesten Beschuldigungen des Vaters, indem sie denkt: „Weil es vom Vater kommt, so kommt's von Gott!" Als Zauberin des Landes verwiesen, irrt sie verlassen umher, bis sie endlich in die Gewalt ihrer Feinde kommt, denen das Kriegsglück sich wieder zuneigt. Doch die Zeit der Buße ist nun vorüber; durch die bittere Reue und durch ihr hartes Geschick hat sie ihre Schuld gesühnt. Im Gebete erhält sie die alte Kraft zurück und bricht ihre Fesseln; zum letzten Mal führt sie die Ihrigen zum Siege und stirbt für ihr Volk. Indem sich ihr Geist der irdischen Hülle mit den Worten entwindet: „Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude", wird sie durch den Tod verklärt [1].

Nachdem Schiller zwischen mehreren dramatischen Entwürfen, zu denen neben Warbeck auch die Malteser gehörten [2], geschwankt, brachte das Jahr 1803 ein neues Drama, **„Die Braut von Messina"** oder **„Die feindlichen Brüder**, Trauerspiel mit Chören". Die Fabel des Stückes ist kurz folgende: Auf dem Hause des Fürsten von Messina ruht ein schwerer Fluch, den einst ein Ahnherr über seine Nachkommenschaft ausgesprochen. Die Erfüllung dieses Fluches kündigt sich bereits in Träumen an. Der Fürst erblickt in einem Traumgesichte zwei Lorbeerbäume und zwischen ihnen eine Lilie, die plötzlich in eine Flamme sich verwandelte und alles um sich her verschlang. Ein sternkundiger Araber deutet dieses seltsame Gesicht dahin, daß dem Fürsten werde eine Tochter geboren werden, die seine beiden Söhne und mit ihnen den ganzen Stamm zu Grunde richten solle. Durch solche Deutung erschreckt, gab dieser den Befehl, die bald darauf geborene Tochter zu töten. Allein die Fürstin hat zu gleicher Zeit im Traume ein anderes Gesicht gehabt. Ein wunderschönes Kind spielte im Grase; da kam ein

---

[1] Schillers Jungfrau von Orleans, erklärt von Heinrich Düntzer, 5. Aufl., Leipzig 1896; Eduard Kuenen (Düsseldorf), 4. Aufl., Leipzig 1901; A. Funke, 7. Aufl., Paderborn 1901; K. Gude, Erläuterungen, Band 2, 54 ff. (10. Aufl., Leipzig 1897); Georg Friedrich Eysell, Hannover 1886. Schulausgaben von Hans Kny, (Wien) 1884; Heinrich Engelen, Trier; J. Pölzl, 2. Aufl., Wien (Hölder) 1888; J. Wychgram, Bielefeld und Leipzig; Karl Holdermann (Karlsruhe); Franz Ullsperger, 2. Aufl., Leipzig 1902; M. Evers, 2. Aufl., Berlin 1895; J. Flierle, Bamberg 1895; Veit Valentin, Dresden 1895; Baumann, Leipzig; O. Lehmann, Leipzig 1897; Karl Menge, Münster 1902. — Englische Ausgabe von C. A. Buchheim, Oxford.

[2] In geschickter Weise hat den Stoff mit teilweiser freier Benutzung des Schillerschen Entwurfes bearbeitet Heinrich Bulthaupt (Bremen) in seiner Tragödie Die Malteser, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1897.

Löwe aus dem Walde, der seine frisch erjagte Beute in den Schoß des Kindes fallen ließ; dasselbe tat ein Adler, der aus den Lüften sich herabschwang; Adler und Löwe legten sich fromm gepaart zu den Füßen des Kindes nieder. Ein Mönch, bei dem die Fürstin schon oft Rat und Trost gefunden, hat ihr die Deutung gegeben, daß die Tochter, von der sie genesen werde, der Söhne streitende Gemüter in heißer Liebesglut vereinen sollte. Dieser scheinbar guten Deutung vertrauend, rettet die Fürstin die geliebte Tochter und läßt dieselbe heimlich in einem Kloster der heiligen Cäcilie auferziehen. Eine Reihe von Jahren lebte diese in ihrer Freistatt verborgen, und sie bleibt auch noch hier, nachdem der Fürst gestorben. Inzwischen sind auch die beiden Söhne des Fürsten herangewachsen, und mit ihnen ein unglückseliger Bruderhaß. Solange der Vater lebte, hatte derselbe die Feindschaft mit starkem Arm niedergehalten. Nach seinem Tode bricht dieselbe in hellen Flammen aus, und ein Bruderkrieg droht das Land zu Grunde zu richten. Doch den Bitten der Mutter gelingt es, beide Söhne zu einer Zusammenkunft im väterlichen Schlosse zu Messina und zur Versöhnung zu bewegen. An diesem Freudentage kann die Mutter ihr Geheimnis nicht länger zurückhalten, und sie entdeckt den Söhnen, daß ihnen eine Schwester lebe, die sie bald kennen lernen sollten. Die Brüder gestehen ihrerseits, daß ihr Herz gewählt und jeder im Laufe des Tages seine Braut in die Arme der hochbeglückten Mutter führen werde. Es sollte freilich ganz anders kommen und der Freudentag in einen Trauertag verwandelt werden. Beide Brüder liebten ihre eigene Schwester. Don Manuel hatte, als er einst eine Hindin auf der Jagd bis in den Klostergarten verfolgt, Beatrice erblickt und war seitdem durch die innigste Liebe mit ihr verbunden. Der andere Bruder, Don Cesar, hatte sie bei der Leichenfeier des Vaters in der Schloßkirche gesehen; auch sein Herz war in heißer Liebe zu ihr entbrannt, und er zweifelte nicht an ihrer Gegenliebe. In der Nacht vor der Zusammenkunft der beiden Brüder hatte Manuel seine Geliebte aus dem Kloster entführt und sie in einen einsamen Garten bringen lassen; sobald er sich mit seinem Bruder versöhnt, eilt er dorthin, um sie als Fürstin in das Schloß seiner Väter einzuführen. Don Cesar, der durch einen ausgesandten Späher das Versteck der Verschwundenen erfahren, findet Beatrice in den Armen des Manuel, und in blinder Wut ersticht er den Bruder, weil er sich von ihm betrogen wähnt. Auf seinen Befehl wird Beatrice zur Mutter gebracht, und hier enthüllt sich alles in gräßlicher Weise. Don Cesar kann nicht länger leben und, um die schwere Schuld des Brudermordes zu büßen und den Fluch des Hauses zu lösen, tötet er sich selbst. So hat sich jener Traum in schrecklicher Weise erfüllt. — Während sich Schiller in der Jungfrau von Orleans zum Romantischen hinneigt, hält er sich in der Braut von Messina ganz an antike Motive, weil er so die reinste Form für die Tragödie zu gewinnen meinte. Antik ist vor allem die dem Stücke zu Grunde liegende Schicksalsidee, daß die Schuld des Ahnherrn ein ganzes Geschlecht mit sich ins Verderben reißt. Das Schicksal erscheint nicht im Znsammenhange mit dem Charakter und Willen des Menschen, sondern es lauert tückisch im Hintergrunde und zieht den Menschen in den Abgrund. Dem Unglücklichen wird sein Schicksal angedeutet, ohne daß er ihm zu entfliehen vermag. Durch Vorsicht glaubt er das drohende Geschick abwenden zu können, aber gerade diese Vorkehrungen sind es, die ihn um so sicherer dem Verderben entgegen-

treiben: „denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick, und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden, der muß es selbst erbauend vollenden“. So erfüllen in der Braut von Messina alle nur ein angestammtes Verhängnis, sühnen durch ihren Untergang nur den alten Fluch, der unabwendbar auf dem Hause lastet. — Einen antiken Charakter suchte ferner Schiller unserer Tragödie durch Einführung des Chores zu verleihen. Hier erlaubte er sich freilich verschiedene Abweichungen vom Drama der Griechen. Während in der antiken Tragödie der Chor zumeist das idealisierte Publikum, das unbefangene Urteil der Zuschauer, die Stimme der allgemeinen Vernunft vertritt, wird der Chor bei Schiller aus dem Gefolge der beiden feindlichen Brüder gebildet, ist also selbst Partei. — Während die einzelnen Charaktere nicht konkret und individuell gezeichnet, sondern nur skizziert sind, entfaltet das Drama den vollsten Glanz und die ganze Pracht der dichterischen Sprache. Namentlich haben die Chorgesänge einen hohen lyrischen Schwung und verleihen der Tragödie einen idealen Charakter[1].

Seine dramatische Laufbahn beschloß Schiller im Jahre 1804 mit dem „**Wilhelm Tell**“, worin er wieder zu der objektiv historischen Gattung des Dramas zurückkehrte. Er stellt darin in geläuterter und verklärter Weise dieselbe Idee der Freiheit dar, für die er schon in seinen Jugenddramen gekämpft hatte. Die Freiheit, die der Räuber Karl Moor vergebens im revolutionären Kampf gegen die Ordnungen des Lebens gesucht, erscheint hier in einem naturwüchsig geordneten Volksleben; es soll nicht das Bestehende umgestoßen, es soll nur ein ursprünglicher Zustand erhalten werden. Das Drama behandelt den Kampf, den die drei Schweizer Waldstätte, Schwyz, Uri, Unterwalden, gegen den Herzog Albrecht von Österreich führen, der zugleich als Albrecht I. 1298—1308 deutscher Kaiser war. Dieser wollte jenen Landschaften ihre Reichsunmittelbarkeit entziehen und sie dem Hause Habsburg unterwerfen. Deshalb schickte er kaiserliche Reichsvögte, Hermann Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, in das Land, die dasselbe durch rohen Übermut hart bedrückten. Allein das freie Schweizervolk wirft das fremde Joch ab, das die Landvögte ihm aufzuzwingen suchen. Diese Befreiung geschieht durch die Eidgenossen, welche auf dem Rütli, einer einsamen Wiese am Vierwaldstättersee, bewaffnete Abwehr beschließen, und durch Tell, welcher den Staat von dem gefährlichsten Feinde, dem Landvogt Geßler, rettet. Als dritter Faktor ist der edlere Teil des Adels vertreten durch den alten Freiherrn von Attinghausen, der sich auf die Seite der freien Landsleute stellt, zu denen sich auch Bertha von Bruneck und, von dieser gewonnen, endlich auch Rudenz hält. Tell erscheint in dem Drama als ein Mann voll

[1] M. Krafft (Goslar), Schillers Braut von Messina, für Schule und Haus erklärt, Kassel (Theodor Kay) 1881; H. Düntzer, 4. Aufl., Leipzig 1897. — Schulausgaben von J. Trötscher (Eger), Wien (Graeser) 1886; J. Pölzl, 2. Aufl., Wien (Hölder) 1888; R. Franz, Bielefeld; Baumann, Leipzig; Treutler, Trier; Heinrich Heskamp, 6. Aufl., Paderborn 1903; Karl Tumlirz, Leipzig 1894; Veit Valentin, Dresden 1897; Seb. Englert, Bamberg 1899; A. Kleffner, Münster 1901; R. Peters, Leipzig 1902. — Im bewußten Gegensatze zu Schillers Braut von Messina zeigt Herder in seinem Drama „Admetus' Haus“ einen anderen Weg der Nachahmung des antiken Dramas. — Ins Russische hat Schillers Braut von Messina meisterhaft übersetzt Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, dem wir auch vortreffliche eigene Dichtungen verdanken.

Energie und Tatkraft. Obgleich sein Herz erfüllt ist von warmer Vaterlandsliebe, tagt er doch nicht mit auf dem Rütli. Den Verschworenen ruft er zu: „Was ihr auch tut, laßt mich aus eurem Rat! Ich kann nicht lange prüfen oder wählen. Bedürft ihr meiner zur bestimmten Tat, dann ruft den Tell! es soll an mir nicht fehlen". Diesem Manne der Tat hat der Dichter ein Weib zur Seite gestellt, das zaghaft und ängstlich ist, während dem zögernden Stauffacher eine entschlossene Gertrud zur Seite steht. Die drei Verschworenen, Arnold von Melchthal aus Unterwalden, Werner Stauffacher aus Schwyz, Walter Fürst aus Uri vertreten die nach Freiheit dürstenden Bewohner der drei Waldstätte, und zwar steht ein leidenschaftlicher Jüngling neben dem kräftigen Manne und dem besonnenen Greise. Den Johannes Parricida (den Neffen und Mörder Kaiser Albrechts) hat Schiller eingeführt, um die Tat Tells zu rechtfertigen, die nicht eine eigensüchtige Mordtat, sondern gerechte Notwehr war. Obgleich Schiller die Schweiz nie gesehen, hat er doch nach eingehendem Studium die Natur des Landes mit wunderbarer Treue geschildert. Für die Geschichte des Landes dienten ihm als Quelle die „Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft" von Johannes von Müller und die Chronik des Ägidius Tschudi. Beiden ist Schiller in Beziehung auf die Tatsachen genau gefolgt. Ja die bei Tschudi angeführten Reden sind oft wörtlich benutzt. (Z. B. das Gespräch Werner Stauffachers und Gertruds; die Vorgänge in Altdorf mit dem Hut; der Schwur der Eidgenossen.) Frei erfunden ist von Schiller u. a. das Liebesverhältnis zwischen Rudenz und Bertha [1]).

Einen Ruf nach Berlin, wohin er zur Aufführung seines Tell gereist war, schlug Schiller aus. In seinen letzten Lebensjahren hatten sich seine Verhältnisse wesentlich gebessert, und die Not, womit er von Jugend auf zu kämpfen gehabt, war einer äußerlich günstigen Lage gewichen. Auf Veranlassung des Herzogs war er auch in Anerkennung seiner großen Verdienste vom deutschen Kaiser geadelt worden. Zur Feier der Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der Großfürstin Maria Paulowna dichtete er „Die Huldigung der Künste". Große Entwürfe beschäftigten noch seine Seele, namentlich ist der Plan zu einer neuen Tragödie „Demetrius" die großartigste von Schillers Kompositionen; aber er sollte dieses Werk nicht vollenden [2]).

---

[1]) Schillers Wilhelm Tell erläutert von H. Düntzer, 5. Aufl., 1892; Ed. Kuenen, 6. Aufl., Leipzig 1902; W. E. Weber, 2. Aufl., 1878; A. Funke, 10. Aufl., Paderborn 1901; Kallsen (Husum), 1884; Heinrich Leineweber, Trier 1886; Moritz Carriere, Leipzig; Julius Naumann, 3. Aufl., Leipzig 1899; Franz Prosch (Hernals), 2. Aufl., Wien 1887; J. Pölzl, 3. Aufl., Wien (Hölder) 1895; Karl Breul (mit Einleitung und Anmerkungen in englischer Sprache), Cambridge 1890; A. Thorbecke (Heidelberg), Bielefeld und Leipzig 1895; Ludwig Sevin, 2. Aufl., Berlin 1899; J. Heuwes, Münster 1901; Walter Böhme, Berlin 1891; Paul Strzemcha (Brünn), Leipzig 1893; Joh. Bapt. Krallinger, Bamberg 1894; Wilhelm König, Leipzig 1894; Baumann, Leipzig; C. A. Buchheim (englische Ausgabe), 4. Aufl., Oxford.

[2]) Schillers Demetrius erläutert von H. Düntzer, Leipzig 1886. Schulausgabe von Friedrich Seiler, Leipzig 1897. — Fortsetzungen von Schillers Drama und Neudichtungen auf Grundlage des Schillerschen Planes besitzen wir von Franz von Maltitz, Karlsruhe 1817, Gustav Kühne († 1888 in Dresden), Otto Gruppe, Hermann Grimm, Friedrich von Bodenstedt, Friedrich Hebbel, Heinrich Laube, Otto Sievers († 1889 in Wolfenbüttel), A. Weimar (Augusta Goetze), Dresden 1897, die geschickteste von Martin Greif, 1902. — A. Stein, Schillers

Auf dem Höhepunkt seines dichterischen Schaffens ereilte ihn der Tod den 9. Mai 1805 [1]).

§ 58. Klassische Prosaiker.

Außer unsern großen Klassikern sind als hervorragende Prosaiker zu nennen:

Justus Möser, geb. den 14. Dezember 1720 zu Osnabrück, auf den Universitäten Jena und Göttingen zum Rechtsgelehrten gebildet, vertrat in der wichtigen Stellung als advocatus patriae in freimütiger Weise die Rechte seines Volkes und bewährte auch in seinen anderen Stellungen als Sekretär der Landstände, Syndikus der Ritterschaft und Ratgeber der Regierung seinen Mannesmut und seine strenge Gerechtigkeit. Hochgeehrt und hochgeliebt starb er am 8. Januar 1794 in seiner Vaterstadt. Mit der einflußreichen amtlichen Tätigkeit Justus Mösers geht Hand in Hand seine literarische. Seine zwei bedeutendsten Werke sind die Osnabrückische Geschichte und seine Patriotischen Phantasien. Beide Werke zeigen uns den Patrioten und Volksschriftsteller von echtem Schrot und Korn, von warmem Herzen, hellem Blick und männlichem Ernst. Er ist ein Meister des Prosastils, und seine Sprache vereinigt Schärfe und Klarheit mit einem gesunden Humor. Im Gegensatz zu der oft flachen und seichten Aufklärung seiner Zeit hielt Möser fest am christlichen Glauben und christlicher Sitte. Dem Kosmopolitismus jener Tage gegenüber vertrat er das Deutsche, Volkstümliche und Naturwüchsige. Auch sonst geriet er mit den philanthropisch-liberalen Doktrinen seines aufgeklärten Jahrhunderts oft in Widerspruch, denn er hielt fest am Alten, wenn es sich bewährt hatte, und achtete das vertragsmäßige Recht. Es sind insbesondere Johannes von Müller und Goethe, welche Mösers Bedeutung nach Gebühr gewürdigt haben [2]).

Johann Georg Forster wurde am 26. (27.) November 1754 zu Nassenhuben bei Danzig geboren. Von seinem Vater Johann Reinhold erbte er die ungemeine Liebe zu den Naturwissenschaften, aber auch jene Unruhe, welche ihn nicht zum behaglichen Genuß des Lebens und zu gleichmäßiger Entwicklung gelangen ließ. Mit ihm durchreiste der zehnjährige Knabe das südliche Rußland bis zur Wolga und dem kaspischen Meere, verbrachte einen Winter in Petersburg und besuchte dort die Schule. Von da begaben sich beide nach England, woher die Familie Forster ursprünglich stammte, und

---

Demetriusfragment und seine Fortsetzungen, Mühlhausen 1891 und 1894. — Adolf Lichtenheld, Schillers Fragment des Demetrius mit der Fortsetzung des Freiherrn Franz von Maltitz, Wien 1894. — Gustav Kettner, Schillers Demetrius nach der Handschrift des Goethe- und Schillerarchivs herausgegeben, Weimar 1894 (Schillers dramatischer Nachlaß, 2 Bände).

[1]) Ihn überlebten seine Witwe († 1826 in Bonn), zwei Söhne (Karl und Ernst) und zwei Töchter (Karoline und Emilie, letztere als Freifrau von Gleichen-Rußwurm, † 1872). Den 8. Mai 1877 starb Schillers Enkel und letzter männlicher Nachkomme, der österreichische Major Friedrich von Schiller, Sohn des 1857 als württembergischer Oberförster verstorbenen Freiherrn Karl von Schiller.

[2]) Justus Mösers sämtliche Werke, neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben vermehrt von Bernhard Rudolf Abeken († 1866 als Direktor des Ratsgymnasiums in Osnabrück), 10 Bände, Berlin 1842—43. — Charakteristik Justus Mösers von Fr. Kreißig, Berlin 1857. — Josef Bayer (in Wien) schrieb 1869 ein sehr beachtenswertes Programm über Justus Möser.

hier wurde der Knabe um des Broterwerbes willen in das Joch schwerer Arbeit eingespannt, so daß er eine fröhliche sorglose Jugend eigentlich nie kennen lernte. Schon hatten Mangel und Sorge die Familie einige Jahre bedrängt, da ward dem Vater der Antrag gestellt, Kapitän Cook, den berühmten Entdecker, auf seiner zweiten Weltfahrt zu begleiten. Er nahm das Anerbieten an, nachdem ihm die Bitte gewährt worden war, seinen Sohn mitnehmen zu dürfen. Drei Jahre, vom Juli 1772 bis zum Sommer 1775, währte die Reise um die Welt, die Georg Forster in anziehender Weise beschrieben hat, wodurch zuerst der Ruf des jungen Mannes in glänzender Weise begründet wurde. Nach diesem langen und entbehrungsvollen Reiseleben, wo er das Glück der Häuslichkeit und den Segen der Heimat nicht kennen lernte, erhielt Georg Forster, der berühmt gewordene Reisegenosse Cooks, die Stelle eines Professors der Naturgeschichte an der Ritterakademie in Kassel. Hier traf er mit dem ihm in so manchen Stücken ähnlichen Johannes von Müller, dem nachmals so gefeierten Geschichtsschreiber, dem Verfasser der „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte“ und der „Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft“ (geboren 1752 in Schaffhausen, † 1809 in Kassel) zusammen. Allein sein unruhiger Geist fühlte sich hier nicht heimisch. Nach fünfjähriger Wirksamkeit schied er von Kassel und hoffte in Polen ein sorgenloses, befriedigtes Dasein und einen gesegneten Wirkungskreis zu finden. Er nahm deshalb 1784 die Stelle eines Professors der Naturgeschichte an der neubegründeten Universität Wilna an. Dorthin führte er auch seine Frau, die Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heyne[1]). In seiner neuen Stellung fühlte sich Forster unglücklicher als je, da Polen seine geistiger Anregung so bedürftige Natur am wenigsten befriedigen konnte. Im Herbste 1788 siedelte er nach Mainz über, wo er die Stelle eines kurfürstlichen Bibliothekars bekleidete. Im folgenden Jahre brach die französische Revolution los, die von Forster mit Begeisterung begrüßt wurde. Sein philosophischer Idealismus und Kosmopolitismus, die Trostlosigkeit der damaligen deutschen Zustände und der tolle Wirbel der Zeit rissen ihn zu einem Irrtum hin, für den er hat schwer büßen müssen. Seit 1792 Mitglied der provisorischen Administration von Kurmainz, ging er als Deputierter zum französischen Nationalkonvent nach Paris, um die Aufnahme des linken Rheinufers in den neuen Freiheitsstaat, von dem er alles Heil erwartete, zu erwirken. So stürzte er sich in jenen Strudel, in welchem er gebrochenen Herzens umkam. Ohne Vaterland und ohne Heimwesen, in Not und Kummer starb er am 12. (11.) Januar 1794 zu Paris, in dem Lande, dem er seine Hoffnungen und sein ganzes Glück geopfert hatte. — In den gesammelten Schriften Forsters — sagt Gervinus — ist auch unter dem Geringfügigsten das lautere Gold mit den Händen zu greifen. Es gilt dieser Ausspruch von den kleineren Aufsätzen geographischen, geschichtlichen, natur- und kunstwissenschaftlichen Inhalts, insbesondere aber von den beiden Hauptwerken Forsters, der „Reise um die Welt“ und den „Ansichten vom Niederrhein“. Die letzteren sind die Frucht einer Reise, die Forster mit Alexander von Humboldt in den Frühlingsmonaten des Jahres 1790 unternahm. Beide Werke sind in klassischer, durch Klarheit und Schärfe

---

[1]) Christ. Gottl. Heyne, geb. 1729 zu Chemnitz, der Sohn eines Webers, von 1763 bis zu seinem Tode im Jahre 1812 in Göttingen, Biographie von Heeren.

der Darstellung ausgezeichneter Prosa geschrieben. Zugleich haben sie hohen wissenschaftlichen Wert und geben Zeugnis von seinem scharfen Beobachtungssinn für alles Schöne und Eigentümliche in der Natur, in der Kunst und im Völkerleben [1]).

Wilhelm von Humboldt, geb. den 22. Juni 1767 in Potsdam, der ältere der beiden Brüder, studierte in Frankfurt a. O. und Göttingen die Rechts- und Staatswissenschaften. Mehr noch fesselte ihn das Studium des griechischen Altertums, in dessen Geist er durch Heyne eingeführt wurde. Im Hause dieses berühmten Göttinger Philologen lernte er auch Forster kennen, mit dem er die gleiche sittliche Begeisterung und die Schärfe des Verstandes gemein hatte. Inniger als zu Heyne in Göttingen war sein Verhältnis zu Friedrich August Wolf [2]) in Halle, mit dem er zuerst in brieflichem, später in persönlichem Verkehre stand und der ihn noch tiefer in die Sprachen der Alten einführte. Als die vollendetste aller Sprachen auf Erden erschien ihm die griechische und, kaum 28 Jahre alt, hatte er sämtliche griechische Dichter mehr als einmal mit großer Sorgfalt in der Ursprache gelesen. Die schwersten und zugleich erhabensten Dichter, Pindar und Äschylus reizten ihn am meisten. Von jenen hat er 15 Oden, von diesem eine ganze Tragödie, nämlich den Agamemnon, metrisch übersetzt. Doch nicht bloß die klassischen Sprachen studierte er, sondern fast alle Sprachen der Welt. Die französische, englische, spanische, italienische eignete er sich an Ort und Stelle bis zur Vollkommenheit an. In Spanien lernte er zugleich die eigentümliche Sprache der Basken kennen. Später trieb er auch Sanskrit, Koptisch, Japanisch, Chinesisch und durch Vermittelung seines Bruders die amerikanischen Sprachen und zuletzt die der malayischen Inseln. Die Resultate dieser riesenhaften Sprachforschungen legte er nieder in seinem drei große Quartbände umfassenden unsterblichen Hauptwerke über die Kawisprache auf der Insel Java. Meisterhaft ist namentlich die Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Noch geist- und gemütvoller als zu Fr. A. Wolf war das Verhältnis zu Schiller, dem zuliebe er nach Jena übersiedelte [3]). Wie ihn mit Fr. A. Wolf die Altertumswissenschaft verband, so mit Schiller das Studium der Kantischen Philosophie. Es hat wohl selten zwischen zwei Männern ein so inniger Gedankenaustausch stattgefunden, wie zwischen Schiller und Humboldt. Der große Dichter teilte dem Freunde seine Gedichte regelmäßig mit, und dieser übte den wohltätigsten Einfluß auf ihn aus. Wie mit Schiller, so stand Humboldt auch mit Goethe in jahrelangem innigen Geistesverkehr. Das feinste Verständnis dieses großen Dichters legte er zu Tage in seinen ästhetischen Versuchen über Hermann und

---

[1]) Georg Forsters sämtliche Schriften, herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forsters von Gervinus, 9 Bände, Leipzig (Brockhaus) 1843. Heinrich König († 1869 in Wiesbaden), Georg Forsters Leben in Haus und Welt, 2 Teile, 2. Aufl., 1858. — Briefe und Tagebücher Forsters von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Frühjahr 1790 gab heraus Albert Leitzmann, Halle 1893.

[2]) Fr. A. Wolf, geb. 1759 zu Hainrode bei Nordhausen, von 1783—1806 Professor in Halle, † 1824 in Marseille, Prolegomena zu Homer, Biographien von Körte und Arnold.

[3]) Albert Leitzmann, Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. 3. Aufl., Stuttgart 1900.

Dorothea, worin er dieses Werk weiteren Kreisen zu erschließen sucht. — Aber nicht nur als Sprachforscher und Philosoph war W. v. Humboldt ausgezeichnet, er war zugleich einer der größten Diplomaten seiner Zeit, und August Böckh nannte ihn einen Staatsmann von Perikleischer Hoheit. Mit der Idealität und Tiefe des Gemüts verband er einen kalt berechnenden Verstand und eine feste Willenskraft, eine umfassende Welt- und Menschenkenntnis. Seine diplomatische Laufbahn begann er 1797 in preußischen Diensten als Gesandter in Rom, wo er sich die Achtung des Papstes Pius VII. in hohem Grade erwarb. Nach der unglücklichen Schlacht von Jena kehrte er aus Italien zurück und war als Chef des öffentlichen Unterrichts tätig. Als solcher trug er wesentlich bei zur Gründung der neuen Universität Berlin, und seine geistige Erhebung verdankt Preußen neben dem Freiherrn von Stein unserm Wilhelm von Humboldt. Hierauf ward er Gesandter in Wien, und auf dem Wiener Kongreß galt neben Talleyrand und Metternich Wilhelm von Humboldt für die hervorragendste Erscheinung. Später wurde er Gesandter in London und im Jahre 1819 Minister des Innern in Berlin. Doch zog er sich aus dieser Stellung bald ins Privatleben zurück auf seinen durch jegliche Kunst ausgeschmückten Landsitz Tegel bei Berlin, wo er am 8. April 1835 starb. — In weiteren Kreisen ist W. v. Humboldt vorzugsweise bekannt durch seine „Briefe an eine Freundin", die sich vor vielen anderen durch Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichtum auszeichnen [1]).

Alexander von Humboldt wurde den 14. September 1769 in Berlin geboren. Nachdem er auf den Universitäten Frankfurt a. O. und Göttingen umfassende Studien gemacht, bereiste er mit Joh. Georg Forster den Rhein, Holland, Belgien und England. Auf der Bergakademie zu Freiberg setzte er als Schüler Werners seine geognostischen und botanischen Studien fort und bekleidete dann eine Reihe von Jahren zu Steben bei Baireuth im Fichtelgebirge das Amt eines Oberbergmeisters, das er wieder aufgab, um die Schweiz, Italien und Frankreich zu bereisen. In Paris lernte er Aimé Bonpland kennen, mit dem er 1797 eine fünfjährige wissenschaftliche Reise nach Südamerika unternahm. Bis 1804 durchwanderte er Venezuela und das Orinokogebiet, die Kordilleren von Bogota bis Quito, Peru bis Lima und endlich auch Mexiko. Den Chimborasso bestieg er 1802 bis zu 5193 m Höhe. Von 1809—1827 weilte er meist in Paris, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Im Auftrage des Kaisers Nikolaus von Rußland unternahm er 1829 eine Reise nach dem Ural und Altai, sowie an das Kaspische Meer. Seitdem lebte er in Berlin als wirklicher Geheimrat, von Friedrich Wilhelm III. hochgeehrt und mit Friedrich Wilhelm IV. innig vertraut. Als neunzigjähriger Greis starb er den 6. Mai 1859. Das Jahr zuvor hatte er das Hauptwerk seines Lebens, den „Kosmos", vollendet. In diesem, sowie in seinen „Ansichten der Natur" hat A. v. Humboldt dem deutschen Volke zwei klassische Werke hinterlassen, welche für alle Zeiten ein schönes Zeugnis ablegen von deutschem Fleiß und deutscher Wissenschaft, und

---

[1]) W. von Humboldt, gesammelte Werke, herausgegeben von A. von Humboldt, 7 Bände, Berlin 1841—43. — Briefe an eine Freundin, 13. Aufl., Leipzig 1898 (die Freundin war Charlotte Diede, eine Pfarrerstochter). — Rudolf Haym, W. v. Humboldt, Berlin 1856.

wodurch er der Begründer der neueren Naturforschung geworden ist. Aber nicht bloß unter den Fachgelehrten, sondern unter allen Gebildeten hat er durch seine herzlichen und lebenswarmen, in klassischer Prosa geschriebenen Schilderungen Liebe zur Natur zu erwecken verstanden [1]).

Leopold von Ranke wurde den 21. Dezember 1795 geboren zu Wiehe im Unstruttale in Thüringen. Seit 1809 besuchte er die damals noch kursächsische Landesschule Pforta, welcher Rektor Jlgen vorstand, und bezog dann die Universität Leipzig, wo er als Schüler von Gottfried Hermann mit den historischen und philosophischen auch philologische Studien verband. Seit 1825 lebte er als Professor der Geschichte in Berlin, wo er den 23. Mai 1886 starb. Ranke hat die deutsche Geschichtsschreibung zu einer Kunst erhoben. Mit der strengsten Objektivität und Unparteilichkeit vereinigt er eine seltene Glätte und Feinheit des Stils, sowie eine künstlerische Darstellung. Von seinen Werken verdienen hervorgehoben zu werden die römischen Päpste im 16. und 17. Jahrhundert; die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 6 Bände; englische Geschichte, vornehmlich im 17. Jahrhundert, 9 Bände; französische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert, 6 Bände; Weltgeschichte, 9 Bände [2]).

Heinrich von Treitschke, geb. 15. September 1834 in Dresden, gest. 28. April 1896 in Berlin, kann neben Ranke als einer der größten Geschichtsschreiber Deutschlands gelten. Als solcher bewährt er sich ebensowohl in den 4 Bänden seiner „Historischen und politischen Aufsätze“, wie in den 5 Bänden seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“. Glühende Vaterlandsliebe, edle Wahrhaftigkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit weht uns aus Treitschkes Werken entgegen, die mit packender Beredsamkeit in klassischem Stile geschrieben sind.

§ 59. Jean Paul [3]).

Eine überaus große Fruchtbarkeit herrschte auf dem Gebiete des Romans. Während der historische Roman sich mehr an Wieland anschloß, lehnte sich an Goethes Götz und Schillers Räuber eine Menge von Ritter- und Räuberromanen (Spieß, Cramer u. a.). Desgleichen riefen Goethes Werther und Wilhelm Meister mancherlei Nachbildungen hervor. Jn einigen Gattungen waren der französische und der englische Roman nicht ohne Einfluß auf den deutschen. Auf dem Gebiete des Familienromans war die Bekanntschaft mit Richardson und Fielding, auf dem des humoristischen die

---

[1]) Eine wissenschaftliche Biographie schrieb Karl Bruhns († 1881 in Leipzig), 3 Bände, 1872; eine populäre verfaßte Hermann Klencke († 1881 in Hannover), 7. Aufl. (bearbeitet von Th. Kühne und E. Hintze), Leipzig (Spamer) 1882.

[2]) Rankes sämtliche Werke erschienen in 54 Bänden bei Duncker & Humblot in Leipzig 1867—1890.

[3]) Biographie von Richard Otto Spazier, 1863, 5 Bände. — Denkrede auf Jean Paul von Ludwig Börne, 1823. - Außerdem Ernst Förster († 1885 in München, Schwiegersohn Jean Pauls), Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul, 4 Bände, 1864 und 1868. — Karl Planck († 1880 in Maulbronn), Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung, 1867. — Paul Nerrlich (Berlin), Jean Paul und seine Zeitgenossen, 1876. — Paul Nerrlich, Jean Paul, sein Leben und seine Werke, Berlin 1899.

mit Swift, Sterne, Smollet einflußreich. Die Hauptvertreter der Humoristik sind: Lichtenberg (geb. 1. Juli 1742, † 24. Februar 1799 in Göttingen), dessen Hauptwerke sind: „Über Physiognomik" (gegen Lavater gerichtet) und „Erklärungen der Hogartschen Kupferstiche" [1]); Theodor (Gottlieb) von Hippel, Bürgermeister in Königsberg und Anhänger Kants, geb. 1741, † 1796, der, abgesehen von seinem Buche „Über die Ehe", zwei humoristische Romane schrieb, von denen der erste und bedeutendste „Lebensläufe nach aufsteigender Linie", der andere „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z" betitelt ist [2]); vor allem aber Jean Paul.

Jean Paul (Friedrich) Richter, mit seinem Schriftstellernamen kurz Jean Paul genannt, wurde den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren. Sein Vater, der anfangs Lehrer war, kam später als Pfarrer nach dem Dorfe Jodítz in der Nähe von Hof, und so wuchs der Knabe in der Einsamkeit des Dorflebens unter ärmlichen Verhältnissen heran. Auf das väterliche Haus beschränkt, ohne Umgang, allein seiner regen Kinderphantasie und seiner reichen Gefühlswelt überlassen, bekam er, wie er selbst erzählt, schon frühzeitig „eine eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum Klein- und Stilleben". Und dieser Hang zum Klein- und Stilleben begleitet ihn sein ganzes Leben und zieht sich durch alle seine Schriften hindurch. Auf dem Gymnasium in Hof machte der junge Richter sehr rasche Fortschritte, und schon hier fing er an, aus wissenschaftlichen und poetischen Werken sich weitläufige Notizen anzulegen, aus Reisebeschreibungen, Romanen usw. sich alles Auffallende und Interessante anzumerken, um es dann gelegentlich in seinen Schriften anzubringen (Zettelkasten).

Noch hatte er seine Gymnasialbildung nicht vollendet, als sein Vater, der von Jodítz nach dem Flecken Schwarzenbach an der Saale versetzt worden war, starb und seine Familie in der bittersten Armut zurückließ. In der Hoffnung, sich durch Stundengeben seinen Unterhalt zu verschaffen, bezog er die Universität Leipzig, wo er Theologie studieren wollte, sich aber mehr der Literatur widmete. Da die Not immer größer wurde und auch sein erstes, aus verschiedenen satirischen Skizzen bestehendes Werkchen, „Die grönländischen Prozesse", ihn seiner bedürftigen Lage nicht entreißen konnte, so zwangen ihn seine dürftigen Verhältnisse, Leipzig zu verlassen und nach Hof zu seiner Mutter zurückzukehren, mit der er in dem ärmlichsten Stübchen zusammenwohnte. Äußere Not und inneres Bedürfnis veranlaßten ihn, fortan ganz der Schriftstellerei zu leben. Als Vorbilder dienten ihm unter den Deutschen namentlich Hippel, unter den Franzosen Rousseau, unter den Engländern Swift, Sterne, Smollet, Fielding. Fortan entwickelte er eine so erstaunliche Produktivität, daß seine Romane und sonstigen Schriften 60 Bände füllen [3]). Was Jean Paul an tieferer Bildung abgeht, ersetzen ihm Witz

[1]) Hogarth war ein englischer Maler und Kupferstecher, der die Torheiten und Laster seiner Zeit und seines Volkes in Bildern darstellte.

[2]) Hippels gesamte Werke 1827—1838, 14 Bände. — Eine verkürzte Jubelausgabe der 1778 erschienenen „Lebensläufe" veranstaltete Alexander v. Oettingen, 3. Aufl. (Duncker & Humblot), 1893.

[3]) Jean Pauls Werke nebst Biographie von R. Gottschall, 60 Teile (Berlin, Hempel), Auswahl 31 Teile. — Titan und Katzenbergers Badereise herausgegeben von Otto Sievers 1878 und 1879. — Titan, Siebenkäs, Flegeljahre von Paul Nerrlich (Kürschners Deutsche Nat.-Lit., Bd. 63. 66. 84. 96).

und Laune, reiche Phantasie und tiefe Empfindung. Geistvolle Satire geht Hand in Hand mit weicher Sentimentalität. Es herrscht in seinen Schriften eine überreiche Fülle an Ideen und Bildern, ein buntes Allerlei, in dem neben den schönsten Gedanken auch das Abgeschmackteste, neben dem Trefflichsten auch das Trivialste sich findet. Man hat daher seine Werke einen Schlackenhaufen genannt, in welchem man Gold in Menge findet, das nur der Läuterung bedarf, um mit dem Kostbarsten seiner Zeit wetteifern zu können. Über seine Schreibseligkeit sagt Jean Paul selbst: „Wenn ich meinem Geist und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, so drängt mich am zweiten schon eine unbezwingliche Bruthitze wieder über mein Nest voll Eier oder Kreide; der arme Paul wird es forttreiben, bis die gequälte, fieberhafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist". Die Zeit verschwelgen, hieß ihm die Zeit verschreiben. Auf die „Grönländischen Prozesse" folgte „Auswahl aus des Teufels Papieren". Da aber diese beiden Schriften satirischen Inhalts wenig Beachtung fanden, so betrat er das Feld, auf welchem er das Vorzüglichste geleistet, das des humoristischen Romans. Den Übergang von dem Gebiete der Satire auf das des Humors macht er mit dem Romane „Die unsichtbare Loge". In diesem Werke zeigen sich bereits alle Eigentümlichkeiten von Jean Pauls Darstellungsweise, die es unmöglich machen, sie in andere Sprachen zu übersetzen, jene Weichheit des Gemüts, jene sentimentale Auffassung des Lebens und der Natur, jene Vereinigung von Wehmut und Heiterkeit, von Ernst und Scherz, die eben das Wesen des Humors ausmachen. Für diesen Roman gelang es ihm, in Berlin einen Verleger zu finden; mit dem dafür erhaltenen Honorar von 100 Dukaten eilte er noch am selben Abend von Schwarzenbach, wo er das Amt eines Lehrers bekleidete, nach Hof, um es seiner armen Mutter, die er am Spinnrad in ihrer Stube fand, zu bringen. Seitdem verbesserte sich seine Lage, und Jean Paul wurde bald ein gefeierter Name. Von Schwarzenbach zog er wieder nach Hof und von da nach Leipzig; von hier aus begab er sich auf einige Zeit nach Jena und Weimar, wo er bei der Herzogin Amalie, Charlotte von Kalb († 1843 in Berlin), bei Herder, Wieland und Knebel begeisterte Aufnahme fand, während er zu Goethe und Schiller in kein näheres Verhältnis trat. Endlich nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Bayreuth. Hier konnte er ohne Amt mit dem Titel eines Legationsrates und im Genusse eines reichen Jahresgehaltes, das ihm der Fürst Primas von Dalberg und nach Auflösung des Rheinbundes der König von Bayern verabreichte, sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung widmen.

Auf die unsichtbare Loge folgte „Hesperus oder die 45 Hundsposttage", ein Roman, der die zart aufkeimende Liebe Viktors und Klotildes und den Sieg derselben über alle Hindernisse des Lebens schildert. Daran schloß sich das Leben des „Quintus Fixlein", worin der Dichter die dürftigen Verhältnisse seiner Jugend in trefflicher Weise geschildert hat. Fixlein ist Quintus an einer Stadtschule; in der ärmlichen, aber sauberen Häuslichkeit seiner alten Mutter, welche er in den Ferien besucht, lernt er ein armes adeliges Fräulein kennen, das er heiratet, nachdem er Landpfarrer geworden. Es gehört dieser Roman zu dem Besten, was Jean Paul geschrieben, zumal darin mehr als in anderen Werken ein bestimmter Plan festgehalten ist.

Derselben Schilderung des Kleinlebens, wie wir sie in den genannten Werken finden, begegnen wir in seinem „Siebenkäs oder Blumen-, Frucht- und Dornenstücke". Siebenkäs ist Armenadvokat im Reichsmarktflecken Kuhschnappel, ein sentimentaler, geistig unruhiger Charakter. Um sich von seiner Frau, die ihn nicht versteht und nur ein Interesse für rein gescheuerte Dielen und aufgeputzte Möbel hat, zu scheiden, stellt er sich tot, läßt sich scheinbar begraben und reist zu seinem Freunde nach Vaduz, wo er eine geistreiche Engländerin heiratet, während seine Witwe dem Schulrat Stiefel die Hand reicht[1]).

Von diesem realen Gebiet begab sich Jean Paul auf ein durchaus ideales in seinem „Campanertal", das von der Unsterblichkeit der Seele handelt. Diese doppelte Richtung seiner Poesie, den Idealismus und den Realismus, stellt Jean Paul dar in seinen „Flegeljahren", die er für sein Meisterwerk hielt. Hier stehen sich zwei ganz verschiedenartige Brüder einander gegenüber, von denen der eine, Walt, arglos und träumerisch, den Idealismus vertritt, während sein Bruder Vult der Realist, der lebensgewandte Weltmann ist. Ein ähnlicher Gegensatz zieht sich durch seinen „Titan" hindurch. Albano, den sein Vater, der Fürst von Hohenfließ, in ländlicher Zurückgezogenheit und ohne Kunde von seiner fürstlichen Abstammung erziehen läßt, ist eine erhabene, hochherzige Jünglingsgestalt, während sein älterer Bruder eine verdorbene, wilde Natur ist. Im Titan offenbart Jean Paul vor allem seine Meisterschaft in der Landschaftsmalerei: eine glanzvolle und prächtige Schilderung ist namentlich die des Lago maggiore.

Die Leiden und Freuden der armen Schulmeister und Landpfarrer, die sich in den bescheidensten und dürftigsten Verhältnissen bewegen, werden außer im Quintus Fixlein dargestellt in der „Reise des Feldpredigers Schmelzle nach Fläz", dem „Leben des Schulmeisters Wuz" und in dem „Leben Fibels". Seine letzten Werke sind vorzugsweise wissenschaftlicher Art, wie die Vorschule der Ästhetik, die eine Menge feiner Bemerkungen über die Alten, über Shakespeare und unsere Klassiker nebst geistvollen Betrachtungen über die Metapher und das Komische enthält, und seine Levana oder Erziehungslehre, worin sich geistreiche pädagogische Gedanken finden[2]).

Jean Paul starb in Bayreuth den 14. November 1825. Im Zettelkasten des Quintus Fixlein charakterisiert er sich selbst mit den merkwürdigen Worten, die zugleich als Probe seines Stils gelten können: „Ich konnte nie mehr als drei Wege glücklicher zu werden auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist, so weit über das Gewölk des Lebens hinauszudrängen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist, gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt,

---

[1]) Für die heutige Anschauungs- und Empfindungsweise hat den Siebenkäs bearbeitet ein Enkel des Dichters, Brix Förster in München 1890.

[2]) Levana hieß nach Augustin die römische Gottheit, welche angerufen wurde, daß der Vater das neugeborene Kind aufhebe (levare) und dadurch anerkenne und für dessen Erziehung sorge.

deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist mit den beiden andern zu wechseln."

Von seiner Zeit wurde Jean Paul wie kaum ein anderer Dichter gefeiert, ja er durfte sich wohl rühmen, einen größeren Kreis von Verehrern zu haben, als Goethe und Schiller hatten. In Börnes Denkrede auf Jean Paul hat die Schwärmerei der ganzen Mitwelt für diesen Dichter einen beredten Ausdruck gefunden. Später regte sich der Widerspruch in Männern, welche das Übermaß des Gefühlslebens und den inhaltlosen Idealismus angriffen und seinen Stil in künstlerischer wie in sprachlicher Beziehung völlig verwahrlost nannten, die da meinten, daß seine Schriften, statt zu erheben und zu kräftigen, nur verwirrten und verweichlichten. Wenn auch zugegeben werden muß, daß seine Romane mit den „Vorreden, Vorreden zur Vorrede, Extrablättern, Billeten, Briefen, Ausschweifungen, Aphorismen, Zugaben, Postskripten" sich bis ins Maßlose erweitern und denselben die künstlerische Abrundung fehlt, wenn auch sein Stil um des Abspringenden, Manierierten, Gekünstelten willen nicht als mustergiltige Prosa angesehen werden kann, so darf doch nicht geleugnet werden, daß in seiner Poesie sich das tiefste Seelen- und Gemütsleben der Deutschen ausspricht, und daß er namentlich durch „die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die deutsche Herzensunschuld und deutsche Treue und Liebe", die sich in seinen Werken ausspricht, der Trivialität, Roheit und Unsittlichkeit gegenüber heilsam gewirkt hat und noch wirken kann[1]).

Die romantische Schule[2]).

§ 60. Novalis, die Gebrüder Schlegel, Tieck.

Die romantische Schule war ursprünglich eine Reaktion des Gemüts gegen die nüchterne und verstandesmäßige Aufklärung, welche alle Poesie aus dem Leben verbannen wollte. Indem die Romantiker dieser modernen Aufklärung den Rücken kehrten, ging ihr Streben dahin, die Poesie zum Mittelpunkte des Lebens uns Strebens zu machen. Deshalb wiesen sie vor allem hin auf die Perioden in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, wo ein Hauch der Poesie auf dem Leben ruhte, wo sich die Phantasie und das Gemütsleben besonders reich entfalteten. Zunächst lenkten sich ihre Blicke auf das deutsche Mittelalter mit seinem Rittertum und Minnewesen, seiner Mystik und seinem Wunderglauben, sowie dem Glanze der Kirche, welche alle Verhältnisse durchdrang. Ja, es begeisterten sich einige für die Zeit dergestalt, daß sie nur im Schoße der katholischen Kirche vor dem herrschenden Rationalismus geschützt zu sein glaubten.

---

[1]) Joseph Müller (Pasing), Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegewart, München 1894.

[2]) H. Hettner, die romantische Schule, 1850. — Rudolf Haym, die romantische Schule, 1870. — Julian Schmidt, Band 2 des Seite 156 angeführten Werkes. Rudolf Gottschall, die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, 7. Aufl., 4 Bände, Breslau 1902. — Karl Barthel, die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, 10. Aufl. von Max Vorberg und Guido Burkhardt, Gütersloh 1903. — Richard Meyer, die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, 2. Aufl., Berlin 1900.

Vom deutschen Mittelalter wandten sie sich den romanischen Völkern zu, machten deren Poesie uns zugänglich und bildeten deren Form nach, doch beschränkten sie sich darauf nicht, sondern gingen zurück in den Orient mit seiner phantasiereichen Märchenwelt und seiner blütenreichen Dichtung. Auch für den Norden, besonders für die englische Literatur, begeisterten sie sich, und namentlich wurde Shakespeare von ihnen gepriesen und bewundert. Aus diesem Grunde war ihre Tätigkeit mehr eine reproduzierende als eine Neues hervorbringende; die Dichter dieser Schule waren nicht sowohl schöpferische Genialitäten, als vielmehr bedeutende Talente, welche mehr anregend als umgestaltend wirkten. Durch die Romantiker wurde der Sinn für die altdeutsche Literatur geweckt, durch sie wurden Volkslieder, Volkssagen, Legenden gesammelt und bearbeitet (ein Gebiet, auf dem Herder bereits anregend gewirkt, § 49), sowie die wunderbare Märchenwelt erschlossen; durch sie wurden die italienischen Dichter, wie Dante, Petrarka, Boccaccio, desgleichen die spanischen, wie Cervantes, Calderon, Lope de Vega bekannt. Aus ihrem Schoße ging eine meisterhafte Übersetzung des Shakespeare hervor, und auf ihrem Boden erwuchs die deutsche Sprachforschung der Gebrüder Grimm (§§ 2. 3. 4), die gemeinsam 1812 und 1815 ihre „Kinder- und Hausmärchen", 1816 und 1818 die „deutschen Sagen" herausgaben.

So groß auch in dieser Beziehung die Verdienste der romantischen Schule waren, so hatte sie doch auch ihre Mängel. Indem sie sich nicht auf die bisher anerkannten Vorbilder der Poesie beschränkte, sondern den Gesichtskreis auf die Literaturen aller Völker erweiterte, verlor sie den reinen Schönheitssinn und den gesunden Geschmack. Indem sie die Schönheiten aller Literaturen verbinden wollte, entstand eine Mischung von Formen und griff eine Prinziplosigkeit Platz. Der Einfluß der Fichte- und Schellingschen Philosophie[1]) erweckte eine Neigung zum Symbolisieren und Allegorisieren, die zu allerhand Spielereien führte. So berechtigt ferner der Widerspruch gegen den nüchternen und kalten Rationalismus und der Hinweis auf die Herrlichkeit des deutschen Mittelalters war, so war es doch verfehlt, das poetische Leben des Mittelalters wieder in die Gegenwart verpflanzen, und statt die Wirklichkeit zu idealisieren, dem realen Leben einen poetischen An-

---

[1]) (Johann) Gottlieb Fichte, geb. 1762 zu Rammenau bei Kamenz in der Oberlausitz, Sohn eines armen Webers, Professor der Philosophie in Jena und Berlin, ein fester Charakter und feuriger Patriot, der durch seine 1808 in Berlin gehaltenen „Reden an die deutsche Nation" viel zur Erhebung Deutschlands gegen die Fremdherrschaft beitrug, † 1814. Sein philosophisches Hauptwerk ist die „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre". Vom Kantischen Kritizismus, dem er anfangs unbedingt huldigte, ging er bald zum reinen Idealismus über. Nach Fichte ist das Erste und Ursprünglichste oder Absolute „das Ich". Die äußere Welt, die Welt der Objekte oder das Nicht-Ich existiert nur durch das Ich und in dem Ich. Der Mensch erkennt also nicht, was die Dinge an und für sich sind, sondern nur, wie sie sich in dem Ich reflektieren. Die Konsequenz war, daß Fichte jede Realität der Außendinge leugnete. — An Fichte knüpfte an sein Schüler und Nachfolger Schelling, geb. 1775 im Württembergischen, zuerst gleichfalls Professor der Philosophie in Jena, zuletzt in Berlin, † 1854 im Bade Ragatz, Kanton St. Gallen. Eines seiner Hauptwerke sind die „Ideen zur Philosophie der Natur". Er sucht den Idealismus und Realismus zu verbinden in seiner Identitätsphilosophie. Das Absolute (Gott, der Geist, das Fichtesche Ich) ist das wahre Sein des Scheinenden, die endliche Welt dagegen der Schein des Seienden, alles Vergängliche nur ein Gleichnis.

strich zu geben, die Poesie zum Mittelpunkte alles Lebens und Strebens machen zu wollen. Desgleichen war es ein Irrtum, statt eines gesunden, lebendigen Christentums einer schwärmerischen Mystik das Wort zu reden.

Was die Stellung der Romantiker zu unsern beiden Klassikern betrifft, so schlossen sie sich an Goethe an, der später selbst in mehreren seiner Werke (in Wilhelm Meisters Wanderjahren und im zweiten Teil von Faust) die Wege der Romantiker betrat. Zu Schiller aber, der selbst einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Romantiker besaß, nahmen sie später eine entschieden feindliche Stellung ein und erkannten in seinen Freiheitsideen und seinem rationalistischen Christentume nur den Grund der Aufklärungs- und Revolutionsideen der Zeit.

Als Vorläufer der Romantik kann angesehen werden der früh verstorbene

Friedrich von Hardenberg, als Dichter **Novalis** (nach einer früher blühenden Seitenlinie dieses Geschlechts) genannt, geb. 2. Mai 1772 zu Ober-Wiederstädt in der Grafschaft Mansfeld, studierte auf der Universität Jena die Rechte, wo er mit Fichte und Schlegel in naher Verbindung stand, und starb am 25. März 1801 zu Weißenfels. An ihm treten die Licht- und Schattenseiten der Romantik schon deutlich hervor, und das eigentümliche Sehnen dieser Schule nach religiös-poetischer Verklärung der Welt spricht sich bei ihm schon deutlich aus. Novalis besaß ein bedeutendes lyrisches Talent. Er offenbart dies sowohl in seinen weltlichen Gedichten (vergl. das Bergmannslied: „Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt“, das Weinlied: „Auf grünen Bergen wird geboren der Gott, der uns den Himmel bringt“), als in seinen geistlichen Liedern, von denen einzelne von unübertrefflicher Zartheit und voll tiefer Empfindung sind, z. B. „Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist“; „Wenn alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu“; „Wer einsam sitzt in seiner Kammer“; „Unter tausend frohen Stunden“. Dasselbe gilt von seinen „Hymnen an die Nacht“. Doch geht durch die meisten Dichtungen von Novalis ein geheimnisvoll mystischer Zug, dem die volle Klarheit christlicher Weltanschauung fehlt[1]). Sein Roman „Heinrich von Ofterdingen“, worin er Poesie und Religion zu vereinigen sucht, blieb ein Fragment. Trotz vieler trefflicher Stellen fehlt doch dem Ganzen die klare Durchführung und die künstlerische Vollendung. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 385—388.

Die eigentlichen Häupter der romantischen Schule sind die Gebrüder Schlegel, Söhne des auch als Dichter bekannten Johann Adolf Schlegel, Generalsuperintendent in Hannover (§ 44).

(August) Wilhelm von Schlegel, geb. den 8. September 1767 in Hannover, studierte in Göttingen unter dem berühmten Heyne Philologie und trat hier sogleich in nähere Beziehung zu Bürger, der sein

---

[1]) Novalis' sämtliche Werke, herausgegeben von Karl Meißner, eingeleitet von Bruno Wille, 3 Bände, Leipzig 1898. Kritische Neuausgabe nebst Biographie von Ernst Heilborn, Berlin 1901. — Novalis' Gedichte, herausgegeben von Willibald Beyschlag († 1900 in Halle), 3. Aufl., 1890. — Fr. von Hardenberg, eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, Gotha (Perthes) 1884. — Karl Busse, Novalis' Lyrik, Oppeln 1898. — A. Schubart (Weimar), Novalis' Leben, Dichten, Denken. Auf Grund neuer Publikationen im Zusammenhange dargestellt, Gütersloh (Bertelsmann) 1897. — Just Bing, Novalis, eine biographische Charakteristik, Hamburg 1894.

Freund und Lehrer in der Dichtkunst wurde und der seiner Poesie in einem Sonett eine glänzende Zukunft prophezeite. Nachdem er einige Jahre Hauslehrer in Amsterdam gewesen, ließ er sich in Jena nieder und war hier seit 1798 Professor der Literatur. Damals war er nicht bloß ein begeisterter Verehrer Goethes, sondern auch Schillers, an dessen Horen und Musenalmanach er sich beteiligte. Später erkaltete das Verhältnis zu diesem Dichter und er begründete mit seinem Bruder eine besondere kritisch-ästhetische Zeitschrift, „Athenäum“, das eigentliche Organ der romantischen Schule. Im Jahre 1802 verließ er Jena und hielt in Berlin Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst[1]). Seit 1805 finden wir ihn auf Reisen durch Deutschland, Italien, Dänemark, Schweden, wo er als Sekretär des Kronprinzen Bernadotte in den Adelstand erhoben wurde. Auf diesen Reisen begleitete er die Frau von Staël († 1817), die Tochter des französischen Ministers Necker, Verfasserin von Corinne ou l'Italie und de l'Allemagne, mit der er auch auf ihrem Landgute zu Coppet in der Schweiz längere Zeit lebte. Nachdem er noch in Paris Sanskrit studiert, war er seit 1818 Professor der Kunstgeschichte und Literatur in Bonn, wo er den 12. Mai 1845 starb. — A. W. Schlegel ist ein universales Talent und ein Meister in der Form. Im Geschmack des griechischen Dramas schrieb er eine Tragödie „Jon“, eine schwache Nachahmung von Goethes Iphigenie. Er dichtete Oden, Elegien, unter denen sich namentlich „Rom“ auszeichnet, Epigramme, Romanzen („Arion“), Legenden („Der heilige Lukas“, „Die Warnung“), Lieder („Der Glaube“, „In der Fremde“, „Abendlied“). Mit außerordentlicher Gewandtheit handhabte er die südlichen Formen und dichtete Glossen (über das Thema: Süße Liebe denkt in Tönen), Terzinen, Kanzonen („An Novalis“) und Sonette („An Bürger“, „Das Sonett“), die ihm vorzugsweise gelangen. Bedeutender noch wie als Dichter ist er als Kritiker und Literarhistoriker. In dieser Beziehung sind namentlich zu nennen seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“, die er in Wien gehalten, wo er einige Zeit mit Frau von Staël lebte. Das größte Verdienst erwarb er sich als Übersetzer, wobei ihm namentlich sein bedeutendes Formtalent, seine große Gewandtheit in der Behandlung der Sprache, des Versmaßes und des Reims zu statten kam. Er übersetzte die Schauspiele Calderons aus dem Spanischen, schrieb „Blumensträuße der italienischen und portugiesischen Poesie“ mit einem Zueignungsgedicht „An die südlichen Dichter“ und gab eine „Indische Bibliothek“ heraus. Vor allem aber wurde durch seine meisterhafte Übersetzung Shakespeares dieser große britische Dichter einer der Unsern. Wie hoch der Dichter selbst seine Verdienste schätzte, spricht er aus in dem Gedicht „Der Dichter über sich selbst“ und in dem Sonett „August Wilhelm Schlegel“[2]). Vergl. Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 547—561.

Friedrich von Schlegel, geb. den 10. März 1772 in Hannover, zuerst für den Kaufmannsstand bestimmt, studierte in Göttingen und Leipzig

---

[1]) Ausgabe von Jacob Minor (in Prag), 2 Bände, Heilbronn 1881.

[2]) A. W. v. Schlegels sämtliche Werke, Berlin, 12 Bde., 1845 ff. herausgegeben von Eduard Böcking († 1870 als Professor und Geh. Justizrat in Bonn). Eine Ergänzung dazu bilden Oeuvres de Mr. A. W. Schlegel, écrites en français et publiées par E. Böcking, 3 Bde., Berlin 1846.

Philologie und zeichnete sich schon früh durch außerordentliche Sprachkenntnis und tiefe Einsicht in die griechische und römische Literatur aus. Nachdem er seit 1794 in Jena als Privatdozent gelebt, wechselte er von 1801 an seinen Aufenthaltsort sehr oft, meistens um, wie sein Bruder, vor einem gebildeten Publikum Vorlesungen zu halten. In Berlin lebte er in vertrautem Umgange mit dem nachmals so berühmt gewordenen Theologen Friedrich Schleiermacher[1]). In Paris studierte er wie sein Bruder Wilhelm Sanskrit. In Köln trat er zur katholischen Kirche über, wohin ihn seine Neigung zum Mysteriösen und Symbolischen führte. Hierauf begab er sich in österreichische Dienste, wurde Hofsekretär der Staatskanzlei und als solcher geadelt, später Legationsrat beim Bundestag und starb den 11. Januar 1829 in Dresden, wo er sich gerade aufhielt, um Vorlesungen zu halten. Als Dichter versuchte sich Friedrich von Schlegel, der, was äußere Formvollendung betrifft, seinem Bruder nachsteht, auf verschiedenen Gebieten: er war Lyriker („Im Spessart", „Das versunkene Schloß", „Gelübde", „Freiheit", „Deutscher Sinn"), Romanschriftsteller („Lucinde"), Dramatiker (Trauerspiel „Alarkos"). Allein seine Bedeutung ist ebensowenig wie die von A. W. von Schlegel durch eigene poetische Werke bedingt, sondern durch seine in Wien gehaltenen Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuen Literatur". Auch er besaß wie sein Bruder ein außerordentliches Talent, sich Fremdes anzueignen und erhob Calderon neben Shakespeare auf den höchsten Dichterthron. Mit welcher Verehrung er am ersten Dichter hing, zeigt sein Sonett „Calderon". Endlich hat er auch durch seine Schrift über die Sprache und Weisheit der Inder die indischen Studien in Deutschland gefördert[2]).

Ludwig Tieck, geb. den 31. Mai 1773 in Berlin, studierte in Halle, Erlangen und Göttingen neuere Sprachen und Literatur. Sein Jugendfreund war der früh verstorbene Wackenroder (geb. 1772, † 1798), der in der Geschichte der Romantik keine unbedeutende Rolle spielt. Eine Zeitlang brachte er, wie die meisten Glieder dieser Schule, in Jena zu, wo

---

[1]) Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, geb. 1768 zu Breslau, war der Sohn eines reformierten Geistlichen. In den Bildungsanstalten der Brüdergemeinde zu Niesky und Barby, auf denen er den größten Teil seiner Jugend zubrachte, wurde ihm der tiefe religiöse Zug eingepflanzt, der ihm zeitlebens eigen blieb. Nachdem er Barby verlassen und in Halle Theologie studiert, ward er 1794 ordiniert. Von 1796—1802 wirkte er als Prediger an der Charité in Berlin, von 1802—1806 als Universitätsprediger und Professor in Halle. Von da ging er wiederum nach Berlin und wurde hier 1808 als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und 1810 an der neuerrichteten Universität als Professor der Theologie angestellt. In beiden Ämtern wirkte er bis an seinen Tod im Jahre 1834 mit rüstiger Kraft und mit dem größten Segen. Schleiermacher war einer der originellsten und begabtesten, vielseitigsten und einflußreichsten Theologen der Neuzeit. Von ihm gingen nach den verschiedensten Seiten mächtige Anregungen aus und er brach auf vielen Gebieten völlig neue Bahn. Abgesehen von größeren wissenschaftlichen Arbeiten, z. B. seiner Glaubenslehre, sowie von seinen Predigten, durch die er Tausende wieder dem Heilande gewonnen, wirkte er namentlich tief und mächtig auf unzählige seiner Zeitgenossen durch seine Monologe, welche Selbstbekenntnisse eines tiefen und reinen Gemüts sind, desgleichen durch seine Reden über die Religion, die er namentlich an die Verächter derselben unter den Gebildeten richtete, und durch seine Weihnachtsfeier. Schleiermacher war es auch, der uns durch seine meisterhafte Übersetzung des Plato den großen Philosophen des Altertums nahe brachte und damit ein tieferes Studium der altgriechischen Philosophie anbahnte.

[2]) Fr. v. Schlegels sämtliche Werke, 2. Ausgabe, 12 Bände, Wien 1846.

er mit den Brüdern Schlegel, Novalis, Schelling, Fichte, Goethe und Schiller verkehrte. Nachdem er gelehrte Reisen nach Italien, Frankreich, England unternommen, wohnte er seit 1819 in Dresden als Hofrat und Intendant des Theaters. Von da berief ihn 1841 der kunstliebende König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, wo er den 23. April 1853 starb. Im Unterschiede von den Gebrüdern Schlegel ist Tieck weniger bedeutend durch seine Kritiken, die unter dem Titel dramatische Blätter gesammelt sind, als vielmehr durch eigene Dichtungen. Einzelne Lieder von ihm sind tief empfunden („Herbstlied“, „Zuversicht“, „Arion“). Besonders fruchtbar aber war Tieck auf dem Gebiete des Romans, des Dramas und der Novelle. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit den beiden Romanen „Abdallah“ und „William Lovell“, die freilich als Jugendwerke mancherlei Mängel an sich tragen. Höher steht ein Roman aus der zweiten Periode seines Lebens, „Franz Sternbalds Wanderungen“, ein Künstlerroman, der sich an Goethes Wilhelm Meister anlehnt. Als Dramatiker schrieb Tieck Lustspiele und Schauspiele, die freilich nichts weniger als bühnengerecht sind. Seine Lustspiele, dramatisierte Märchen, haben einen humoristisch-polemischen Charakter und treten gegen Verkehrtheiten der Zeit auf. Im „Blaubart“ werden die Ritter- und Räuberromane eines Spieß und Cramer verspottet. Der „gestiefelte Kater“ enthält polemische Beziehungen auf Iffland, in dessen Rührstücken eine mattherzige Moral die fehlende Gedankentiefe ersetzen sollte, und auf Kotzebue, der über 200 Stücke schrieb, die nur auf Effekt berechnet waren[1]). Eine Fortsetzung hierzu ist „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack“, gegen die nüchterne Aufklärung gerichtet, welche jeden Schein der Poesie aus dem Leben und der Kunst verbannen will. Seine Schauspiele: „Leben und Tod der heiligen Genoveva“, „Kaiser Oktavianus“ und „Fortunat“ sind dramatische Bearbeitungen der gleichnamigen Volksbücher. Die reichste Sammlung der alten Märchen und Sagen bot Tieck in seinem „Phantasus“, worin er dem deutschen Volke die Sage vom getreuen Eckart, dem Tannhäuser, der schönen Magellone, den Haimonskindern usw. erzählt. Ist er hier mehr reproduzierend, so behandelt er andere Sagen- und Märchenstoffe selbständiger, z. B. „Der blonde Eckbert“, „Der Runenberg“, „Die Elfen“ u. a. In der dritten Periode seines Lebens entstanden namentlich zahlreiche Novellen[2]), die zu den besten in ihrer Art gehören. Die bedeutendsten

---

[1]) August Wilhelm Iffland, geb. 1759 in Hannover, † 1814 in Berlin, dramatisierte Sitten- und Familiengemälde; sein berühmtestes Stück sind „Die Jäger“. — August Kotzebue, geb. 1761 in Weimar, † 1819 in Mannheim, dichtete 211 Dramen, zu denen die „deutschen Kleinstädter“ (Posse), sowie „Menschenhaß und Reue“ (Schauspiel) gehören.

[2]) Die Novelle erhielt ihre erste Ausbildung in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Italien durch Boccaccio, dessen Decamerone 100 Novellen enthält. Den Namen Novelle erhielt sie, weil sie im Gegensatze zum Roman, der seine Stoffe ursprünglich aus der Vorzeit nahm, ihre Gegenstände der Gegenwart entlehnte. In Spanien tat sich Cervantes, der geniale Dichter des Don Quixote, in der Novelle hervor. Aus Italien und Spanien ward sie durch die romantische Schule nach Deutschland gebracht und erhielt durch Tieck eine gewisse Vollendung. Andere Novellisten sind A. von Arnim, H. von Kleist, Eichendorff, in neuester Zeit Heinrich Wilhelm Riehl, Paul Heyse und Theodor Storm (§ 66).

darunter sind: „Das Dichterleben“, worin er ein geistvolles Bild von der Entwicklung des jungen Shakespeare entrollt, und „Der Tod des Dichters“, welcher das Ende des portugiesischen Dichters Camoens zum Gegenstande hat. Beide behandeln den Konflikt zwischen der Welt und der Dichterseele. Leider unvollendet geblieben ist die großartige Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen“, welche die dämonische Gewalt des religiösen Fanatismus schildert. — Auch zum Übersetzer besaß Tieck bei seinem vielgestaltigen Talent eine hohe Begabung. Den großen Spanier Cervantes machte er durch seine Übersetzung des „Don Quixote“ in Deutschland heimisch. Desgleichen trug seine Fortsetzung der Schlegelschen Übersetzung Shakespeares dazu bei, den britischen Dichter bei uns einzuführen. Doch sind die 19 Stücke, die unter Tiecks Namen gehen, nur revidierte Übersetzungen und zwar 6 von seiner Tochter Dorothea und 13 von dem Grafen Wolf Baudissin. Indem er endlich Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter bearbeitete, den Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein übersetzte und andere deutsche Werke herausgab, erwarb er sich ein großes Verdienst um die Wiedererweckung des Studiums altdeutscher Literatur [1]).

§ 61. Die anderen Dichter der romantischen Schule.

Unter den anderen Gliedern der romantischen Schule sind noch zu nennen:

Clemens Brentano, geb. 8. September 1778 zu Tal-Ehrenbreitstein bei Koblenz, lernte auf der Universität Jena die Brüder Schlegel und Tieck, in Heidelberg Achim von Arnim, seinen nachmaligen Schwager, kennen, mit dem er die vortreffliche Volksliedersammlung herausgab, die unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ 1806—1808 in drei Büchern erschien. Als Katholik versenkte er sich später in die beschauliche Askese des Klosterlebens. Er starb 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg. Unter seinen lyrischen Gedichten, die meistenteils in seine größeren erzählenden und dramatischen Werke eingeflochten sind, verdienen erwähnt zu werden „Die Gottesmauer“, „Die lustigen Musikanten“, „Nach Sevilla“ und das geistliche Lied „An eine Kranke“. Von rührender Naivetät ist seine „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl“. Ebenso naiv und voll sprudelnden Humors ist sein Märchen „Gockel, Hinckel, Gackeleia“ [2]).

Ludwig Achim von Arnim, geb. 26. Juni 1781 in Berlin, † den 31. Januar 1831 auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark, sammelte auf seinen Reisen und Wanderungen jene Volkslieder, die er mit Brentano

---

[1]) Eine Gesamtausgabe von Tiecks Werken existiert noch nicht. Die umfassendsten Sammlungen sind Ludwig Tiecks Schriften, 20 Bände, Berlin 1828—1844. Gesammelte Novellen, 14 Bände, Berlin 1852—1853. Nachgelassene Schriften, herausgegeben von Rudolf Köpke, 2 Bände, Leipzig 1855. — Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen von Rudolf Köpke, 2 Bände, Leipzig 1855. — Briefe von Ludwig Tieck, ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei, 4 Bände, Breslau 1864.

[2]) Cl. Brentanos gesammelte Schriften, herausgegeben von seinem Bruder Christ. Brentano, 9 Bände, Frankfurt a. M. 1851—1855. — Ausgewählte Schriften von Johannes Diel, 2 Bände 1878, Freiburg, Herder.

herausgab. Seine Gattin war die Schwester dieses seines Freundes, Bettina, Verfasserin des Romans „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", † 1859 zu Berlin. Aufsehen erregte er durch seinen originellen Roman von der „Gräfin Dolores". Höher steht ein späterer historischer Roman „Die Kronenwächter". Unter seinen kleineren Novellen sind zu nennen die ernste „Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau" und die humoristische „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott[1]".

Mit den beiden genannten Dichtern innig befreundet war **Joseph von Görres** (geb. den 25. Januar 1776 in Koblenz, † den 29. Januar 1848), den in seiner Jugend die Ideen der französischen Revolution mächtig ergriffen, der aber später der beredteste Kämpfer für das Papsttum und der eigentliche Vertreter der streng katholischen Mystik wurde. Durch seine Ausgabe des Lohengrin, durch seine altdeutschen Volks- und Meisterlieder, sowie durch seine Schrift über die deutschen Volksbücher hat er sich auch um die ältere deutsche Literatur große Verdienste erworben. Überhaupt war der Mann, den Napoleon einst die fünfte Großmacht nannte, in politischer, religiöser und literarischer Beziehung von mächtigem Einfluß auf seine Zeitgenossen[2].

Heinrich von Kleist (geb. den 18. Oktober 1777 zu Frankfurt a. O., endete am 21. November 1811 durch Selbstmord)[3], bekundete schon in dem ersten seiner Trauerspiele, der „Familie Schroffenstein", sein bedeutendes dramatisches Talent. Vollendeter ist sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug", das einem Aufenthalte des Dichters in Bern seinen Ursprung verdankt. Hier verkehrte er viel mit H. Zschokke und Ludwig Wieland, dem Sohne des Dichters. Alle drei Freunde behandelten denselben Gegenstand, Zschokke als Novelle, Wieland als Satire; allein über beide trug Kleists Drama den Sieg davon[4]. — In den weitesten Kreisen wurde der Dichter bekannt durch sein Ritterschauspiel „Das Käthchen von Heilbronn", worin die leidende und endlich siegende Unschuld in einem herrlichen Bilde vorgeführt wird. Käthchen, die vermeintliche Tochter des Waffenschmieds in Heilbronn, in dessen Hause sie erzogen ist, in der Tat aber die Tochter des Kaisers, fühlt sich magnetisch an den Grafen Wetter vom Strahl gefesselt. Als endlich das Geheimnis ihrer Abstammung ans Licht kommt, entschließt sich der Kaiser, Käthchen als seine Tochter öffentlich

---

[1]) A. von Arnims sämtliche Werke, 22 Bände, Berlin 1853—56.

[2]) Biographien erschienen von Joseph Galland († 1893 in Bremen) 1876 und Professor Joh. Sepp (Görres und seine Zeitgenossen) 1877.

[3]) Das Leben des unglücklichen Dichters haben dargestellt Eduard von Bülow († 1853 in der Schweiz), Berlin 1848; Julian Schmidt, 1859; Adolf Wilbrandt, Nördlingen 1863; Otto Brahm, 3. Aufl., Berlin 1892; H. Conrad, Heinrich von Kleist als Mensch und als Dichter, Berlin 1896. — Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike, herausgegeben von A. Koberstein, Berlin 1859. — Heinrich von Kleists gesammelte Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julian Schmidt, 2. Ausgabe, 2 Teile, Berlin 1863. — Die neuesten Ausgaben besorgten Franz Muncker, Stuttgart (Cotta und Kröner) und Theophil Zolling († 1901), Stuttgart (Spemann), 4 Bände.

[4]) Ausgewählte Dramen von H. v. Kleist, herausgegeben von Karl Siegen (Leipzig), 2 Teile, Leipzig 1877. — Christian Semler (Dresden), der zerbrochene Krug von Heinrich von Kleist, für den Schulunterricht dargelegt, Leipzig (Wartig), 1879. — K. Siegen, H. v. Kleist und der zerbrochene Krug, Sondershausen 1879. — Eugen Wolff, der zerbrochene Krug von Kleist, kritische Ausgabe mit Erläuterungen, Kiel 1898.

anzuerkennen, um sie dem Grafen zur Gemahlin zu geben [1]). — Eine echt vaterländische Gesinnung offenbart Kleist in seinem Schauspiel „Die Hermannsschlacht“, welches den Sieg der Deutschen unter dem Cheruskerfürsten Hermann über die Römer unter Varus im Jahre 9 n. Chr. behandelt. Doch sind Varus und die Römer nur poetische Namen für Napoleon und die Franzosen. Das im Jahre 1809 gedichtete Drama ist ein klares Spiegelbild der schmachvollen Zerrissenheit Deutschlands und des nach Einigung und Befreiung vom fremdländischen Joche sich sehnenden Vaterlandes. Dadurch suchte zugleich der Dichter seinerseits die nationale Erhebung zu fördern [2]). Eine wenig glückliche Wahl traf der Dichter in dem Trauerspiel „Penthesilea“. Genannt ist dasselbe nach jener Königin der Amazonen, welche sich den tapfersten griechischen Helden, den Achilles, zum Gemahl erkämpfen will. Als sie aber von diesem überwunden und in ihrer leidenschaftlichen Liebe tief gedemütigt wird, erfaßt sie ein wilder Blutdurst. Voller Wut überfällt sie den Arglosen, durchbohrt ihn mit dem tödlichen Pfeile und gibt sich dann voll Entsetzen über ihre grauenvolle Tat selbst den Tod. — Ein Meisterstück in seiner Art ist das Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“, das in der Zeit des großen Kurfürsten spielt, der in vortrefflicher Weise charakterisiert wird. Der Prinz hat in der Schlacht von Fehrbellin (1675) gegen den erhaltenen Befehl den Feind angegriffen und besiegt. Um seines Ungehorsams willen läßt ihn der große Kurfürst vor ein Kriegsgericht stellen. Der Prinz wäre verloren gewesen, wenn es sich nicht ergeben hätte, daß er sich an dem Tage, wo er den Schlachtbefehl erhielt, in einer Art nachtwandelnder Bewußtlosigkeit befunden hatte [3]). — Unter seinen Novellen ist eine der besten „Michael Kohlhaas“, welche den Prozeß des berühmten altmärkischen Roßhändlers aus der Zeit Luthers behandelt [4]).

Friedrich Baron de la Motte Fouqué (geb. 12. Februar 1777 zu Brandenburg, † 23. Januar 1843 in Berlin) suchte die ritterlich-phantastische Zauberwelt wieder zu erwecken. In seinen Dramen behandelte er mit Vorliebe nordische Stoffe; in dieser Gattung ist Sigurd, der Schlangentöter, reich an Schönheiten. (Es gehört dies als erster Teil zur Trilogie

---

[1]) Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Adolf Lichtenheld, Wien 1889.

[2]) Schulausgaben von Ferdinand Khull, Leipzig 1893; Eduard Kamprath (Mies), Wien (Hölder) 1890; Adolf Lichtenheld, Wien 1885; L. Zürn, Leipzig 1888; H. Windel, Bielefeld 1891.

[3]) Schulausgaben mit Einleitung und Anmerkungen von Heinrich Weismann, Stuttgart 1883; Reinhard Kade, Wien (Graeser) 1888; L. Zürn, Leipzig 1888; G. Bornhak (Leipzig); Walther Böhme, Erläuterungen für die häusliche Vorbereitung der Schüler, Berlin 1890; J. Heuwes (Warendorf), Kleists Prinz von Homburg, 2. Aufl., Paderborn 1900; Anton Benedikt, Leipzig (Freitag) 1893; H. Windel, Bielefeld 1895; Hermann Gilow, die Grundgedanken in Heinrich v. Kleists Prinz Friedrich von Homburg (Gymnasialprogramm), Berlin 1893; Eugen Wolff, kritische Ausgabe mit Erläuterungen, Kiel 1899; E. Küenen, Leipzig 1903.

[4]) Emil Kuh, die Quelle der Kleistschen Erzählung Michael Kohlhaas, 2. Ausg., Leipzig 1861. — Burkhardt (Archivrat in Weimar), der historische Hans Kohlhaas und Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas, 1861. — Robert Prölß (Dresden) hat den Stoff in einem sechsaktigen Trauerspiel behandelt. — Ins Französische hat die Novelle übersetzt August Dietrich, Wien 1880 (bibliothèque du Messager de Vienne). — Schulausgabe von J. Wychgram, Bielefeld 1889.

„Der Held des Nordens", welche die Sigurd- und Brunhildsage im Anschluß an die Edda behandelt.) Eine treue Schilderung der alten heitern Ritter- und Sängerzeit mit einer Fülle von Märchen und Sagen enthält sein Ritterroman „Der Zauberring". Die Perle aber seiner Dichtungen ist die märchenhafte Novelle „Undine". Als Lyriker zeichnete er sich aus durch inniges, begeistertes Gefühl, reiche Phantasie und klangvolle Sprache. Eines seiner lieblichsten Lieder führt den Titel „Trost" und beginnt mit den Worten: „Wenn alles eben käme, wie du gewollt es hast". Auch an den Befreiungskriegen nahm er Anteil durch seine Kriegslieder („Frisch auf zum fröhlichen Jagen!" u. a.).

Zacharias Werner (geb. 18. November 1768 zu Königsberg, † 17. Januar 1823 in Wien) war trotz seiner Begeisterung für Religion ein ganz und gar leichtsinniger Charakter und ein Sklave seiner Leidenschaften, der später im Schoße der katholischen Kirche für seine zerrissene und sittlich entnervte Natur Frieden zu finden hoffte. In seinem ersten Werke, dem aus zwei Teilen mit sechs Aufzügen bestehenden romantischen Drama, „Die Söhne des Tals", behandelt er den Untergang des Templerordens. Aus der Zeit des Protestantismus stammt das Schauspiel „Martin Luther oder die Weihe der Kraft"[1]. Als katholischer Weltgeistlicher setzt er diesem Stücke entgegen „Die Weihe der Unkraft", wodurch er das frühere Drama als eine Verirrung bezeichnete. Ein grausenhaftes Stück ist seine Tragödie „Der vierundzwanzigste Februar" (an diesem Unglückstage geschehen eine Reihe von Mordtaten), welche insofern bemerkenswert ist, als sie die Reihe jener Schauerstücke eröffnete, die man mit dem gemeinsamen Namen Schicksalstragödien bezeichnet. In demselben erscheint das Schicksal als eine tückische Macht, welche Schuldige und Unschuldige ins Verderben zieht. Der Mensch steht unter der Zaubermacht eines Fluches, den er ohne sein Wissen und ohne sein Verschulden auf sich geladen, und ohne daß er sich dagegen wehren kann, geht er bejammernswert unter.

Zu dieser Art von Schicksalstragödien gehören „Der neunundzwanzigste Februar" und „Die Schuld" von **Adolf Müllner** († 1829 in Weißenfels); „Das Bild" von **Ernst von Houwald** (aus der Niederlausitz, † 1845); teilweise auch „Die Ahnfrau" von Franz Grillparzer (§ 62). — Im Roman wurde die Romantik auf die Spitze getrieben von

Ernst Theodor Wilhelm oder wie er sich zu nennen beliebte **E. T. Amadeus Hoffmann**, geb. 24. Januar 1776 in Königsberg, † 25. Juni 1822 in Berlin. Eine krankhafte Richtung tritt zu Tage in seinen „Elixieren des Teufels" und den „Nachtstunden". Dagegen enthalten die „Serapionsbrüder" treffliche, in vorzüglicher Prosa geschriebene Erzählungen, wie „Meister Martin der Küfer und

---

[1] In neuester Zeit haben die Sturm- und Drangperiode der Reformation dramatisch gestaltet Wilhelm Henzen (Leipzig), Martin Luther, Reformationsdrama in 5 Akten und einem Vorspiel, Leipzig (Reißner) 1883; Hans Herrig, Luther, ein kirchliches Festspiel, 12. Aufl., Berlin 1889; Otto Devrient († 1894), Luther, historisches Charakterbild in 7 Abteilungen, 2. Aufl., Leipzig 1894; August Trümpelmann, Luther und seine Zeit, Volksschauspiel, 4. Aufl., Gotha 1889.

seine Gesellen", eine kulturhistorische Novelle aus Nürnbergs Geschichte, „Der Artushof", eine in Danzig spielende Malergeschichte, und „Das Fräulein von Scudery", eine frische Erzählung aus Ludwigs XIV. Zeit. Reich an Beziehungen auf Hoffmanns eigenes Leben, voller Humor und Satire sind die unvollendet gebliebenen „Lebensansichten des Katers Murr". Den sagenhaften Sängerwettstreit auf der Wartburg hat er frei bearbeitet in seiner Novelle „Der Kampf der Sänger"[1]).

§ 62. Österreichische Dichter.

Die hauptsächlichsten derselben sind:

Franz Grillparzer, geb. 14. Januar 1791, † 21. Januar 1872 in Wien. Derselbe trat zuerst in die Fußstapfen der Romantik und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch sein Drama „Die Ahnfrau", das 1817 zum erstenmal in Wien aufgeführt wurde und von da erfolgreich über alle Bühnen Deutschlands ging. Ist dieses auch eine Schicksalstragödie zu nennen, so erhebt es sich doch in der Komposition und Sprache über die andern Werke gleicher Gattung; freilich ist der gereimte vierfüßige Trochäus kein geeigneter dramatischer Vers. Bald kehrte er der romantischen Schule den Rücken und wählte antike Stoffe, die er mit deutschem Geiste erfüllte. So schuf er Dramen, durch die er sich würdig an unsere großen Dramatiker anreihte. Schon 1818 erschien das Drama „Sappho", dessen Heldin jene berühmte griechische Dichterin ist, die sich von dem leukadischen Felsen herab ins Meer stürzte, ein ergreifendes Seelengemälde, das den Zwiespalt zwischen Dichtung und Leben zur lebendigen Anschauung bringt. Darauf folgt „Das goldene Vließ", eine Trilogie, deren einzelne Teile „Der Gastfreund", „Die Argonauten" und „Medea" sind. In der Medea schuf Grillparzer das gewaltigste tragische Charakterbild. Ein drittes Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen" behandelt die alte Sage von Hero und Leander. 1834 erschien das sinnige dramatische Märchen „Der Traum ein Leben", dessen Held (Rustan) durch einen Traum von seinem ungezügelten Ehrgeize geheilt wird. Diese Dramen, in denen sich antike Einfachheit und griechisches Maßhalten mit deutschem Denken und Empfinden vereinigen, zeichnen sich aus durch eine edle, zum Teil hinreißende Sprache und eine meisterhafte Entwicklung der Leidenschaft. Zur Geschichte seines Heimatlandes wandte sich Grillparzer in „Ottokars Glück und Ende", das den Fall Ottokars von Böhmen, den seine nutzlose Herrsch- und Ruhmsucht zu Grunde richtet, und die Gründung der habsburgischen Dynastie darstellt[2]). Zum Schluß möge noch seiner Gedichte und seiner Novelle „Der arme Spielmann" gedacht werden[3]).

---

[1]) Georg Ellinger, E. T. A. Hoffmann, Sein Leben und seine Werke, Hamburg 1894.

[2]) Schulausgabe von Gustav Waniek, Leipzig 1903.

[3]) Gesamtausgabe von Grillparzers Werken, besorgt von August Sauer, 5. Aufl., 20 Bde., Stuttgart (Cotta) 1894. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Rudolf Franz, 5 Bände, Leipzig (Meyer) 1903. — Grillparzers Sappho, Schulausgaben von Friedrich Maschek (Reichenberg) 1879; Paul Pachaly, Leipzig 1902 und Heinrich Vockeradt, Leipzig 1903. Adolf Lichtenheld, Das goldene Vließ, St-

Joseph Freiherr von Zedlitz, geb. 28. Februar 1790 auf dem Schlosse Johannisberg in Österreichisch-Schlesien, † 10. März 1862 in Wien. Unter seinen Gedichten ist eines der bekanntesten „Die nächtliche Heerschau“; ein damit verwandtes ist „Das Geisterschiff“. Als Meister in der Elegie zeigt er sich in seinen Totenkränzen, einem Cyklus von Kanzonen, welche von dem Gedanken ausgehen, daß nichts Großes in der Welt ohne Begeisterung vollbracht werde. Freilich ist dieses Feuer der Begeisterung oft ein verzehrendes und das Lebensglück des Menschen zerstörendes. Dies erfährt der Dichter, indem ihn der Geist des Grabes an die Gräber von Wallenstein, Napoleon, von Petrarka und Laura, von Romeo und Julie, Tasso und Byron führt. Daß aber die Begeisterung dennoch ein göttliches Geschenk bleibe, empfindet der Dichter an den Gräbern eines Canning, Joseph II., Shakespeare, Goethe, welche für das Wohl der Menschheit wirkten und jenes göttliche Gut nicht entweihten. Ein duftiges, liebliches Märchen ist sein „Waldfräulein“. — Kluge, Auswahl, S. 680.

Nikolaus Lenau (mit seinem vollständigen Namen Nikolaus Nimbsch, Edler von Strehlenau, geb. 13. August 1802 in einem ungarischen Dorfe Csatad unweit Temesvar, † 22. August 1850 in der Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien). Die Grundstimmung seiner Poesie ist trübe Melancholie und tiefer innerer Schmerz, wovon u. a. die Gedichte „An die Melancholie“, „Bitte“, „Eitel nichts“ Zeugnis geben. Die beste Aufklärung hierzu gibt Lenau selbst in dem Gedichte „Glauben, Wissen, Handeln“. Zu seinen schönsten Liedern gehören die Schilflieder („Auf dem Teich dem regungslosen“ u. a.), Der Lenz, Liebesfeier („An ihren bunten Liedern klettert“), Primula veris, Am Grabe Höltys, Die Wurmlinger Kapelle, Der Postillon, Das Posthorn, Die Heideschenke, Die Werbung, Seemorgen, Die drei Indianer u. a. Eine warme Begeisterung für die Freiheit spricht sich aus in seinen Polenliedern (z. B. Der Polenflüchtling). Größere Dichtungen Lenaus sind „Faust“, worin er seinen eigenen Kampf zwischen Glauben und Wissen darstellt; „Savonarola“, worin er im Anschlusse an die Geschichte des Florentiner Reformators, der 1498 unter Papst Alexander VI. den Märtyrertod starb, einen offenen Kampf führt gegen das Antichristentum[1]); „Die Albigenser“ (reformatorische Sekte des südlichen Frankreich, welche der Gewalt des Papstes Innocenz III. erlag), die eine durchaus antihierarchische Tendenz haben. Endlich hat Lenau auch die Sage

---

1890; Sappho, Stuttg. 1891; „Der Traum ein Leben“, Stuttg. 1893. Adolf Matthias, Der Traum ein Leben, Das goldene Vließ, Leipzig 1903. — Franz Grillparzer, eine biographische Studie von Adalbert Fäulhammer, Graz (Leuschner und Lubensky) 1884. — Max Koch, Grillparzer, eine Charakteristik, Frankfurt a. M. 1890. — Julius Schwering (Münster), über Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele, Paderborn 1891. — Albert Freybe, der ethische Gehalt in Grillparzers Werken, Gütersloh 1893. — Emil Reich, Grillparzers Dramen, Dresden 1884. — Edmund Lange, Franz Grillparzer, Sein Leben, Dichten und Denken, Gütersloh 1894. — S. M. Prem, Am 100. Geburtstage Grillparzers, Bielitz 1891. — August Ehrhard (Clermont-Ferrand), Franz Grillparzer, Sein Leben und seine Werke (Aus dem Französischen von Moritz Necker), München 1902.

[1]) Denselben Florentiner Reformator haben in neuerer Zeit zum Mittelpunkt eines Trauerspiels gemacht Peter Lohmann (geb. 1833 zu Schwelm bei Elberfeld, Dramat. Werke, 4 Bände, Leipzig 1875) und Richard Voß, Wien (Rosner) 1878.

vom ewigen Juden in zwei Gedichten behandelt[1]. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 335—347.

Anastasius Grün, Pseudonym für Anton (Alexander Maria) Graf von Auersperg, wurde geboren den 11. April 1806 zu Laibach in Krain und starb den 12. September 1876 in Graz[2]. Er ist ein furchtloser Kämpfer gegen geistige und politische Knechtschaft. Diese Begeisterung für die Freiheit spricht sich gleich in seinem ersten Werke „Der letzte Ritter“ aus, worin er eine Anzahl Begebenheiten aus dem Leben Kaiser Maximilians I. behandelt. Eine Romanze aus diesem Cyklus ist „Die Martinswand“. Von derselben patriotischen Begeisterung durchweht sind seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, welche eine große Aufregung hervorbrachten und den Namen des Dichters populär machten. Ebenso politisch freisinnig ist seine größere Dichtung „Schutt“, die aus vier Teilen besteht, deren erster „Der Turm am Strande“ betitelt ist. Einen humoristischen Charakter trägt „Der Pfaff vom Kahlenberg“. Zu den schönsten unter seinen kleineren Gedichten gehören „Der Ring“, „Der Deserteur“, „Der letzte Dichter“ u. a.[3]. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 188—195.

Friedrich Halm (Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen, geb. 2. April 1806 zu Krakau, † 22. Mai 1871 in Wien). Rauschenden Beifall erhielt sein Erstlingsdrama „Griseldis“, worin er das Ideal der Weiblichkeit zu zeichnen versuchte. Dieselbe begeisterte Aufnahme fand „Der Sohn der Wildnis“, ein romantisches Drama, welches den Triumph darstellt, den die Macht der Sitte und der Liebe über die Kraft der wilden Größe davonträgt. Daran schloß sich „Der Fechter von Ravenna“, ohne Zweifel das bedeutendste unter Halms Dramen, das den dichterischen Glanz der Sprache mit den anderen teilt, sich aber noch insbesondere durch warme patriotische Begeisterung auszeichnet.

Johann Nepomuk Vogl, geb. 2. November 1802 als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Wien, wo er als Beamter der niederösterreichischen Landstände am 16. November 1866 starb. Er hat, abgesehen von seinen Epigrammen und Sprüchen, namentlich Lieder, Balladen und Romanzen gedichtet und seine Landsleute haben ihn den Vater der österreichischen Ballade genannt. Zu seinen bekanntesten Gedichten gehören „Das Erkennen“ (Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand kommt wieder heim aus dem fernen Land), „Herr Heinrich saß am Vogelherd“, „Die beiden Särge zu Weimar“. Eine warme Begeisterung für sein deutsches Vaterland spricht aus seinen Liedern, „Der deutsche Mann“, „Der beste Klang“, „Gruß an das Vaterland“ u. a. Damit vereinigt sich ein kindlicher Sinn, wie er uns in seiner Liedersammlung „Aus dem Kinderparadiese“ entgegentritt. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 659—662.

Johann Gabriel Seidl, geb. 21. Juni 1804 als der Sohn eines Advokaten in Wien, wo er als kaiserlicher Schatzmeister und Hofrat 18. Juli

---

[1] Sämtliche Werke, herausgegeben von A. Grün, 4 Bände, 1855.

[2] P. v. Radics (Laibach), Anastasius Grün und seine Heimat, 1876. — A. Grüns Dichtungen. Eine Vorlesung von E. Schatzmayr (Triest), 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1872.

[3] A. Grün, gesammelte Werke, herausgegeben von L. A. Frankl, 5 Bde., 1877 ff

1875 starb. Seine Liebe zur Heimat bekundet er durch seine „Gedichte in niederösterreichischer Mundart", und der neue Text der österreichischen, von Haydn bereits 1797 komponierten Nationalhymne stammt von ihm. Er ist vorzugsweise Lyriker, und unter seinen Liedern sind zu nennen: „Das Glöcklein des Glücks", „Der Falschmünzer", „Hans Euler", „Der Traum des alten Fritz", „Das erste und letzte Bild", sowie das tief empfundene „Der tote Soldat". — Vergl. Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 586 ff.

Egon Ebert, geb. 5. Juni 1801 in Prag, † 24. Oktober 1882. Der Schwerpunkt seiner dichterischen Tätigkeit liegt nicht im Drama, worin er sich schon frühzeitig versuchte, sondern in der Lyrik und im Epos. Mit Vorliebe behandelt er in seinen Gedichten die Sage Böhmens, und es gehört hierher auch „Wlasta", ein böhmisch-nationales Heldengedicht. Einem großen Reichtum von Gedanken begegnen wir in dem letzten Erzeugnisse seiner Muse, in den „Frommen Gedanken eines weltlichen Mannes". Zu seinen schönsten Liedern gehören: „Der Sänger im Palaste", „Schwerting, der Sachsenherzog", „Frau Hitt", „Uhland", „Der Rhonegletscher", „Die Meister (II.: Der Leuchtturm)". — Vergl. Kluge, Auswahl, S. 61—69 [1]).

Ernst Freiherr von Feuchtersleben, geb. 29. April 1806 in Wien und gestorben den 3. September 1849 ebendaselbst. Er war Arzt, Philosoph und Dichter. Indem er sein Studium namentlich der ärztlichen Seelenkunde zuwendete, hat er uns in einem ausgezeichneten Buche, in seiner „Diätetik der Seele", sein sittliches Glaubensbekenntnis hinterlassen. Als Dichter ging er vorzugsweise zu den Alten und zu Goethe in die Schule, dem er auch in einem Sonett ein Denkmal gesetzt. Unter seinen Liedern ist das bekannteste: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man, was man am liebsten hat, muß meiden" [2])

Adalbert Stifter, geb. 23. Oktober 1806 zu Oberplan im südlichen Böhmen, als der Sohn eines schlichten Leinewebers, † 28. Januar 1868 in Linz, wo er seit 1848 das Amt eines Schulrates für die Volksschulen Oberösterreichs bekleidete. Als Schriftsteller machte er sich berühmt durch seine Studien. So betitelte Stifter eine Reihe novellistischer Dichtungen, weil er sie anfangs nur für sich und zu seiner Übung niederschrieb. Er bietet darin meisterhafte Landschafts- und Seelengemälde, welche den tiefsinnigen Zusammenhang zwischen der Gemütswelt und der Natur darlegen. Dieselbe zarte und lebensvolle Schilderung des Natur- und Menschenlebens, dieselbe edle und warme Sprache enthalten sein Nachsommer und seine Bunten Steine. Nicht minder ausgezeichnet durch die höchste Klarheit und Durchsichtigkeit der Form, sowie durch meisterhafte Anlage ist seine Erzählung Witiko, wozu er den Stoff der Geschichte Böhmens entnommen [3]).

Robert Hamerling, geb. 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich, † 13. Juli 1889 im Stiftingshause bei Graz, ist eines der bedeutendsten epischen Talente unserer Zeit und hat sich besonders in zwei

[1]) Poetische Werke von K. E. Ebert, 7 Bände, Prag 1878.

[2]) Ernst Freiherr von Feuchtersleben, sämtliche Werke, herausgegeben von Friedrich Hebbel, 7 Bände, Wien 1851—53.

[3]) Stifters literarischer Nachlaß wurde von Johann Aprent, Professor an der Ober-Realschule zu Linz, geordnet und herausgegeben.

großen Epen als glänzend begabter Dichter bewährt. Das eine „Ahasver in Rom“ (in fünffüßigen Jamben), das 1866 in erster, 1902 in 27. Auflage erschien, enthält eine Schilderung des lasterhaften Rom mit seinem lasterhaften Despoten Nero an der Spitze. Das andere „Der König von Sion“ (in Hexametern) stellt die blutige Herrschaft der Wiedertäufer in Münster unter Johann von Leyden dar. Beide Epen sind geniale, gedankentiefe Werke und enthalten glänzende, farbenprächtige Schilderungen, doch läßt sich der Dichter in der Darstellung des Sinnentaumels und Genusses bisweilen allzusehr von seiner glühenden Phantasie fortreißen, wie dies namentlich in seiner früheren Dichtung „Sinnen und Minnen“ und in „Aspasia“ der Fall ist. Unter dem Titel „Danton und Robespierre“ schrieb Hamerling eine fünfaktige Tragödie, die freilich mehr ein dramatisiertes Epos ist, aber eine sorgfältige Charakteristik der Personen und treffliche Schilderungen bietet. Die neueste Zeit brachte von Hamerling eine liebliche Dichtung „Amor und Psyche“, und „Homunkulus“, eine köstliche Satire gegen die einseitige Verstandsrichtung der modernen Kultur. Daß der gefeierte Dichter und Sänger auch ein Meister in „ungebundener“ Sprache ist, beweist das Werk, das 1884 unter dem Titel „Prosa“ in 2 Bänden erschien und eine größere Anzahl Skizzen, Gedenkblätter und Studien brachte, welche des Interessanten und Eigentümlichen eine Menge bieten; insbesondere aber seine „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“, eine Selbstbiographie, die in klassischer Sprache den reichsten Inhalt bietet (Aus der Kindheit — Knabenjahre in Klostermauern — Aus dem Kloster in die Welt — Mein Kriegsjahr im Dienste der Freiheit — Lehr- und Wandertage — Von der Mur zur Adria — Zehn Jahre im Süden — Vom „Ahasver“ bis zum „Homunkulus“)[1]).

Hermann von Gilm, geb. 1. November 1812 in Innsbruck, gest. 31. Mai 1864 als Statthaltereisekretär in Linz, hat sich insbesondere als hochbegabter feuriger Lyriker hervorgetan. Außer seinen politischen Gedichten sind besonders zu erwähnen seine tiefempfundenen Lieder „Allerseelen“ (Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden), „Ich habe drei Kränze gewunden“, „Die Georgine“, „Die Nacht“[2]). — Unter den anderen österreichischen Dichtern ragen insbesondere noch hervor

Ferdinand von Saar, geb. 30. September 1833 in Wien, aus dessen lyrischen Gedichten uns ein Hauch wahrer Poesie entgegen weht und der auch in größeren Werken, in seinen Novellen „Innocenz“ und „Schloß Kostenitz“, in seinen „Wiener Elegien“, worin er das Lob seiner Vaterstadt singt, und in seinen Dramen „Kaiser Heinrich“ „Thassilo“ u. a. sich als echter Dichter zu erkennen gibt[3]).

Adolf Pichler, geb. 4. September 1819 in Erl bei Kufstein, seit 1867 Professor der Geologie in Innsbruck, wo er am 15. November 1900 starb, war der kräftigste unter der Schar der neueren Tiroler Dichter. Als Dramatiker versuchte er sich in den beiden Dramen „Die Tarquinier“ und „Rodrigo“. Sein Leben bis zum Jahre 1848 beschrieb er in dem

---

[1]) Michael Maria Rabenlechner, Hamerlings Leben und Werke, Hamburg 1900.
[2]) S. M. Prem, Der Lyriker Hermann v. Gilm, 3. Aufl., Imst in Tirol 1897. — A. W. Ernst, Hermann v. Gilm, Leipzig 1898.
[3]) J. Minor, Ferd. v. Saar, Eine Studie, Wien 1898.

Buche „Zu meiner Zeit“ (1892). Bedeutend ist Pichler vor allem als Lyriker und Epiker. Von den Gedichten sind zu nennen seine „Hymnen“ und „Spätfrüchte“; von den Epen „Fra Serafico“. Außerdem schrieb er „Allerlei Geschichten aus Tirol“ (1867), „Marksteine“ (1874), „Neue Marksteine“, „Jochrauten“, „Letzte Alpenrosen“, „Kreuz und quer“[1]).

Peter Rosegger, geb. 31. Juli 1843 zu Alpl in Steiermark, jetzt in Graz, ist durch seine zahlreichen Schriften (Waldheimat — Waldschulmeister — Jakob der Letzte — Peter Mayr, der Wirt an der Mahr — Der Gottsucher — Das ewige Licht usw.) der größte österreichische Volksdichter geworden. — Ergreifend in der Schilderung des Volkslebens ist auch

Ludwig Anzengruber, geb. 29. November 1839 in Wien, † 19. Dezember 1889, hervorragend durch seine volkstümlichen Erzählungen und durch seine Volksschauspiele (Pfarrer von Kirchfeld — Meineidbauer — Das vierte Gebot — Der ledige Hof).

Ferdinand Raimund, geb. 1. Juni 1790 in Wien, † 5. Sept. 1836, erwarb sich dadurch ein großes Verdienst, daß er die Volksbühne veredelte und das Volksstück auf eine höhere Stufe hob. Er schuf die Zauberposse, der ein romantisches Element beigemischt ist. Seine besten Stücke, in denen er selbst als Schauspieler die größten Triumphe feierte, sind „Der Bauer als Millionär“, „Der Verschwender“, „Der Alpenkönig“ und „Der Menschenfeind“, Stücke voll Phantasie, tiefen Gemüts und herzlichen Humors.

§ 63. Nachklänge der Romantik und die Gegner dieser Schule.

Nachklänge der Romantik finden sich in einer Reihe von Dichtern, zu denen folgende gehören:

Ernst Schulze, geb. 22. März 1789 in Celle, † 26. Juni 1817 in seiner Vaterstadt, dessen Dichtungen durch Melodie und Wohllaut des Versbaues und der Sprache sich auszeichnen, aber zu weich und verschwommen sind. In seinem Epos „Cäcilie“ behandelt er den Kampf des Christentums mit dem Götzendienst Odins. (Den Entschluß zu diesem Werke faßte er an dem Totenbette seiner Braut, Cäcilie Tychsen, welche in dem Gedichte die christliche Sehnsucht nach dem Ewigen darstellt.) Die romantische Erzählung „Die bezauberte Rose“ besingt die Erlösung einer Königstochter, welche in eine Rosenknospe verzaubert ist, durch den Gesang des Sängers Alpin[2]). Beide Gedichte sind in Ottaverimen[3]) geschrieben, die, was Reichtum und musikalischen Zauber betrifft, ihresgleichen suchen.

Adalbert von Chamisso, geb. 30. Januar 1781 auf dem Stammschloß Boncourt in der Champagne, † 21. August 1838 in Berlin, war von

---

[1]) S. M. Prem, Adolf Pichler der Dichter und Mensch, Innsbruck 1901.

[2]) Schulausgabe von G. Bornhak, Leipzig.

[3]) Die Ottave (Ottaverime oder Stanze) besteht aus 8 fünffüßigen Jamben. In den 6 ersten Zeilen kehren zwei Reime abwechselnd wieder, während die zwei letzten einen neuen Reim bringen nach dem Schema: abababcc. In dieser Form ist Tassos befreites Jerusalem, Ariosts rasender Roland, Goethes Zueignung, der Epilog zu Schillers Glocke usw. gedichtet.

Geburt ein Franzose, seiner Sprache und Gesinnungsart nach ein Deutscher. In seiner Jugend dichtete er im Geschmack der Romantik, von der er sich später ganz abwandte. Gleich den Romantikern griff er zurück auf das Mittelalter in seiner Nachbildung des armen Heinrich von Hartmann von Aue (§ 18). Einen romantischen Charakter trägt seine humoristische Märchennovelle „Peter Schlemihl“. Diese „wundersame Geschichte“ erzählt von einem armen Menschen, der gegen seinen Schatten, den er dem Teufel verkauft, Reichtum eintauscht. Sobald man seine Schattenlosigkeit bemerkt, verhöhnt ihn jedermann. Da ein unheimliches Grauen ihn unter jeder Menschengruppe verfolgt, so vertrauert er bei all seinem Golde einsam Tag und Nächte, indem er vergebens auf die Rückgabe seines Schattens von dem schadenfrohen Teufel hofft. Zum Ersatz bekommt er endlich Siebenmeilenstiefel, auf denen er der menschlichen Gesellschaft entflieht, um fortan allein dem Genusse der Natur zu leben. — Der verkaufte Schatten des unglücklichen Schlemihl mag wohl die verlorene Heimat des Dichters bedeuten, der auch seinem tiefen Schmerze, Heimat und Vaterland verloren zu haben, Worte leiht in dem Gedichte „Das Schloß Boncourt“. Zart und innig ist sein Liedercyklus „Frauen-Liebe und Leben“, während andere Gedichte etwas Herbes und Bitteres haben (z. B. der Bettler und sein Hund). Welche Erquickung die Poesie gewährt, sagt das Lied „Frisch gesungen“. Überaus anschaulich hat er die Qualen des bösen Gewissens geschildert in dem Gedichte „Die Sonne bringt es an den Tag“, die Habgier in „Abdallah“ (in der Nibelungenstrophe), während er seine Freude an treuer Pflichterfüllung ausspricht in dem Gedichte „Die alte Waschfrau“. Einen humoristischen Ton schlug er an in seinen Romanzen „Tragische Geschichte („'s war einer, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing“) und „Der rechte Barbier“. Vor allem aber ist Chamisso Meister in der poetischen Erzählung. Zu den ausgezeichnetsten Produkten in dieser Gattung gehört „Salas y Gomez“. (Auf drei Schiefertafeln ist die Lebensgeschichte eines Unglücklichen niedergeschrieben, der, als Jüngling auf eine nackte einsame Klippe der Südsee verschlagen, dort länger als 50 Jahre sein Leben einsam auf dem Felsen von den Eiern der Vögel fristet und stirbt, ohne daß ein rettendes Schiff ihn aufgenommen.) Es gehören hierher ferner „Der Stein der Mutter“ (eine Guahiba-Indianerin, mit Gewalt von ihren Kindern getrennt, zeigt, was Mutterliebe vermag), „Matteo Falcone“ (ein Vater hält über seinen Sohn, der des Hauses Ehre beschimpft, ein unbarmherziges Gericht), „Die Kreuzschau“ (Gott legt einem jeden nicht mehr auf, als er zu tragen vermag), endlich das ergreifende Gedicht „Die Retraite“. Die Form dieser poetischen Erzählung ist die Terzine[1]). Die Form der Alliteration trägt das aus dem Isländischen übersetzte Lied von Thrym,

[1]) Die Terzine ist italienischen Ursprungs und wurde namentlich von Dante in seiner divina commedia mit großer Meisterschaft angewendet. Das Metrum ist ein fünffüßig jambisches, und zwar bilden je drei Zeilen eine Strophe, die eben daher den Namen Terzine führt. In der ersten Terzine reimen sich die erste und dritte Zeile, während die mittlere sich mit der ersten und dritten der zweiten Terzine reimt usw., so daß das Schema entsteht aba, bcb, cdc, ded usw. — Chamissos gesammelte Werke, herausgegeben von Hitzig, 6 Bände, 4. Aufl., 1856. — Karl Fulda, Chamisso und seine Zeit, Leipzig (Reißner) 1881.

das erzählt, wie Thor seinen Hammer Miöllnir wiedergewinnt. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 31 ff.[1]).

Joseph Freiherr von Eichendorff (geb. 10. März 1788 auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz bei Ratibor in Schlesien, † zu Neisse 26. November 1857). Man hat ihn den letzten Ritter der Romantik genannt, mit der er das unbestimmte Gefühlsleben gemein hat, über die er sich aber erhebt durch Wahrheit der Empfindung. Seine kleine Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" gehört mit zu dem Schönsten, was die Romantik hervorgebracht. Seine Lieder besitzen bei tiefer Innigkeit des Gefühls eine anspruchslose Einfachheit, wie sie einem echten Volksliede eigen ist, z. B. „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad". Zu seinen seelenvollsten Gedichten gehören die Lieder „Auf meines Kindes Tod[2]). — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 70 ff. — Mit Eichendorff, der sich auch in seinen literarhistorischen Schriften um die Wissenschaft große Verdienste erwarb, in manchen Stücken verwandt ist

Wilhelm Müller, geb. den 7. Oktober 1794 zu Dessau, † am 1. Oktober 1827 in seiner Vaterstadt. Auch er hat in vielen seiner Lieder den echten Volkston getroffen, z. B. „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein" — „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht" — „Das Wandern ist des Müllers Lust" — „Ich hört' ein Bächlein rauschen" usw. Aus allen diesen und ähnlichen Gedichten wie „Das Frühlingsmahl", „Frühlings Einzug" spricht eine liebenswürdige Heiterkeit und kindliche Naivetät. Von seinen mehr erzählenden Gedichten sind zu nennen „Der Glockenguß zu Breslau" — „Est, Est!" — „Der ewige Jude". Eine schwungvolle Begeisterung herrscht in seinen Griechenliedern, in denen er den Unabhängigkeitskrieg der Griechen freudig begrüßt. Hervorzuheben sind: „Alexander Ypsilanti", „Der kleine Hydriot", „Die letzten Griechen". — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 374 bis 384.

Karl Leberecht Immermann, geb. den 24. April 1796 zu Magdeburg, † den 25. August 1840 in Düsseldorf. Mit einem reichen Geiste und mit entschiedenem Talent für das Drama begabt, gelangte er doch nicht zur Vollendung, weil er in seinen Kunstansichten beständig schwankte. Seine ersten Dramen schrieb er im Geschmacke der Romantik. So sind z. B. das Tal von Ronceval, König Periander und sein Haus, Cardenio und Celinde (denselben Stoff hat A. Gryphius bearbeitet), voller Willkürlichkeiten und reich an Greueltaten. (Stücke dieser Art geißelte Platen in seinem romantischen Ödipus.) Später wandte sich Immermann zum historischen Drama in seinem Trauerspiel in Tirol (Andreas Hofer) und Kaiser Friedrich II. Auf dem Gebiete des Epos schrieb er Tristan und Isolde nach Gottfried von Straßburg, voll reicher Phantasie und glanzvoller Schilderung der heiteren Lebenslust (unvollendet), die Epigonen, eine Novelle, und Tulifäntchen, ein humoristisches Heldengedicht. Das beste unter seinen Werken ist sein Münchhausen mit der Episode „Der Oberhof", worin er, im Gegensatz zu der Falschheit und

---

[1]) Chamissos Werke, herausgegeben von Oskar Walzel, Stuttgart (Spemann).
[2]) Eichendorffs sämtliche poetische Werke, 3. Aufl., 4 Bde., Leipzig (Amelang) 1883.

Heuchelei der höheren Klassen, ein reizendes Bild des westfälischen Dorflebens entwirft, namentlich im Dorfschulzen eine kräftige, gesunde Gestalt und in Liesbeth ein unschuldiges Naturkind zeichnet [1]). Eine Biographie und Charakteristik seiner Persönlichkeit gibt er selbst in seinen Memorabilien.

Heinrich Heine, geb. den 13. Dezember 1797 (1799?) zu Düsseldorf von jüdischen Eltern, trat später zum Christentume über, mit dem es ihm nie ernst war, und starb nach unsäglichen Leiden den 17. Februar 1856 in Paris. Im Geiste der Romantik schrieb er mehrere Tragödien, die aber nur wilde Schauer- und Schreckensstücke sind. Dieselbe Schule, in deren Stile er hier dichtete, wurde später von ihm mit bitterem Hohne und beißendem Spott verfolgt. In geschickter Prosa, aber in scharfem, satirischem Tone sind seine Reisebilder geschrieben. Heine besaß ein glänzendes poetisches Talent und viele seiner Lieder („Leise zieht durch mein Gemüt" — „Du bist wie eine Blume" — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" — „Und wüßten's die Blumen, die kleinen" — „Du schönes Fischermädchen" — „Die Wallfahrt nach Kevlaar" — „Belsazar" — „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'" usw.) gehören zu dem Besten, was die deutsche Lyrik aufzuweisen hat. (Auswahl deutscher Gedichte, S. 219 ff.) Dabei aber bricht, oft mitten unter den zartesten Empfindungen, sein alles zersetzender Spott immer wieder hervor und vernichtet die Weihe der Empfindung. Überhaupt herrscht bei Heine ein durchaus negatives Element vor, und die Frivolität wurzelt tief in seinem Wesen. Man hat ihn nicht mit Unrecht die Spottdrossel des deutschen Dichterwaldes genannt, denn er versteht in der Tat alle Töne anzuschlagen und alles Poetische in Religion, Leben und Liebe ins Lächerliche zu ziehen (zu travestieren). Mag er daher mit Recht, wenn auch etwas selbstgefällig und anspruchsvoll, von sich sagen: „Ich bin ein deutscher Dichter, bekannt im deutschen Land; nennt man die besten Namen, so wird auch der meine genannt"; nicht minder wahr bleibt sein andres Wort: „Vergiftet sind meine Lieder; wie könnt' es anders sein?" [2]).

An Heine und an seinen Glaubens- und Gesinnungsgenossen Ludwig Börne († 1831 in Paris, Verfasser der Briefe aus Paris und der Denkrede auf Jean Paul) schloß sich das sogenannte junge Deutschland an [3]). Man bezeichnet damit eine Richtung, welche ähnlich dem Sturm und Drang

---

[1]) Immermanns Münchhausen gab heraus Max Koch (Kürschners deutsche Nat.-Lit., Band 90 und 91).

[2]) Heines sämtliche Werke wurden herausgegeben von Adolf Strodtmann, 22 Bände, Hamburg 1861—63. Derselbe schrieb auch die erste größere Biographie des Dichters unter dem Titel: H. Heines Leben und Werke, 2 Bände, 3. Aufl., 1883. — Neue Ausgabe von Ernst Elster (7 Bände, Leipzig 1887—88) und Gustav Karpeles (9 Bände, Berlin, Grote, 1887). Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Von seinem Bruder Maximilian Heine († 1879 in Berlin) 1868. Robert Prölß, Heinrich Heine, sein Leben und seine Werke nach den neuesten Quellen dargestellt, Stuttgart 1886. Richard Schaukal, Heinrich Heine, sein Leben in seinen Liedern 1797—1856, Berlin 1897. Max Nietzki (Wehlau), Heinrich Heine als Dichter und als Mensch, Berlin 1895. Für englische Leser besorgte eine Auswahl von Heines Gedichten A. Buchheim, London 1897. Vom Standpunkte der katholischen Kirche geschrieben ist Heines Biographie von Heinrich Keiter († 1898 in Regensburg), Köln 1892.

[3]) Der Ausdruck stammt von Ludolf Wienbarg (geb. 1802 in Altona, † 1872), der seine in Kiel gehaltenen und 1834 unter dem Titel „Ästhetische Feldzüge" herausgegebenen Vorträge dem „jungen Deutschland" widmete.

der 70er Jahre des 18., in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts hervortrat, einen durchaus revolutionären Charakter trug und die Emanzipation des Fleisches predigte. Die beiden hervorragendsten Dichter dieser Schule, welche später ihren negativen Standpunkt verließen und auf dem Gebiete des Dramas und Romans Tüchtiges leisteten, sind

Heinrich Laube, geb. den 18. September 1806 zu Sprottau in Schlesien, † am 1. August 1884 in Wien, Verfasser der Dramen „Graf Essex“, „Die Karlsschüler“, „Gottsched und Gellert“ und

Karl Gutzkow, geb. den 17. März 1811 in Berlin, † 15. Dezember 1878 zu Frankfurt a. M., Verfasser der größeren Romane „Die Ritter vom Geist“, „Der Zauberer von Rom“, „Hohenschwangau“, „Die Söhne Pestalozzis“ und der Dramen „Der Königsleutnant“, „Zopf und Schwert“, „Uriel Acosta“, „Das Urbild des Tartüffe“.

Am entschiedensten trat jenen späteren Romantikern entgegen

August Graf von Platen, geb. 24. Oktober 1796 zu Ansbach, † 5. Dezember 1835 zu Syrakus[1]). Während er in seinem ersten Drama „Der gläserne Pantoffel“ (launige Verschmelzung der Märchen von Aschenbrödel und Dornröschen) noch auf dem Standpunkt der Romantiker steht, hat er schon im „Schatz des Rhampsinit“ mit ihnen gebrochen. Durch seine polemisch-satirischen Lustspiele erwarb er sich den Namen eines deutschen Aristophanes; in dem einen derselben „Die verhängnisvolle Gabel“ verspottet er die Schicksalstragiker, namentlich Müllner, in dem anderen, „Der romantische Ödipus“, zieht er gegen die Willkürlichkeiten der Romantik, namentlich gegen Immermann zu Felde. Desgleichen kämpft er gegen die Vernachlässigung des Metrums und die Überschätzung des Reims. Indem er die antiken, reimlosen Versmaße wieder anwandte, beobachtete er die Gesetze der Metrik auf das gewissenhafteste und strebte nach der höchsten Reinheit der Form. Sein bedeutendes Formtalent offenbart er namentlich in seinen Oden, durch die er gleichsam der deutsche Pindar geworden ist und nach Klopstock den zweiten Preis errungen hat. Zu den bedeutendsten unter seinen Oden gehören „An Franz II.“, An Karl X.“, in denen er seiner politischen Gesinnung Ausdruck gibt; „Der Vesuv im Dezember 1830“, „Florenz“, in denen er ein prächtiges Gemälde italienischer Natur entwirft, wie er dies auch in einigen seiner Eklogen und Idyllen tut, zu denen „Der Fischer auf Capri“ gehört. Mit derselben Meisterschaft behandelt er italienische Versmaße in seinen Ritornellen und Sonetten (u. a. Sonette an Venedig), die zu den wohlklingendsten in der deutschen Sprache gehören, sowie orientalische Formen in seinen Ghaselen[2]). Diese Meisterschaft teilt Platen mit A. W. von Schlegel und mit Rückert. Wie sehr er sich derselben bewußt ist, beweist das Sonett

---

[1]) Des Dichters hochwichtige Tagebücher, welche die eingehendsten und aufrichtigsten Selbstbekenntnisse enthalten, gaben heraus G. v. Laubmann und L. v. Scheffler, 2 Bände, Stuttgart 1898—1900.

[2]) Das Ritornell ist italienischen Ursprungs und besteht aus einer einzigen Terzine, ist also ein Epigramm von drei Zeilen, von denen sich die erste und dritte reimen, während die mittlere reimlos ist. — Über das Sonett s. § 37. — Die Form der Ghasele stammt aus dem Persischen, und das Wesen derselben besteht vor allem darin, ein Reim sich durch das Ganze hindurchzieht (aabacadaeafag usw.).

„Grabschrift“. Unter seinen Balladen zeichnen sich einige durch würdevolle Einfachheit und Wohllaut der Sprache aus. Hierher gehören „Der Pilgrim vor St. Just“ („Nacht ist's und Stürme sausen für und für“), „Das Grab im Busento“ („Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder“). Von seinen Liedern mögen hervorgehoben werden sein Parsenlied und ein anderes Gedicht, das mit den Worten beginnt: „Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht, und fühlte mich fürder gezogen“ [1]). — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 392 ff. — Auf epischem Gebiete ist von großer Einfachheit und durchsichtiger Klarheit sein orientalisches Märchen in neun Gesängen „Die Abassiden“, worin er die Abenteuer der Söhne des Kalifen Harun als Raschid behandelt. (Der Stoff ist aus 1001 Nacht entnommen.) — Eine nichts weniger als romantische Natur war auch **Johann Gottfried Seume**, geb. 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels, † 13. Juni 1810 in Teplitz, ein Charakter, der, wenn auch nicht frei von Bitterkeit, doch edel und grundehrlich war, zugleich ein geschworener Feind aller Heuchelei und Tyrannei. Mit kühnem, männlichem Müte überwand er die überaus traurigen Schicksale seines Lebens. Seine Biographie „Mein Leben“ legt davon Zeugnis ab. Von seinen zahlreichen Wanderungen hat er uns zwei trefflich dargestellt: „Spaziergang nach Syrakus“ (1802) und „Mein Sommer 1805“. Eine Sammlung abgerissener Gedanken enthalten seine „Apokryphen“ [2]). Unter seinen Gedichten ist das bekannteste „Der Wilde“. — Kluge, Auswahl, Seite 594.

§ 64. Die Dichter der Befreiungskriege [3]).

In den Jahren 1813 und 1814, als sich das deutsche Volk gegen die französische Gewaltherrschaft erhob, traten eine Anzahl Dichter auf, welche das Feuer der kriegerischen Begeisterung nährten und zu kühnen Taten entflammten. Dergleichen patriotische Gesänge dichteten die Grafen Stolberg, Fouqué, Heinrich von Kleist. Vorzugsweise aber gehören zu den Sängern jener Befreiungskriege Arndt, Körner, Schenkendorf und Rückert.

(Ernst) Moritz Arndt wurde den 26. Dezember 1769 in dem Dorfe Schoritz auf Rügen geboren. Diese Insel gehörte damals noch zu Schweden, woher auch die Vorfahren des Dichters eingewandert waren. Eine glänzende Ahnenreihe konnte derselbe nicht aufweisen. Sein Urgroßvater war schwedischer Unteroffizier, sein Großvater Schäfer gewesen; sein Vater, ursprünglich ein Leibeigener, hatte von seinem Herrn, dem Grafen zu Putbus, für treugeleistete Dienste die Freiheit erhalten und pachtete nun das Gut Schoritz, später der Reihe nach verschiedene andere Güter der Insel. In patriarchalischer Einfachheit, gesund und kernig, wuchs Ernst Moritz heran und erhielt schon als Knabe jene Rüstigkeit, die er bis in sein hohes Alter sich bewahrte. Hatte er sich

---

1) Lothar Böhme (Freiberg), Zur Würdigung Platens (Programm), Annaberg 1879.

2) Seume, prosaische und poetische Werke, 10 Teile (Berlin, Hempel).

3) Julius Knipfer (Rudolstadt), Die Dichter der Befreiungskriege, 2. Aufl. (vermehrt durch die Lieder des deutsch-französischen Krieges), Altenburg 1897. Maximilian Schmitz, 2. Aufl., 1902. — Schulausgaben von F. Ziehen (Frankfurt a. M.), Dresden 1897, R. Windel, 2. Aufl., Leipzig 1902 und R. Jahnke, Leipzig 1902.

im Sommer in der großartigen Natur seiner Heimat mit ihren Buchenwäldern, dem belebten Strande der Ostsee und ihren tief ins Land einschneidenden Buchten frei bewegt, so brachte ihm sein strenger Vater im Winter die bescheidenen Anfänge des Lesens, Schreibens und Rechnens bei, während die fromme, sinnige Mutter ihn in die Bibel, das Gesangbuch und die Märchenwelt einführte. Das frische, freie Leben nahm auch dann noch seinen ungestörten Fortgang, als der Knabe später einen besonderen Lehrer erhielt. So kam er, zwar nur mäßig vorbereitet, aber gesund an Leib und Seele, auf das Gymnasium nach Stralsund. Im Jahre 1791 bezog er die Universität des nahen Greifswald und studierte hier, sowie später in Jena, wo ihn namentlich Fichte begeisterte, bis 1794 Theologie und Philosophie. Nachdem er sodann einige Jahre daheim als Hauslehrer tätig gewesen, ging er auf Reisen und durchwanderte Deutschland, die Schweiz, Ungarn, Oberitalien, Frankreich. Nach Pommern zurückgekehrt, hielt er an der Universität Greifswald Vorlesungen über Geschichte und wurde 1805 Professor daselbst. In jener trüben Zeit von Deutschlands Schmach und Jammer verfaßte er 1806 den ersten Teil seiner Schrift vom „Geist der Zeit", ein Werk voll kühnen Freimuts, voll Erbitterung gegen Napoleon und die Franzosen, voll glühender Liebe zu dem armen, unterdrückten Vaterlande. Das Buch fand eine beispiellose Verbreitung und zündete in allen deutschen Herzen. Freilich hatte er jetzt die Rache des Korsen zu fürchten; sein Leben war in der Heimat gefährdet. Er floh deshalb nach dem benachbarten Schweden, wo er unter dem Schutze des Königs Gustav IV. einige Jahre blieb. Im Jahre 1809 kehrte er nach Deutschland zurück, wo es noch recht traurig aussah; es war dasselbe Jahr, in welchem der tapfere Ferdinand von Schill ein so beklagenswertes Ende in Stralsund fand. Damals entstand sein „Lied vom Schill":

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld.

Von Häschern und Spionen umringt fand Arndt bei seinem Jugendfreunde, dem Buchhändler Georg Reimer in Berlin, eine gastliche Aufnahme, wo er unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann inkognito lebte. Im Jahre 1810 erhielt er seine Stelle in Greifswald wieder, da Pommern an Schweden zurückgegeben war. Bald aber wurde es ihm in der kleinen Universitätsstadt zu eng, er wollte frei sein, nahm daher seine Entlassung und ging zu seinen Geschwistern aufs Land. Als mit Beginn des Jahres 1812 die Franzosen auch Pommern besetzten, mußte Arndt abermals flüchten. Er ging über Berlin nach Breslau, wo damals die trefflichsten Männer Preußens, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, sich zusammenfanden. Auch hier fühlte er sich nicht mehr sicher, als im Sommer des ebengenannten Jahres Napoleon seinen verhängnisvollen Zug nach Rußland unternahm und auch Preußen sein Heer unter die Fahnen des Unterdrückers stellen mußte. Er verließ Schlesien und begab sich nach Petersburg zum Freiherrn von Stein, der seine Dienste dringend begehrte und ihn zu seinem Sekretär ernannte. Hier ließ er nicht ab mit gewaltigen, feurigen und kräftigen Worten für die nationale Sache zu wirken. In dieser Beziehung ist ein treffliches Buch zu nennen, das in Petersburg gedruckt und in vielen Tausenden von Exemplaren in Deutschland verbreitet wurde. Es ist dies sein „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann", worin er in der Feuersprache

der Propheten lehrte, „wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen sollte“.

Als nach dem Brande Moskaus das französische Heer jenen schrecklichen Rückzug angetreten und Napoleons stolzer Zug nach Rußland einen so schmählichen Ausgang genommen, kehrten Arndt und Stein wieder in die Heimat zurück und kamen Ende Januar 1813 nach Königsberg, wo es für beide Arbeit genug gab. Den 17. März erließ König Friedrich Wilhelm III. den „Aufruf an mein Volk“. Es wurde in Preußen die Landwehr und der Landsturm organisiert. In Beziehung darauf schrieb Arndt: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ Eine andere geharnischte Flugschrift führt den Titel: „Der Rhein Deuschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“. An den furchtbaren Schlachten, die im Jahre 1813 geschlagen wurden, hat Arndt nicht teilgenommen, aber ihm gebührt das Verdienst, durch Wort und Lied die Jugend mit glühendem Heldenmute erfüllt und zu dem heiligen Kampfe begeistert zu haben. Deshalb sind seine „Kriegs- und Wehrlieder“ eine wahrhaft nationale Tat, und durch sie ist Arndt einer der volkstümlichsten deutschen Dichter geworden. Einige der schönsten darunter sind: „Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?“ — „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte“. — „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus! Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus“. — „Das Lied vom Stein“. — „Wer ist ein Mann? Wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut“. — „Sind wir vereint zur guten Stunde, wir starker deutscher Männerchor, so bringt aus jedem frohen Munde die Seele zum Gebet hervor“. — „Deutsches Herz, verzage nicht, tu', was dein Gewissen spricht“. Vers 6 dieses letzten „Deutscher Trost“ überschriebenen Liedes lautet:

Deutsche Freiheit, deutscher Gott, deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl sind vier Helden allzumal.

Nach Beendigung des Krieges lebte Arndt in den Rheinlanden und wurde zum Professor an der 1818 gestifteten Universität Bonn ernannt. Hier gründete er sich ein neues Heimwesen durch die Ehe mit der Schwester des berühmten Theologen Schleiermacher. Allein auch jetzt hörte die Unruhe seines Lebens noch nicht auf. Wegen vermeintlicher demagogischer Umtriebe wurde er in eine Untersuchung verwickelt, die zwar mit seiner Freisprechung endete, aber doch zur Folge hatte, daß es ihm untersagt wurde, ferner Vorträge zu halten. So lebte er zwanzig Jahre im Ruhestande in seinem am Ufer des Rheins im Angesichte des Siebengebirges gelegenen Hause. Erst König Friedrich Wilhelm IV. setzte ihn 1840 wieder in Amt und Tätigkeit und suchte ihn für das erlittene Unrecht zu entschädigen. Als um jene Zeit Frankreich mit einem Kriege gegen Deutschland drohte, dichtete Arndt das Lied: „Alldeutschland in Frankreich hinein“[1]. Im Jahre 1848 wurde

[1]) Diesen französischen Kriegsgelüsten von 1840 verdanken noch zwei andere Lieder ihre Entstehung. Damals dichtete Nikolaus Becker († 1845) das Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“, und Max Schneckenburger (geb. 18[illegible]

Arndt in das Frankfurter Parlament berufen, und er wurde mit in die Gesandtschaft gewählt, welche König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone überbringen sollte. Es schmerzte ihn tief, daß das Haus Hohenzollern damals diese Krone nicht annahm. Fortan zog sich der Greis immer mehr von der Öffentlichkeit zurück und führte im Kreise einer zahlreichen Familie ein stilles, zufriedenes Leben. Den 26. Dezember 1859 wurde sein 90. Geburtstag von ganz Deutschland festlich begangen, einen Monat nachher starb er den 29. Januar 1860 in Bonn. Hier wurde ihm 1865 auf dem sogenannten „alten Zoll", der alten Festungsbastion am Rhein, ein Denkmal errichtet; ein zweites schmückt den Rugard, den höchsten Punkt Rügens. Das schönste Denkmal aber hat er sich selbst gesetzt in dem Herzen des deutschen Volkes, namentlich durch seine „Kriegs- und Wehrlieder", die nicht bloß damals die Kämpfer begeisterten, sondern mit ihrer kräftigen Sprache und mit ihren frischen singbaren Weisen noch jetzt im Volke leben. Während diese Lieder voll Mark und Kraft sind, weiß er in anderen, wie in seiner „Ballade" (Und die Sonne machte den weiten Ritt um die Welt, Und die Sternlein sprachen: Wir reisen mit um die Welt) und in seinem „Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ" einen echt kindlichen Ton zu treffen. Welche gesunde Frömmigkeit und welch inniger Glaube sich mit seinem Mannesmute verband, beweist das Gedicht:

Ich weiß, woran ich glaube, ich weiß, was fest besteht,
Wenn alles hier im Staube wie Sand und Staub verweht,

und sein Grablied:

Geht nur hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet.

Von Arndts prosaischen Schriften verdienen außer den oben genannten noch erwähnt zu werden: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" und „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein". Durch seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" gab er den ersten Anstoß zur Aufhebung der Leibeigenschaft in jenen Landesteilen.

Als ein Mann von unerschütterlichem Mute und von unerbittlichem Zorn gegen alles Unrecht fühlte sich Arndt berufen, in der Stunde der Gefahr und Not seine Stimme zu erheben, sein Volk zu mahnen, zu warnen, aber auch zu ermutigen und zu trösten. Man hat ihn daher nicht mit Unrecht den getreuen Eckart des deutschen Volkes genannt [1]).

Theodor Körner wurde am 23. September 1791 in Dresden geboren. Sein Vater, der kursächsische Appellationsrat und vertraute Freund Schillers, ließ seinem Sohne eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen, welche Körper und Geist, Herz und Gemüt in gleicher Weise bildete. In dem Vaterhause, in welchem unsere beiden größten Dichter Hausfreunde waren und in

---

in Thalheim in Württemberg, † 1848 zu Burgdorf in der Schweiz) seine „Wacht am Rhein", die, nach der Melodie von Karl Wilhelm († 1873 in Schmalkalden) gesungen, in den glorreichen Jahren von 1870 und 1871 zum echt deutschen Nationalliede wurde.

[1]) Biographien von Daniel Schenkel († 1885 in Heidelberg), Elberfeld 1869; Wilhelm Baur, 5. Aufl., Hamburg, 1883; Rudolf Thiele, Gütersloh 1894; Heinrich Meisner und Robert Geerds, Berlin 1898.

welchem das regste Interesse für die deutsche Literatur herrschte, entwickelte sich schon frühzeitig des Knaben dichterisches Talent, das sich zuerst in Erzeugnissen der scherzhaften Gattung offenbarte. Neben der Dichtkunst zeigte er besondere Neigung und Begabung für die Musik, namentlich war die Violine und später die Guitarre sein Lieblingsinstrument, das ihn auch auf seinen Zügen begleitete. Durch ausgesuchte Privatlehrer und durch den Besuch der Kreuzschule in Dresden vorgebildet, bezog er als 17jähriger Jüngling die Bergakademie zu Freiberg, wo namentlich der Bergrat Werner sich seiner freundlich annahm. Das Bergmannsleben mit seiner Poesie fesselte ihn mächtig, und er schildert dasselbe in den glänzendsten Farben, wie in dem einen Gedichte, das mit den Worten beginnt:

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, der Gebieter
Einer unterird'schen Welt.

Daneben dichtete er geistliche Sonette, welche Zeugnis ablegen von dem kindlichen Glauben, der von den Eltern auf den Sohn übergegangen. Von Freiberg aus unternahm er oft größere Ferienreisen. So besuchte er seine Pate, die geistvolle Herzogin Dorothea von Kurland, auf ihrem Landsitze Löbichau im Altenburgischen, desgleichen durchwanderte er zu Fuß die Oberlausitz und die schlesischen Gebirge, wo sich ihm für seine mineralogischen Studien ein ergiebiges Feld bot. Nach zweijährigem Aufenthalte in Freiberg begab er sich zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung im Jahre 1810 nach Leipzig und von da 1811 nach Berlin, das er nach dreimonatlichem Aufenthalte wieder verließ, um in Karlsbad seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Im Herbste desselben Jahres eröffnete sich ihm eine neue Welt in Wien, wo damals gerade Wilhelm von Humboldt und Friedrich von Schlegel lebten, deren Umgang für seine Entwicklung sehr bedeutsam war. Er widmete sich nun ganz der Dichtkunst, wozu er von Haus aus berufen war. Es entstanden eine Reihe von Dramen, die ungemeinen Beifall fanden und seine 1812 erfolgende Anstellung als Hoftheaterdichter veranlaßten. In seinen Lustspielen (der Nachtwächter, der grüne Domino, der Vetter aus Bremen usw.) zeigt sich freilich der Einfluß Kotzebues ebenso sehr, wie in seinen Trauerspielen der Schillers[1]). Von den letzteren ist das eine Rosamunde, dessen Mittelpunkt die Geliebte Heinrichs II. von England ist, die durch dessen Gemahlin vergiftet wird[2]); das andere Zriny, das den Untergang des Grafen Niklas Zriny, des heldenmütigen Verteidigers der Feste Sziget in Ungarn im Kampfe mit der Übermacht des Sultans Soliman darstellt[3]). Im Verlaufe von vier Wochen hat er dieses fünfaktige Trauerspiel, sein Haupt-

---

[1]) Gustav Reinhard, Schillers Einfluß auf Th. Körner, Straßburg 1899.

[2]) Heinrich Kruse (geb. 15. Dezember 1815 in Stralsund, † 13. Januar 1902 in Bückeburg) hat außer seinen Dramen „Die Gräfin", „Wullenwever", Moritz von Sachsen", „Marino Falieri", „Brutus", „Das Mädchen von Byzanz", „Nero" auch eine „Rosamunde" gedichtet, doch behandelt diese Tragödie den Untergang des Longobardenkönigs Alboin durch Rosamunde, seine schwergekränkte Gattin, die Tochter des von ihm erschlagenen letzten Gepidenkönigs. Als Epiker dichtete Kruse „Seegeschichten" und „die kleine Odyssee". Ein Bändchen Gedichte von Kruse erschien Leipzig 1891. Kluge, Auswahl, S. 333.

[3]) Schulausgabe von Karl Tomanetz (Hernals), Wien 1887; J. Dahmen, 2. Aufl., Paderborn 1900; K. Ludwig, Leipzig 1896; Heinrich Vockeradt, München 1901; E. Genniges, Leipzig 1901.

werk, vollendet. Auch andere Gedichte entstanden damals, z. B. das bekannte „Harras, der kühne Springer“, das eine alte Volkssage behandelt, die sich an eine bei Lichtenwalde im sächsischen Erzgebirge am Ufer der Zschopau befindliche, noch jetzt Harrassprung genannte Stelle knüpft. Durch sein Gedicht auf die „Schlacht bei Aspern“ erwarb er sich im hohen Grade die Gunst des Siegers, des Erzherzogs Karl. — Während sich so Körner im Vollgenuß seines Glückes befand, wozu die Verlobung mit seiner Toni (Antonie Adamberger) wesentlich beitrug, kam das Jahr 1813 heran, und am 3. Februar desselben erschien der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps. Sofort beschloß er mit Darangabe seines jungen glänzenden Lebensglückes dem Rufe zu folgen. Jubelnd begrüßt er die Erhebung Deutschlands:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß!

Voll flammender Begeisterung ruft er in einem andern Liede:

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen.
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
— — — — — — — — — — — —
Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

In hochherziger Weise gab der Vater seine Zustimmung zu dem Entschlusse seines Sohnes. Den 15. März verließ dieser Wien und begab sich nach Breslau, wo er in das Freikorps des Majors von Lützow trat. In der Kirche des Dorfes Rogau bei Zobten in Schlesien leistete die Schar den Eid der Treue und wurde zu dem heiligen Kampfe feierlich eingesegnet. Für diese gottesdienstliche Feier hatte Körner das Lied gedichtet:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.

Nun ging es über Bautzen und Dresden nach Leipzig. Hier dichtete er sein berühmtes Lied: „Lützows wilde Jagd“:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.

Von Leipzig ging es nordwärts an die Elbe, wo die Lützower die Bluttaufe erhalten sollten. Am Morgen des ersten Gefechts, das sie bestanden, dichtete Körner, der inzwischen Leutnant geworden war, sein herrliches „Bundeslied vor der Schlacht“:

Ahnungsgrauend, todesmutig
Bricht der große Morgen an.

Später machte das siegreiche Korps einen Streifzug nach Thüringen und Sachsen. In der Nähe von Leipzig, beim Dorfe Kitzen, wurde die

Schar trotz des abgeschlossenen Waffenstillstandes verräterisch überfallen, und Körner, der Adjutant des Majors von Lützow, schwer verwundet. Damals raffte er seine letzte Kraft zusammen zu dem Liede:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage,
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben. —

Wie durch ein Wunder ward er gerettet und von Freunden verborgen gehalten. Nachdem er in Karlsbad völlig genesen war, kehrte er zu seiner Schar zurück, die auf dem rechten Elbufer oberhalb Hamburg stand. Es ging nun wieder in den Kampf und zwar galt es, eine feindliche Proviantkolonne abzuschneiden. In einem Walde zwischen Schwerin und Gadebusch im Mecklenburgischen legte sich die Schar in den Hinterhalt. Hier dichtete er seinen Schwanengesang, „Das Schwertlied“:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?

In dem kurz darauf folgenden Gefechte traf ihn die feindliche Kugel, und er starb den 26. August 1813 den Heldentod fürs Vaterland. Von seinen Kameraden wurde er unter einer Doppeleiche bei dem Dorfe Wöbbelin in der Nähe von Ludwigslust begraben. Als sein Sarg in die Erde gesenkt wurde, sangen die Lützower des Dichters „Gebet während der Schlacht“:

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze.

Neben dem Dichter ruhen unter der Eiche von Wöbbelin auch seine Schwester, sein Vater und seine Mutter.

Mit Recht trägt Körner den Namen eines deutschen Tyrtäus. Seine Vaterlands- und Kriegslieder, welche unter dem Titel **„Leier und Schwert“** gesammelt erschienen und von denen die vorzüglichsten mitgeteilt worden sind, haben einst die Jugend begeistert zum Kampf für die heiligsten Güter: Recht, Glaube, Sitte, Freiheit, Vaterland [1]).

Max von Schenkendorf, geb. den 11. Dezember 1783 in Tilsit, studierte in Königsberg Kameralwissenschaften und bekleidete daselbst bis 1812 die Stelle eines Referendars. Als im Jahre 1806 Preußen an Frankreich den Krieg erklärte, dichtete Schenkendorf sein erstes Kriegslied. Als dann 1808 die königliche Familie nach Königsberg kam, feierte er sie in seinen Poesien und huldigte namentlich der Königin Luise in tief empfundenen Gedichten, doch schon 1810 mußte er in seinem Liede „Auf den Tod der Königin“ klagen, daß der Sturm „die schöne Königsrose“ gebrochen. Als im Jahre 1812 die Franzosen auf ihrem Zuge nach Rußland durch Königsberg kamen, litt es ihn nicht mehr dort. Er ging über Berlin nach Weimar,

---

1) Adolf Kohut, Theodor Körner, sein Leben und seine Dichtungen, Berlin 1891. E. Peschel und E. Wildenow, Theodor Körner und die Seinen, 2 Bände, Leipzig 1898.

wo er den von ihm hochverehrten Goethe kennen lernte, den er auch in einem seiner Gedichte verherrlichte. Von Weimar begab er sich nach Karlsruhe, wo er zu Jung-Stilling, der hier als Hofrat lebte, in ein näheres Verhältnis trat. Im Umgange mit ihm, sowie mit Frau von Krüdener, die er bereits in Königsberg kennen gelernt hatte, wurde jener religiöse Geist genährt, der schon früher, namentlich durch den Besuch des gräflich Dohnaschen Hauses geweckt worden war. In Karlsruhe erfolgte auch seine Vermählung; doch sollte er sich des häuslichen Glücks nur kurze Zeit erfreuen. Als der König 1813 sein Volk zu den Waffen rief, hielt es ihn nicht daheim. Trotz der Lähmung der rechten Hand begab er sich in das russisch-preußische Hauptquartier nach Schlesien, nahm, das Schwert in der Linken führend, am Kriege gegen Napoleon teil und wohnte auch der Leipziger Schlacht bei. Nach dem Frieden ward er 1816 Regierungsrat in Koblenz, wo er bereits den 17. Dezember 1817 starb. — Hat auch Schenkendorf bei seiner mehr stillen und sinnigen Natur durch seine Lieder nicht so mächtig in die Zeit eingegriffen wie Arndt und Körner, so nimmt er doch unter den Sängern der Befreiungskriege keine unrühmliche Stelle ein. Er war begeistert für des deutschen Volkes Vergangenheit und Zukunft, insbesondere aber für ein einiges Vaterland unter einem kaiserlichen Oberhaupte, weshalb ihn auch Rückert den Kaiserherold nannte. Mit seiner vaterländischen verbindet er eine echt christliche Gesinnung; sein Patriotismus ist durchaus religiöser Art, Freiheit und Glauben sind für ihn unzertrennliche Begriffe. Zu seinen schönsten Kriegsliedern gehören das „Landsturmlied“: „Die Feuer sind entglommen auf Bergen nah und fern! Ha, Windsbraut, sei willkommen, Willkommen, Sturm des Herrn!“ — das seinem Freunde und Kriegskameraden Fouqué gewidmete Soldaten-Morgenlied: „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer aus der Ruh! Schon wiehern uns die Pferde den guten Morgen zu“; das bereits in Königsberg gedichtete Freiheitslied: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt, Komm mit deinem Scheine, Süßes Engelsbild!“ — das Lied auf Scharnhorsts Tod: „In dem wilden Kriegestanze Brach die schönste Heldenlanze, Preußen, euer General!“ — Nach der Leipziger Schlacht sang er sein Te Deum: „Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir. — Nicht unser Schwert, nicht unser Arm, Dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm“. — Als die Verbündeten in Paris einzogen, grüßte er das Vaterland mit seinem Frühlingsgruß: „Wie mir deine Freuden winken Nach der Knechtschaft, nach dem Streit! Vaterland, ich muß versinken Hier in deiner Herrlichkeit“. Nach dem Frieden sang Schenkendorf noch manches herrliche Lied, z. B. dem Bauernstande, dem Andreas Hofer, insbesondere das „Lied vom Rhein“ und „Die deutschen Städte“. Welch herrliches Kleinod wir an unserer Muttersprache haben, sprach er in dem Liede aus: „Muttersprache, Mutterlaut: Wie so wonnesam, so traut!“ Von seinen geistlichen Liedern ist Sonntagsfrühe“ eines der schönsten! „Gottesstille, Sonntagsfrühe, Ruhe, die der Herr gebot!“ [1]). — Kluge, Auswahl, Seite 468 ff.

---

[1]) Max von Schenkendorfs Gedichte, 5. Aufl., mit Lebensabriß und Erläuterungen, herausgegeben von August Hagen († 1880 als Professor an der Universität Königsberg) 1878.

Friedrich Rückert [1]), der Sohn eines bayrischen Advokaten und späteren Rentamtmannes, wurde den 16. Mai 1788 in Schweinfurt geboren. Seine Jugend hat er an verschiedenen Orten verlebt, aber die schönsten Kindheitserinnerungen knüpfen sich für ihn an das prächtig an der Lauer gelegene Oberlauringen, wo Rückert der „Dorfamtmannssohn" war. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Schweinfurt seine Vorbildung erhalten hatte, bezog er die Universität Würzburg, wo er bald das Studium der Rechte mit dem der Sprachen vertauschte. In Jena, wo er 1811 siegreich disputierte, hielt er sich als Privatdozent nur kurze Zeit auf. Im Jahre 1817 trieb ihn die Sehnsucht nach Italien, und er verlebte einen Winter in Rom. Nach dieser Reise vertiefte er sich in orientalische Studien und erhielt vom König Ludwig I. 1828 einen Ruf als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen; 1841 erhielt er mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrates eine Professur in Berlin, die er 1848 wieder aufgab, um sich auf sein in der Nähe von Koburg gelegenes Landgut Neuseß zurückzuziehen. Hier starb er den 31. Januar 1866. — Zu einem Dichter der Befreiungskriege machen Rückert eine Reihe von patriotischen Gesängen, welche 1814 unter dem Titel „Deutsche Gedichte von Freimund Reimar" erschienen. Die bedeutendsten darunter waren „Die geharnischten Sonette", welche eine glühende Vaterlandsliebe und einen unaustilgbaren Haß gegen den fremden Unterdrücker atmen. Unter den beigegebenen „kriegerischen Spott- und Ehrenliedern" ist eins der besten das Lied „Auf die Leipziger Schlacht". Auf die „Deutschen Gedichte" ließ Rückert 1817 eine zweite Sammlung patriotisch-deutscher Lieder folgen unter dem Titel „Kranz der Zeit", die freilich zu spät erschienen und deshalb wenig Beachtung fanden. Nur „Barbarossa" und die „Gräber zu Ottensen", die sich darunter befinden, zeichnen sich vor den andern aus. — Fortan wendete er sich von den Zeitereignissen ab und wählte einen anderen Grundton für seine Lieder. Unter dem Titel „Liebesfrühling" erschien eine Reihe von zarten und innigen Gedichten, welche zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Lyrik aufzuweisen hat. Ebenso tief empfunden ist sein Abendlied: „Ich stand auf Berges Halde, Als heim die Sonne ging: Ich sah, wie überm Walde Des Abends Goldnetz hing". Nicht minder seelenvoll ist sein Lied: „Aus der Jugendzeit". Dasselbe gilt von dem Gedicht „Die sterbende Blume". Eine andere Gruppe von Rückerts lyrischen Gedichten hat einen religiösen Inhalt: einige der schönsten darunter sind sein Adventslied (Dein König kommt in niedern Hüllen), sowie Bethlehem und Golgatha, das mit den Worten schließt: „Daß er in dir geboren werde, Und daß du sterbest dieser Erde, Und lebest ihm, nur dieses ja Ist Bethlehem und Golgatha". — Doch nicht bloß den ernsten und würdigen Ton weiß er meisterhaft zu treffen, sondern wie sein Lied „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" beweist, auch den kindlichen, wie dies später, teilweise angeregt von Rückert, Friedrich Güll

[1]) Konrad Beyer (in Wiesbaden), Friedrich Rückert, ein biographisches Denkmal, Frankfurt a. M., 2. Aufl., 1890, und Neue Mitteilungen über Friedrich Rückert, 2 Teile, 1873. — Erinnerungen an Fr. Rückert in Heinrich Rückerts Kleineren Schriften II, 275 ff. — Die neueste Biographie schrieb Franz Muncker 1890. — Fr. Rückerts ges. poetische Werke, 12 Bde., Frankfurt (Sauerländer) 1868—69 (besorgt von Heinrich Rückert). — Rückerts Gedichte, Schulausgabe (in Auswahl) von H. Fietkau, Leipzig 1896.

(geb. 1812 in Ansbach, † 1879 in München) und Wilhelm Hey (geb. 26. März 1789 zu Leina bei Gotha, † 19. Mai 1854 als Superintendent zu Ichtershausen)[1] u. a. getan haben. — Zum großen Teil neigt sich Rückerts Lyrik dem Didaktischen zu. Unter den einzelnen kleineren Gedichten ist zu nennen seine Parabel: „Es ging ein Mann im Syrerland“[2]). Das Beste aber, was er auf dem Gebiete der didaktischen Poesie geleistet, findet sich vereinigt in zwei Sammlungen, von denen eine den Titel „Spruchartiges und Vierzeilen“ führt, die andere den Namen „Weisheit des Brahmanen“[3]) trägt. In dem letzten Werke hat Rückert — denn kein anderer ist unter dem Brahmanen zu verstehen — seine Ansichten über die verschiedensten Lagen, Verhältnisse und Gebiete des menschlichen Lebens, über Religion, Philosophie, Kunst, Poesie usw. niedergelegt. Auf diesem didaktischen Gebiete hat Rückert verwandte Geister gefunden. Ein der Weisheit des Brahmanen ähnliches Werk ist das „Laienbrevier“ von Leopold Schefer, geb. 30. Juli 1784, † 16. Februar 1862 in Muskau[4]). — Wie in der Lyrik, war Rückert im Epos ein Meister, wenn er auch kein eigenes größeres Werk in dieser Gattung schuf, sondern nur Fremdes frei um- und nachdichtete. Im Kind Horn, worin er uns ein meisterhaftes Gemälde nordischen Heldenlebens entrollt, das vielfach an die Nibelungen erinnert, bearbeitete er eine altenglische Erzählung. Zu einem viel umfangreicheren in Alexandrinern verfaßten Epos Rostem und Suhrab lieferte ihm ein persisches Heldenmärchen den Stoff, das dem „Schahnameh“ oder Königsbuch des Firdusi entnommen ist. (Rostem und Suhrab sind Vater und Sohn, zwei Helden, die, ohne sich zu kennen, in Kampf miteinander geraten.) Die Perle aber unter seinen Epen ist Nal und Damajanti, wozu ihm die liebliche Episode des althindostanischen Heldengedichts Mahabharata die Grundlage bot. In unübertrefflicher Weise ist darin die eheliche Treue verherrlicht, die unter allen Mühsalen und Leiden geduldig ausharrt. — So hat Rückert, der von dem Gedanken ausging, daß die Weltpoesie Weltversöhnung sei, ähnlich wie Herder die poetischen Stimmen aller Völker und Zonen belauscht. Namentlich hat er eine unerschöpfliche Fundgrube dichterischen Geistes eröffnet, die bis dahin uns fast ganz verschlossen war; er hat uns die reichen Dichtergärten des Orients erschlossen, aus denen bereits Goethe, welchen Rückert sein ganzes Leben hindurch zum Vorbild nahm, in seinem west-östlichen Divan einzelne Blumen auf deutschen Boden verpflanzt hatte, wie dies später Friedrich Bodenstedt (geb. 22. April 1819 zu Peine im Hannoverschen, † 18. April 1892 in Wiesbaden), der Übersetzer Shakespeares und Verfasser des Buches „Tausend und ein Tag im Orient“, in seinen „Liedern des Mirza-Schaffy“, die bereits in mehr als 100 Auflagen erschienen

[1]) Biographien von Theodor Hansen und Gottlob Schneider.

[2]) Daß wir an diesem Gedicht einen wahren Weltspiegel besitzen, zeigt Wilhelm Sommer, die Weltparabel „Der Mann im Brunnen“ und ihre Verwendung für Schule und Leben, Reichenbach 1900.

[3]) Georg Voigt (Annaberg), Friedrich Rückerts Gedankenlyrik, nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt, 3. Aufl., Annaberg 1897. — Franz Kern († 1894 in Berlin), Fr. Rückerts Weisheit des Brahmanen, dargestellt und beurteilt, 1868.

[4]) Eine Monographie (gekrönte Preisschrift) über Leopold Schefer schrieb Emil Brenning (Bremen) 1884.

sind, und in seinem „Sänger von Schiras", einer Übertragung der schönsten Lieder des Hafis, getan hat. Zu statten kam Rückert hierbei jene bisher kaum bekannte Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er die verschiedensten poetischen Formen zu handhaben verstand; nur A. W. v. Schlegel und Platen können ihm in dieser Beziehung verglichen werden. Mit derselben Meisterschaft bediente er sich der Form des Sonetts, des Ritornells, der Siziliane, wie der persischen Vierzeile und der Ghasele; mit demselben Geschick gebrauchte er die altdeutsche Form der Alliteration wie den Reim. Mit dieser Meisterschaft in der Handhabung der rhythmischen Form verband sich ein erstaunliches sprachgestaltendes Talent, das unerschöpflich ist in der Bildung neuer Worte und Zusammensetzungen. Zeugnis davon legen die schon genannten Nachbildungen orientalischer Dichterwerke ab, denen noch „Schi-King, chinesisches Liederbuch" beizuzählen ist. Das Außerordentlichste aber hat er in dieser Beziehung geleistet in seiner Übersetzung der Makamen des Hariri, eines arabischen Dichters, der um das Jahr 1100 nach Christo lebte. Freilich lag in dieser erstaunlichen Form- und Sprachgewandtheit für Rückert auch eine Gefahr. Indem ihm das Gefühl innewohnte, alle Dinge in der Welt dichterisch gestalten zu können, überwiegt oft die technische Fertigkeit den inneren Gehalt; daher finden wir bei Rückert manches Verstandesmäßige und Gekünstelte, Gedichte, deren Inhalt zu einer poetischen Behandlung nicht geeignet war. Völligen Ersatz dafür finden wir in zahlreichen anderen Gedichten von unnachahmlicher Schönheit, namentlich aber in der sittlichen Reinheit und Unschuld der gesamten Rückertschen Poesie. — Am wenigsten Anerkennung hat Rückert durch seine Dramen finden können, denen es an psychologischer Motivierung und dramatischer Verknüpfung fehlt. (Es sind dies Herodes der Große, Saul und David, Christophoro Colombo, Heinrich IV.) [1] — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 435 ff.

§ 65. Schwäbischer Dichterkreis [2].

Der Mittelpunkt desselben ist

Ludwig Uhland (geboren den 26. April 1787 in Tübingen, † den 13. November 1862 in seiner Vaterstadt), der sich mit einigen seiner Lieder den Dichtern der Freiheitskriege anschließt, während er in anderen Zeitgedichten für das „alte gute Recht" seiner engeren Heimat in die Schranken tritt. Uhlands dichterische Bedeutung liegt nicht in seinen Dramen „Ernst, Herzog von Schwaben" und „Ludwig der Bayer", denen bei aller Schönheit der Sprache doch die echt dramatische Anlage fehlt, sondern in seinen Liedern und Balladen. Unter seinen Liedern stehen obenan die Frühlings- und Wanderlieder, nächstdem die volkstümlichen

[1]) Viel dramatischer hat in neuester Zeit denselben Stoff gestaltet Julius Riffert (Leipzig) in seiner Trilogie „Kaiser Heinrich der Vierte" (die Sachsen, König Heinrich und Gregor, Kaiser Heinrichs Tod), Leipzig (Reißner) 1883; insbesondere aber Wildenbruch in „König Heinrich und Heinrichs Geschlecht".

[2]) Den Ausdruck „Schule" wollen die Dichter selbst nicht gelten lassen. Justinus Kerner spricht es in dem Gedichte „Die schwäbischen Sänger" aus: „Bei uns gilt keine Schule. Mit eigenem Schnabel jeder singt, was halt ihm aus dem Herzen bringt." Rudolf Krauß, schwäbische Literaturgeschichte, 2 Bände, Freiburg 1897.

Gesänge: „Ich hatt' einen Kameraden", „Ich bin vom Berg der Hirtenknab'", „Droben stehet die Kapelle", „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein", „Was klinget und singet die Straße herauf?", sowie das religiös-innige: „Das ist der Tag des Herrn!" — In seinen Balladen und Romanzen wandte er sich, wie die Romantiker, voll glühender Vaterlandsliebe mit Sehnsucht der Herrlichkeit vergangener Zeiten zu. Doch hat er nicht das Träumerische und Schwärmerische der späteren Romantik, vielmehr herrscht bei ihm volle Wahrheit und Innigkeit des Gefühls. Einige der vorzüglichsten darunter sind: „Des Sängers Fluch", „Bertran de Born", „Der blinde König", „Taillefer", „Schwäbische Kunde", „Klein Roland", „König Karls Meerfahrt", „Der Schenk von Limburg", „Das Glück von Edenhall", „Der Waller". Wie sich in allen diesen Gedichten ein deutsches Herz kund gibt, so in andern seine Liebe zur schwäbischen Heimat. Einen Abschnitt aus der alten Geschichte seines württembergischen Volksstammes nahm er zum Gegenstande in seinem Balladencyklus „Graf Eberhard der Rauschebart". Seiner Verdienste um die deutsche Wissenschaft und seiner „Schriften zur Geschichte der deutschen Dichtung und Sage" ist bereits früher gedacht worden [1]. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 626 ff.

Außer Uhland gehören diesem Kreise an:

Gustav Schwab, geb. den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, † daselbst den 4. November 1850. Er nennt sich zwar selbst Uhlands ältesten Schüler, aber das Talent seines Meisters fehlt ihm, und viele seiner Dichtungen sind überaus nüchtern und handwerksmäßig. Zu seinen besten Gedichten gehören „Das Gewitter", „Der Reiter und der Bodensee", „Johannes Kant", „Das Mahl zu Heidelberg" u. a. Von Charakter war Schwab eine überaus gemütliche, freundlich gesinnte Natur, die sich namentlich junger aufstrebender Talente in der wohlwollendsten Weise annahm [2]. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 578 ff.

---

[1]) Gustav Liebert († 1862 in Hamburg), L. Uhland, eine Skizze, 2. Aufl., 1863. — J. Gihr, Uhlands Leben, ein Gedenkbuch fürs deutsche Volk, 1863. — Friedrich Notter († 1884 in Stuttgart), Uhlands Leben und Dichtungen, 1863. — K. Mayer, Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, 2 Bände, 1867. — Ludwig Uhlands Leben, aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe (Emilie geb. Vischer, † 1881 in Stuttgart), 1874. — Uhlands dramatische Dichtungen. Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben: Schulausgaben von Heinrich Weismann, 3. Aufl., Stuttg. 1878; H. Krohn (Buchsweiler), 3. Aufl., Paderborn 1901; Ludwig Bauer, Bamberg 1894; Walther Böhme, Leipzig 1897; Richard Eickhoff, 1895; Genniges, Leipzig 1898. Ludwig der Bayer: Schulausgaben von Heinrich Weismann, 2. Aufl., Stuttgart 1881; Walther Böhme, Leipzig 1897; Ludwig Fränkel, Bielefeld 1895; Franz Prosch, Wien 1898. Uhlands Gedichte: Schulausgaben von Friedrich Bachmann, Leipzig 1895; Hermann Stöckel, Bamberg 1895, und Karl Fuchs, Wien 1898. Paul Eichholz († 1875 in Berlin), Quellenstudien zu Uhlands Balladen, Berlin (Weidmann) 1879. — H. Düntzer, Uhlands Balladen erläutert, 2. Aufl., Leipzig 1890. Uhlands Dramen und Dramenentwürfe erläutert, Leipzig 1892. — Adelbert von Keller, Uhland als Dramatiker, 1877 (die nachgelassenen 17 dramatischen Skizzen und Entwürfe enthaltend). — Wilhelm Schleusner (Höxter), zur Uhlandlektüre, Leipzig (Teubner) 1878.

[2]) Ein besonderes Verdienst hat sich G. Schwab noch als Übersetzer und Bearbeiter fremder Sagen und Geschichtsstoffe, sowie als Herausgeber und Sammler älterer Poesie und Prosa erworben. So hat er die schönsten Sagen des klassischen Altertums,

Justinus Kerner, geb. den 18. September 1786 zu Ludwigsburg, † 21. Februar 1862 als Oberamtsarzt zu Weinsberg, schloß sich auf der Universität Tübingen eng an Uhland an. Zu seinen besten Gedichten gehören außer dem altbekannten „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!", worin er den Ton eines Volksliedes richtig zu treffen wußte, die Romanzen: „Der reichste Fürst", „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe", „Der Geiger zu Gmünd", ferner „Preis der Tanne", „Der Wandrer an der Sägemühle", „Im Eisenbahnhofe", „Vogelweid", „Die schwäbische Dichterschule". In einigen freilich, wie in seinem „Vier wahnsinnige Brüder", überwiegt zu sehr das Schreckliche und Schauervolle. Kerner war wie Schwab eine liebenswürdige Natur, sein gastliches Haus am Fuße der Burg Weibertreu war jedem geöffnet, und es wurden darin nicht bloß Dichter und Gelehrte, sondern auch Geisterseherinnen und Somnambulen beherbergt. Mit Vorliebe beschäftigte sich Kerner mit der Geisterwelt und deren Beziehungen zum Menschen; er selbst war mit den Geistern der verschiedensten Art aufs innigste vertraut und lebte mit ihnen in familiärem Umgange. Berühmt ist in dieser Beziehung sein Buch „Die Seherin von Prevorst" (eine arme Frau aus dem Württembergischen, die in Kerners Hause ihre letzten Jahre verlebte, und deren Visionen im somnambulen Zustand er niederschrieb)[1]. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 265—270.

Eduard Mörike, geb. 8. September 1804 in Ludwigsburg, † 4. Juni 1875 in Stuttgart, bewegt sich im Gegensatz zu dem nüchternen G. Schwab, gleich Uhland, Kerner und andern schwäbischen Gesinnungsgenossen in einer mehr romantischen Richtung. Dieser bedeutende schwäbische Dichter hat in neuerer Zeit endlich die längst verdiente Anerkennung gefunden. Seine lyrischen Gedichte, von denen die letzten drei Jahre vier Auflagen brachten, treffen vielfach den innigen Ton des Volksliedes, sind voll Wahrheit, Originalität, Tiefe der Empfindung, teilweise nicht ohne Humor. Zu diesen tief poetischen stimmungsvollen Liedern gehören „Schön Rohtraut", „Die schöne Buche" usw. Von seinen vortrefflichen Novellen verdienen genannt zu werden die größere „Maler Nolten" und die kleinere „Mozart auf der Reise nach Prag", sowie die „Idylle vom Bodensee"[2].

Wilhelm Hauff, geb. 29. November 1802, † 18. November 1827 in Stuttgart, offenbarte in seinen Märchen und Novellen („Jud Süß",

---

sowie die schönsten deutschen Sagen bearbeitet. Er hat das Schönste der deutschen Lyrik von Haller bis heute, das Schönste der deutschen Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage in trefflich angeordneten Werken gesammelt, Plaul Femings Gedichte herausgegeben, eine Biographie Schillers geschrieben usw. — Eine Biographie Gustav Schwabs schrieben Karl Klüpfel, Leipzig 1858, und des Dichters Sohn Christoph Theodor Schwab († 1883 in Stuttgart), Freiburg (Mohr) 1882.

[1]) Justinus Kerners Briefwechsel gab heraus Theobald Kerner, 2 Bände. — Franz Jedrzejewski (Laurahütte-Siemianowitz), bei Justinus Kerner in Weinsberg, literar-historisches Genrebild, 1898.

[2]) Julius Klaiber, E. Mörike (zwei Vorträge), 1876. — E. Mörikes gesammelte Schriften, 4 Bände, Göschen, Stuttgart (Gedichte, 12. Aufl., 1893). — Rudolf Krauß, Mörike als Gelegenheitsdichter, 3. Aufl., Stuttgart 1895. — Karl Fischer (Wiesbaden), Mörikes Leben und Werke, 1902. — Harry Manc, Mörike, sein Leben und Dichten, Stuttg. 1902.

„Memoiren des Satan", „Phantasien im Bremer Ratskeller"), sowie in seinem Roman „Lichtenstein" ein leichtes, anmutiges Erzählertalent. Seine zwei Lieder „Morgenrot" und „Steh' ich in finstrer Mitternacht" sind zu deutschen Volksliedern geworden [1]). — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 201—202.

Zwar außerhalb dieses Kreises, aber doch mit seinen schwäbischen Landsleuten in einem gewissen Zusammenhange steht ein älterer Dichter:

Friedrich Hölderlin, geb. 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar, starb nach 40jähriger Geistesverwirrung am 7. Juni 1843 zu Tübingen. Hölderlin ging zu Grunde an dem Zwiespalte zwischen dem Ideale, das er in sich trug, und zwischen der Wirklichkeit, die ihn umgab. Er findet das Ideal wahrer Menschheit allein in dem antiken Hellenentume, während er auf dem deutschen Volke, das er „fühllos nennt für das schöne Leben", überall den Fluch der gottverlassenen Unnatur ruhen sieht. Eine Verherrlichung des alten Hellas enthält sein Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland", worin er die begeisterte Liebe eines jungen Griechen zum Vaterlande und zu seiner geliebten Diotima vorführt. Das Ganze hat die Form von Briefen, in denen freilich das erzählende Moment zu sehr zurücktritt hinter dem philosophischen Raisonnement. Am Schlusse des Romans macht er seinem Ingrimme gegen die Deutschen Luft. Indem er die Vorzüge seines Volkes ganz verkennt, klagt er darüber, daß die Deutschen alles andere seien, nur keine Menschen. — Weit höher steht Hölderlin als Lyriker, namentlich als Elegiker. Mit der tiefsten Empfindung vereinigt sich reiner Wohllaut der Sprache und eine antike Formvollendung. Neben einem empfänglichen Sinn für die Schönheiten der Natur klingt uns aus seinen Gedichten der Schmerz und die Wehmut des hoffnungslos Suchenden entgegen. Zu seinen herrlichsten Gedichten gehören „Griechenland", „Das Schicksal", „Der Neckar", „Die Heimat", „Rückkehr in die Heimat", „Der Wanderer", „An die Natur". — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 241—247 [2]).

(Johann) Georg Fischer, geb. 25. Oktober 1816 zu Groß-Süßen in Württemberg, † 4. Mai 1897 in Stuttgart, ist Meister im einfachen Lied wie im dithyrambischen Hymnus, in der Ballade wie im Drama. Ein weiches Empfindungsleben und ein tiefsittlicher Geist, der stets den Idealen der Menschheit zugewandt ist, spricht aus allen Dichtungen Fischers. (Gedichte, 3. Aufl., 1883. Neue Gedichte, 1865. Den deutschen Frauen, 1869. Aus frischer Luft, 2. Aufl., 1873. Mit 80 Jahren, 1896.) Von seinen Dramen sind hervorzuheben „Saul", 1861, „Friedrich II. von Hohen-

---

[1]) W. Hauffs sämtliche Werke mit des Dichters Leben von Gustav Schwab, 12. Ausgabe, 5 Bände, 1868. — Schlottmann und Cartmell, das Wirtshaus im Spessart von W. Hauff (mit Einleitung und Anmerkungen in englischer Sprache), Cambridge 1893.

[2]) Hölderlins Werke gab heraus Chr. Theodor Schwab, Stuttgart 1846. — Karl Litzmann (Kiel), Fr. Hölderlins Leben in Briefen, Berlin 1890. — Karl Müller-Rastatt, Friedrich Hölderlin, sein Leben und sein Dichten, Bremen 1893. — Der vertrauteste Freund Hölderlins war Ludwig Neuffer (geb. 1769 in Stuttgart, † 1839 als Stadtpfarrer in Ulm), der Verfasser des Epos „Der Tag auf dem Lande", der Dichter einer Paraphrase des Vater Unser, der Übersetzer der Aeneis und der Oden des Horaz.

staufen", 1863, „Florian Geyer", 1866, „Kaiser Maximilian von Mexiko", 1868. Auch eine Idylle dichtete Georg Fischer, betitelt „Der glückliche Knecht", 1881 [1]). —

Nach Fischers Tode ist der erste Lyriker in dem liederreichen Lande **Eduard Paulus**, geb. 10. Oktober 1837 in Stuttgart, wo er noch jetzt lebt als Oberstudienrat und Konservator der vaterländischen Kunstdenkmäler, um die er sich als Archäolog große Verdienste erworben hat. Seine vorher in kleinen Sammlungen zerstreuten Gedichte vereinigte er 1892 als „gesammelte Dichtungen" und ließ darauf 1897 „Arabesken" folgen. Hehre Begeisterung neben einer oft wiederkehrenden elegischen Stimmung durchweht seine Gedichte. In vielen derselben, die seine schwäbische Heimat zum Inhalt haben, erinnert seine Sangesweise an Uhland.

§ 66. Dichter der nachklassischen Zeit.

Außer den genannten mögen noch folgende Dichter aus der neueren Zeit erwähnt werden:

August Kopisch, geb. den 26. Mai 1799 zu Breslau, † den 6. Februar 1853 in Berlin, war zugleich talentvoller Maler und geschickter Übersetzer serbischer Volkslieder, sowie der Göttlichen Komödie Dantes. Als Dichter entlehnte er seine liebsten Stoffe der deutschen Sage von Zwergen, Elfen, Kobolden und Heinzelmännchen. Mit seinem tief poetischen, innigen und sinnigen Gemüte weiß sich der Dichter in diese Welt des kindlichen Glaubens hineinzudenken und in außerordentlich formgewandter Weise versteht er es meisterhaft, uns jenes neckisch-gutmütige Leben und Treiben der kleinen Wesen vorzuführen. Demselben Witz und Humor, derselben heiteren Laune des Dichters begegnen wir, wenn er volkstümliche Schwänke behandelt. Diese charakteristischen Eigentümlichkeiten treten uns vorzugsweise in der Gedichtsammlung, die er unter dem Titel „Allerlei Geister" herausgab, entgegen. Den naiv-komischen Legendenton hat er meisterhaft getroffen in der humoristischen „Historie von Noah", einem Liede, das fast zum Volksliede geworden ist. Daß er auch ernste Töne anzuschlagen versteht, davon zeugt sein „Psaumis und Puras", worin der Sieg der Menschlichkeit über die Barbarei dargestellt wird; desgleichen seine Erzählung „Old Mütterchen". — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 326—332.

Robert Reinick, geb. den 22. Februar 1805 zu Danzig, stammte wie August Kopisch aus einer Kaufmannsfamilie und erwählte wie dieser die Malerei zum Lebensberufe, mit der er gleichfalls die Dichtkunst verband. In Berlin, wo er seine künstlerischen Studien begann, lebte er in inniger Verbindung mit Franz Kugler, Eichendorff und Chamisso. Nachdem er hierauf in Düsseldorf Schadows Malerschule besucht hatte, reiste er nach Italien, wo er einige glückliche Jahre verlebte. Später siedelte er nach Dresden über, wo er am 7. Februar 1852 starb. Reinick ist ein vorzüglicher Lyriker, und seine Lieder zeichnen sich aus durch Einfachheit und Wahrheit, sinnige Naturanschauung und einen kindlichen Frohsinn. Einige seiner schönsten und tiefsten Natur- und Heimatslieder sind „Zwiegesang", „Sommer-

[1]) Hermann Fischer, Erinnerungen an Johann Georg Fischer, Tübingen 1[illegible]

nacht", „Sonntagsfrühe", „Sonntags am Rhein", „Frühlingsglocken", „Im Vaterland". Dieselben sind durchaus musikalisch empfunden und daher viel in Musik gesetzt worden; zugleich verbindet sich mit dem musikalischen ein malerisches Element, und sie enthalten kleine in sich vollendete Bilder. Während unter seinen übrigen Gedichten einige einen schalkhaften Humor besitzen, wie z. B. das „Käferlied", spricht sich in anderen der tiefste Ernst und die innigste Frömmigkeit aus, wie z. B. im „Weihnachtsfest", in dem „Dichtergebet" und in dem Liede „Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!" Noch ist zu erwähnen, daß Reinick Hebels alemannische Gedichte ins Hochdeutsche übersetzt hat. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 417 ff.

Ludwig Bechstein, geb. 24. November 1801 in Weimar, † 14. Mai 1860 in Meiningen als Bibliothekar des Herzogs, behandelte mit Vorliebe die Sagen seines Heimatlandes Thüringen, die er mit großem Fleiße sammelte, bearbeitete das Volksbuch von den vier Haimonskindern, sowie die Sage von Faust, schrieb eine Anzahl historischer Romane (z. B. die Weissagung der Libussa), sowie historische Epen (Luther u. a.), dichtete zahlreiche Lieder, Balladen, Romanzen, verherrlichte den Altmeister Goethe in mancher Novelle und bot der Jugend ein vortreffliches deutsches Märchenbuch.

Karl Simrock, geb. 28. August 1802 in Bonn, † 18. Juli 1876 als Professor der deutschen Sprache und Literatur, hat sich nicht nur als vortrefflicher Übersetzer des Nibelungenliedes (1. Ausgabe 1827), der Gedichte Walters von der Vogelweide (1833), der Werke Wolframs von Eschenbach (1842) und anderer Denkmäler der älteren deutschen Literatur verdient gemacht, sondern auch durch eigene Dichtungen hervorgetan.

Christian Friedrich Scherenberg, geb. 5. Mai 1798 in Stettin, † 9. September 1881 in Zehlendorf bei Berlin, ist eine durchaus neue und originelle Erscheinung unter den deutschen Epikern. Durch sein patriotisches Epos „Waterloo" lenkte er die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf sich, der ihn aller Nahrungssorgen enthob und ihm einen angemessenen Wirkungskreis in Berlin anwies. Auf jenes folgten nacheinander drei andere Schlachtengemälde „Leuthen", „Ligny", „Abukir", in denen sich historische Treue mit wahrer Poesie vereinigt. In allen vier Epen herrscht dramatische Lebendigkeit und plastische Anschaulichkeit. Die kühne und kräftige Sprache ist voll Pathos und zeichnet sich aus durch schlagende Kürze. Ebenso originell an Form und Gehalt sind seine Gedichte, voll markiger Kraft und kecken, frischen Humors.

Hoffmann von Fallersleben, nach seiner Vaterstadt im Hannoverschen benannt, wo er am 2. April 1798 geboren wurde, † den 10. Januar 1874 auf dem Schlosse Corvey an der Weser. Als echter Volksdichter bewährte er sich in seinen Trink- und Wander-, Kriegs- und Landsknechtsliedern nicht minder, wie in seinen zarten Frühlings- und den einfach herzigen Kinderliedern. Zugleich erwarb er sich große Verdienste durch seine Forschungen auf dem Gebiete der altdeutschen Sprache und Literatur [1]). — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 254 ff.

---

[1]) Um seiner „Unpolitischen Lieder" willen zählt Hoffmann von Fallersleben zu jener Reihe der politischen Dichter, denen teilweise auch Freiligrath,

Julius Mosen, geb. 8. Juli 1803 zu Marieney im sächsischen Voigtlande, † 10. Oktober 1867 in Oldenburg. Einzelne seiner Lieder, wie „Die letzten zehn vom vierten Regiment“, „Andreas Hofer“, „Der Trompeter an der Katzbach“ u. a. sind weithin bekannt und zu Volksliedern geworden. Bedeutenderes noch leistete er als epischer und als dramatischer Dichter. Den „Ritter Wahn“ und „Ahasver“ zählt Uhland zu den besten deutschen Epen. Während das erstere das Ringen der Seele nach Gemeinschaft mit Gott darstellt, tritt uns im zweiten der gewaltige Trotz der Kreatur entgegen, die sich gegen Gott auflehnt, und der hartnäckige Unglaube, der gegen das Evangelium ankämpft. Seine Dramen Heinrich der Finkler, Otto III., Cola Rienzi, Bernhard von Weimar sind vortreffliche historische Gemälde mit reichem idealen Gehalt [1]). — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 370 ff.

Ferdinand Freiligrath, geb. den 17. Juni 1810 in Detmold, mußte infolge seiner Beteiligung an den politischen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 Deutschland verlassen, kehrte aber, nachdem er eine Reihe von Jahren in England gelebt, wieder in seine Heimat zurück und starb den 18. März 1876 in Cannstatt bei Stuttgart [2]). Er führte in der Dichtung jene Naturmalerei ein, welche ihre Bilder vorzugsweise in fremden Zonen sucht. Seine Schilderungen, in denen uns der Dichter gern ins Morgenland, in die Wüste und auf das Meer führt, zeichnen sich aus durch Anschaulichkeit und glühende Farbenpracht, durch kühne Sprache und neue volltönende Reime. Es gehören hierher „Der Löwenritt“, „Wär' ich im Bann von Mekkas Toren“, „Gesicht des Reisenden“, „Der Mohrenfürst“, „Ammonium“. In dem Gedicht „Der Alexandriner“ sucht er dieses Versmaß wieder zu Ehren zu bringen. Daß es ihm bei seiner reichen Phantasie und einer großen Meisterschaft über die Form auch nicht an einem warmen Herzen und an tiefer Empfindung fehlt, zeigt er u. a. in seinen Gedichten: „Die Auswanderer“, „Die Bilderbibel“, „An meine Tochter“, „So laß mich sitzen ohne Ende“, und „O lieb so lang du lieben kannst“. Außerdem sind zu nennen: „Die Tanne“ und „Der Blumen Rache“. Im deutsch-französischen Kriege des Jahres 1870 ließ sich Freiligrath in

---

insbesondere aber **Georg Herwegh** (geb. 1817 in Stuttgart, † 1875 in Baden-Baden), **Robert Prutz** (geboren 1816 in Stettin, † 1872 ebendaselbst), **Franz Dingelstedt** (geb. 1814 in Oberhessen, † 1881 in Wien) angehören. Von Herweghs Gedichten sind zu nennen „Der Gang um Mitternacht“, „Reiterlied“, „Rheinweinlied“ und „Strophen aus der Fremde“; von Prutz: „Die Mutter des Kosaken“, „Der Räuber und das Cruzifix“, „Christnacht“; von Dingelstedt: „Meine Mutter“ und „Am Grabe Chamissos“. Die politische Richtung, welche diese Männer vertraten, wurde außer von Geibel u. a. von Dichtern bekämpft wie **Moritz Graf Strachwitz** (geb. 1822 zu Peterwitz in Schlesien, † 1847 in Wien), von dessen Liedern nur genannt werden mögen „Heimkehr“, „An die Romantik“, „Germania“ und „Das Herz von Douglas“.

[1]) Julius Mosen, sämtliche Werke, 2. Aufl., mit des Dichters Biographie, von Reinhard Mosen (Oldenburg), Leipzig (Friedrich) 1880, 6 Bände.

[2]) Wilhelm Buchner, Ferdinand Freiligrath, ein Dichterleben in Briefen, 2 Bände, (Lahr, Schauenburg) 1881. Diese erste eingehende Biographie Freiligraths erhält ihren Hauptreiz durch die mitgeteilten Briefe, die das getreueste Seelen- und Lebensbild des Dichters geben. — Früher erschien Eduard Schmidt-Weißenfels († 1890 in Bozen), Ferdinand Freiligrath, ein biographisches Denkmal, 1876.

mehreren Liedern vernehmen: „Hurra, Germania!“ „An Wolfgang im Felde“, „Die Trompete von Vionville“. Der in demselben Jahre 1870 erschienenen Gesamtausgabe seiner Gedichte hat er eine schöne poetische Widmung „An Deutschland“ vorgesetzt. — Freiligrath ist zugleich Übersetzer, und es gebührt ihm das Verdienst, daß er uns mit vielem Vorzüglichsten zuerst bekannt und vertraut gemacht hat. Seine Übersetzungen, die von anerkannter Meisterschaft sind, geben uns ein Bild der neueren Literatur in Frankreich, England, Amerika. Unter anderen hat er Longfellows „Sang von Hiawatha“ meisterhaft übertragen. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, S. 80—98.

Friedrich Hebbel, geboren am 18. März 1813 als Sohn eines schlichten dithmarsischen Bauern in Wesselburen. Aus beschränkten Verhältnissen arbeitete sich derselbe vom Schreiber beim Kirchspielsvogt seines Geburtsortes nach und nach zu einem bedeutenden Dramatiker empor. Die Gegenstände zu seinen Dramen entlehnte er vorzugsweise der Bibel, aus welcher der Knabe fast seine ganze Jugendbildung erhalten hatte, sowie der deutschen Volkssage. Biblische Gegenstände behandelt er in völlig freier Gestaltung in seinen Tragödien „Judith“ (1841), womit er seine dramatische Laufbahn eröffnete, sowie in „Herodes und Mariamne“. Die deutsche Volkssage legte er zu Grunde in der „Genoveva“, die Heldensage in seiner Trilogie „Die Nibelungen“, bestehend aus einem Vorspiel „Der gehörnte Siegfried“ und den beiden Tragödien „Siegfrieds Tod“ und „Kriemhildens Rache“, welche die beiden Katastrophen des alten Volksepos in großartigster Weise vorführen [1]). Mit dieser Trilogie gewann Hebbel kurz vor seinem Tode (er starb den 11. Dezember 1863 in Wien) den vom König von Preußen auf das beste Drama ausgesetzten Preis von 1000 Talern. Von seinen anderen Tragödien mögen noch erwähnt werden „Agnes Bernauer (1855), „Gyges und sein Ring“ (1856), sowie das bürgerliche Trauerspiel „Maria Magdalena“ (1844). Hebbel ist ein glänzend begabter Dramatiker, reich an schöpferischer Phantasie und großartiger Gestaltungskraft, den aber die Sucht nach dem Ungeheuerlichen und Absonderlichen oft über die Grenzen der Schönheit hinausführt. Seine Gestalten haben etwas Knorriges, Eckiges, Schrankenloses, Übermenschliches. Seine Tragödien wollen nicht Mitleid erwecken, sondern durch das Gewaltige, ja oft Grauenvolle erschüttern. Auch Hebbels „Gedichte“ sind nicht sowohl anmutig und weich, als naturwüchsig und kernhaft. In seinen Tagebüchern behandelt er in ernster, geistvoller Weise künstlerische und sittliche Fragen [2]). — Eine verwandte Natur ist

---

[1]) Schulausgaben von H. Gaudig, Bielefeld 1900, und Alfred Neumann, Leipzig 1902.

[2]) Friedrich Hebbels sämtliche Werke, 12 Bände, Hamburg 1865—68, herausgegeben von Emil Kuh († 1876 in Meran). Von demselben erschien auch eine Biographie Fr. Hebbels 1877, 2 Bände. In neuester Zeit besorgte eine große historisch-kritische Gesamtausgabe von Hebbels Werken Richard Maria Werner (Lemberg), 12 Bände, Berlin 1900 ff. Daran schließt sich die Ausgabe der Tagebücher, 4 Bände, Berlin 1903. — H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, Band 3 (Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube), 4. Aufl., 1894. — Außer R. M. Werner hat Hebbels Tagebücher herausgegeben Felix Bamberg, 1885—87. Derselbe gab auch den

Otto Ludwig, geb. 11. Februar 1813 zu Eisfeld in Meiningen, † 25. Februar 1865 in Dresden. In seinen Dramen „Der Erbförster" (1849) und „Die Makkabäer" (1852) ebenso wie in seiner Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" (1857) versteht er es, Seelenkämpfe so fein zu zeichnen, wie kaum ein anderer deutscher Dichter. Ein heiteres Seitenstück zu der eben genannten düsteren Novelle bildet die Dorfgeschichte „Heiterethei". Ludwig gibt darin ein meisterhaftes Bild seiner thüringischen Heimat und des kleinstädtischen thüringer Lebens. — In seinen kritischen Studienheften verherrlicht er Shakespeare und bekämpft Schiller [1]).

Gottfried Kinkel, geb. 11. August 1813 in Oberkassel bei Bonn, stammt aus einer Pfarrerfamilie, die einen streng religiösen Sinn in ihm erweckte, so daß er die Theologie zu seinem Lebensberuf erwählte und 1838 sich als Privatdozent derselben in Bonn niederließ. Später schied er aus der theologischen Fakultät aus und trat zur philosophischen über. Er hielt Vorlesungen über Kunstgeschichte, die viel Beifall fanden, auch ward er 1846 Professor an der Universität. Das Jahr 1848 wurde für ihn verhängnisvoll; es raubte ihm alle Mäßigung und Besonnenheit. Ein unklarer Freiheitsdrang stürzte ihn in die badische Revolution und brachte ihn auf die Zuchthäuser in Naugard und Spandau. Zwar gelang es ihm mit Hülfe seines Freundes Karl Schurz zu entfliehen und nach England zu entkommen, aber er hatte nicht nur seinen inneren Frieden und sein äußeres Lebensglück gefährdet, sondern auch seine dichterische Tätigkeit in Frage gestellt. Nachdem er lange Jahre im Exil gelebt und für seine Verirrungen schwer gebüßt, fand er in der Schweiz eine neue Heimat. Hier wirkte er seit 1866 als Professor an dem eidgenössischen Polytechnikum in Zürich und starb daselbst 14. November 1882. — Kinkel ist vorzugsweise Lyriker und Epiker. In seinen Liedern herrscht eine große Weichheit, und am besten gelingen ihm diejenigen, in welchen er die Natur nach ihren Wirkungen aufs Gemüt zur Anschauung bringt, z. B. „Abendstille", „Trost der Nacht", „Ein geistlich Abendlied", „Sonntagsstille", „Nacht in Rom", „Die Auswanderer des Aartals". Namentlich bringt der „Strauß aus dem Jugendgarten" zarte Blumen, und wir erkennen daraus den jungen, gläubigen Dichter, dem das Bild seiner frommen Mutter mit unvergänglichen Zügen in die Seele geschrieben ist. Die Lieder, welche er in der Fremde gedichtet, sind voll der tiefsten Sehnsucht nach dem Vaterlande, insbesondere nach den heimatlichen Ufern des Rheins, und enthalten die innigsten Wünsche für des deutschen Volkes Einheit und Größe. Als talentvoller Epiker bewährte sich Kinkel in „Otto der Schütz", einer lieblichen rheinischen Geschichte voll Tiefe der Empfindung und Anschaulichkeit der Darstellung (1. Aufl. 1849, 75. Aufl. 1896). Ihr steht würdig an der Seite „Der Grobschmied von Antwerpen", ein

---

Briefwechsel Hebbels heraus 1890—1892. — Ernst August Georgy (Halle), Die Tragödie Hebbels nach ihrem Ideengehalt, Leipzig 1904.

[1]) Heinrich Kühnlein (Münnerstadt), Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller, eine dramaturgische Kritik, Leipzig 1900. — Otto Ludwig, Shakespearestudien, herausgegeben von Moritz Heydrich, 2. Aufl., Halle 1901. — Adolf Stern, Otto Ludwig, ein Dichterleben 1891.

lyrisch-epischer Romanzencyklus, worin uns namentlich die lebhaften Schilderungen eines vielbewegten Lebens und der ernste Sinn vlämischen Fleißes und vlämischer Charakterfestigkeit entgegentreten. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 271 ff.

Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff [1]) wurde am 10. Januar 1797 auf dem väterlichen Gute Hülshoff bei Münster geboren und starb am 24. Mai 1848 in Meersburg am Bodensee. (Ihr Schwager war der um die altdeutsche Literatur hochverdiente Freiherr von Laßberg.) Ihre innigen und gefühlvollen Lieder tragen einen echt weiblichen Charakter und bekunden einen originellen Geist und eine reiche Phantasie. Mit Vorliebe wählte sie die Stoffe aus ihrer westfälischen Heimat, und indem sie die Natur derselben mit weiblicher Sinnigkeit belauscht, schildert sie jene einsamen Gegenden, „mit ihren Vogelherden, ihren schwarzen Moorgründen, ihren rosenfarbigen Buchweizenfeldern, ihren vereinzelten Tannen- und Fichtengruppen" mit besonderer Meisterschaft. In einer anderen Sammlung von Liedern, „Das geistliche Jahr" betitelt, worin Dichtungen auf jeden Sonn- und Festtag des katholischen Kirchenjahres enthalten sind, schildert sie ihre religiösen Kämpfe und Siege [2]). Auch eine dritte Sammlung, „Letzte Gaben" benannt, enthält Perlen wahrer Poesie. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 59 [3]).

Emanuel Geibel [4]), geb. den 18. Oktober 1815 zu Lübeck als der Sohn des Pfarrers der evangelisch-reformierten Gemeinde, † den 6. April 1884 in seiner Vaterstadt, ist einer unserer bedeutendsten und beliebtesten Lyriker, in dessen Dichtungen sich Christentum, Griechentum und Deutschtum, die Urquellen aller sittlich nationalen Bildung, innig durchdringen. Von diesem Dichter, der über dem Groll und Hader der Parteien steht, gilt in Wahrheit: er singt „von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit,

---

[1]) Levin Schücking († 31. August 1863 in Pyrmont), Annette von Droste, ein Lebensbild, 2. Aufl., Hannover 1871. Eine andere Biographie erschien bei Bertelsmann in Gütersloh „A. E. v. Droste-Hülshoff, ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens" 1879. — Briefe der Annette von Droste, herausgegeben von Christoph Schlüter († 1884 in Münster), 2. Aufl., Münster 1880. — Die gesammelten Schriften gaben heraus L. Schücking, Stuttgart 1898, 3 Bände, und W. Kreiten, Paderborn (Schöningh) 1886. — Hermann Hüffer (Bonn), Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke, 2. Aufl. 1890. Briefe der Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking, herausgegeben von Theo Schücking, Leipzig 1893.

[2]) Karl Budde, das geistliche Jahr der Annette v. D.-H. (Preußische Jahrbücher 69, 3. Märzheft 1892, S. 340—385.)

[3]) Als geistesverwandte Dichterin möge hier erwähnt werden Luise Hensel, geb. den 30. März 1798 zu Linum in der Provinz Brandenburg, † 11. Dezember 1876 zu Paderborn, deren Dichtungen gleichfalls den innigsten Glauben mit der schlichtesten Einfachheit und tiefsten Empfindung vereinigen. Eine Ausgabe ihrer Lieder erschien bei F. Schöningh in Paderborn, 3. Aufl. 1878. Prof. Schlüter (Münster), der dieselbe besorgte, gab auch ihre Briefe heraus, Paderborn 1878, während Ferd. Bartscher (Paderborn 1882) den inneren Lebensgang der Dichterin darlegte, nachdem bereits vorher (1877) Jos. Reinkens († 1896 in Bonn) ein Bild ihres äußeren Lebens gezeichnet.

[4]) K. Goedeke, Emanuel Geibel, eine Biographie, 1. Teil 1869. — Karl Leimbach (Breslau), Emanuel Geibel. Des Dichters Leben, Werke und Bedeutung fürs deutsche Volk, 2. Aufl. von Mary Trippenbach, Wolfenbüttel 1894. — Karl Litzmann, Emanuel Geibel, aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern, Berlin 1887. — Karl Theodor Gaedertz (Berlin), Emanuel Geibel, Leipzig 1897. — Daß Geibel am 17. und nicht am 18. Oktober geboren wurde, sucht Gaedertz in der Zeitschrift „Gegenwart" 1885, Nr. 18, nachzuweisen.

Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit; er singt von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, er singt von allem Hohen, was Menschenherz erhebt". Auf die erste Sammlung seiner Gedichte (1840)[1]) folgten die Juniuslieder (1847), Gedichte und Gedenkblätter (1865). Zu seinen alten Liedern brachte das Jahr 1870 einige neue vaterländische, z. B. ein „Kriegslied" und ein Gedicht, betitelt: „Deutsche Siege". — Unter Geibels Dramen verdient vor allen „Brunhild" erwähnt zu werden, eine Tragödie der Nibelungensage, deren Personen der Dichter im Unterschiede von Hebbel des ungeheuerlichen Charakters entkleidet und unserer Empfindungsweise näher gerückt hat. Die Tragödie „Sophonisbe", deren Vorzug vor allem im Adel des Ausdrucks besteht, erhielt 1869 den vom König von Preußen auf das beste Drama ausgesetzten Preis von 1000 Talern nebst der goldenen Medaille[2]). — Kluge, Auswahl Seite 101—118.

Geibel war es auch, der die Gedichte eines Freundes einführte. Es ist dies

Hermann Lingg, geb. 22. Januar 1820 zu Lindau am Bodensee. Von ihm besitzen wir ein großes Epos „Die Völkerwanderung", mehrere Dramen (Die Walküren, Catilina, Violante) und drei Bände Gedichte. In denselben behandelt er gern düstere Stoffe und entwirft Nachtgemälde, wie „Der schwarze Tod". — Auswahl Seite 351.

Oskar von Redwitz, geb. den 28. Juni 1823 in Lichtenau bei Ansbach, † 7. Juli 1891 in Gilgenberg bei Bayreuth, erregte zuerst namentlich durch sein episch-lyrisches Gedicht „Amaranth" außergewöhnliches Aufsehen. Der romantische Duft, der über dem Ganzen liegt, die vielen eingestreuten sinnigen Naturbilder, der Wohllaut der Sprache, vor allem der entschieden ausgesprochene kirchliche Charakter der Dichtung verschaffte derselben viele Leser. Unter seinen Dramen zeichnen sich „Philippine Welser", „Der Zunftmeister von Nürnberg", „Der Doge von Venedig" aus durch geschickte Anlage und lebendige Sprache. — In der späteren Zeit seines Lebens hat der einst so gefeierte Dichter der Amaranth einen neuen Boden betreten, den des Romans; er tat dies in „Hermann Stark, deutsches Leben", 3 Bände 1869. Der Roman enthält die Lebensgeschichte eines bedeutenden Menschen, seine Schul- und Studienjahre, seine Manneskraft, sein Kämpfen und sein Irren, sowie sein schließliches Zurückkehren zum reinsten Glück in der Familie im echten deutschen Hause. In den Knaben-, Schul- und Universitätsjahren des Helden, die mit besonderer Vorliebe behandelt werden, sind wohl Lebenserinnerungen des Dichters selbst enthalten. — Eine patriotische Begeisterung neben tiefer Poesie tritt uns entgegen in seinem „Lied vom neuen Deutschen Reich", worin er Deutschlands Heldenkampf während der Jahre 1870 und 1871 schildert und des Vaterlandes Wiedergeburt feiert. In einem reichen Kranze von etwa 500 Sonetten führt uns der Dichter die Ereignisse jener ruhmreichen Jahre vor, wie sie sich im Geiste eines alten Lützowschen Jägers widerspiegeln. Im Jahre 1878 erschien „Odilo", eine poetische Erzählung,

---

[1]) Max Nietzki, Geibels Gedichte. Auswahl für die Schule, 2. Aufl., Stuttgart 1899.

[2]) Ein Trauerspiel Sophonisbe dichteten auch J. F. Horn († 1880 in Tondern) und Robert Prölß.

mit dem Grundgedanken, daß die Liebe der Menschheit Höchstes sei. Die letzten Dichtungen von Redwitz sind „Ein deutsches Hausbuch“ und „Hymen“. — Auswahl Seite 410—416.

Otto Roquette, geb. den 19. April 1824 zu Krotoschin in Posen, † 18. März 1896 als Professor in Darmstadt, erwarb sich seinen Dichterkranz durch das in zahlreichen Auflagen verbreitete Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt“. Der edle Prinz Waldmeister hat sich mit seinem Hofgesinde, den duftigen Wald- und Frühlingskräutern, aufgemacht auf die Brautfahrt zu der schönen Prinzessin Rebenblüte, dem lieben Töchterlein König Feuerweins, der mit seinem zahlreichen und herrlichen Hofstaate, den edlen Rhein-, Neckar- und Moselweinen, zu Rüdesheim Hof hält. Ein sauertöpfischer Botaniker greift auf dem Spaziergange den Waldmeister auf und steckt ihn in das eherne Burgverließ der Botanisierkapsel. Nach hartem Kampfe befreien die Diener und Gefährten des Prinzen den Gefangenen, und die Hochzeit wird mit allem Glanze gefeiert. Das Gedicht trägt einen recht frischen und munteren Charakter und zu den lebhaften Schilderungen bildet die blühende Rheinlandschaft mit ihren Burgen und ihrer goldenen Segensfülle den anmutigen Hintergrund. — Waldmeisters Brautfahrt erschien 1851. Seitdem hat Roquette unsere deutsche Literatur mit manchem herrlichen Werke bereichert. Auf dem Gebiete des Episch-Lyrischen verdienen genannt zu werden sein „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit“ (1876) und seine „Idyllen“, worin sich seine besten Gedichte befinden; der beste seiner Romane ist das „Buchstabierbuch der Leidenschaft“. Außerdem schrieb er zahlreiche Novellen und dichtete eine Reihe Dramen, die auf den größeren deutschen Bühnen aufgeführt wurden. Eine besondere Hervorhebung verdient sein dramatisches Gedicht „Gevatter Tod“. Seine „Gedichte“ erschienen in mehreren Auflagen. Zu nennen sind u. a. „Am Neckar“, „Am Rhein“, „Poesie des Schmerzes“, „Noch ist die blühende, goldene Zeit“. — Kluge, Auswahl Seite 431.

Adolf Friedrich Graf von Schack, geb. den 5. August 1815 zu Schwerin, † 14. April 1895 in Rom, ist nicht nur ein feiner, gelehrter Kenner spanischer und arabischer Kunst und Poesie, wie überhaupt ausländischer Literatur, der uns namentlich das persische Epos „Schah Nameh“ (Königsbuch) des Firdusi so meisterhaft nachgedichtet hat, daß es uns wie ein ehrwürdiges Denkmal unserer eigenen Urzeit erscheint, sondern er ist auch selbst hervorragend als Lyriker, Epiker und Dramatiker. Seine lyrischen Gedichte sind voll Innigkeit des Gefühls und voll Melodie des Wohlklanges. Sein Roman in Versen „Durch alle Wetter“ enthält glänzende Naturschilderungen und ist reich an Humor. In der epischen Dichtung „Lothar“ führt er uns die wechselvollen Erlebnisse eines deutschen Mannes vor, der den Idealen seiner Jugend treu bleibt. Die Tragödie „Timandra“ behandelt den Konflikt der Vaterlands- und Mutterliebe. Das dramatische Gedicht „Heliodor“ schildert den Kampf des Christentums und Heidentums auf griechischem Boden. In seinen oft bis zu prophetischem Schwunge sich erhebenden „Nächten des Orients“ und den „Weihegesängen“ spricht er seine Weltanschauung, sein innerstes Gedankenleben, sein Glauben und Hoffen, seine Freude am Schönen und Großen aus. Wie Schack, durchdrungen von dem Gedanken, daß die Poesie Weltversöhnung

ist, die Völker in allen Zonen belauscht, so führt er uns auch in seinen Dichtungen, von denen wir noch die „Episoden“ nennen, zu den verschiedensten Völkern und bietet uns neben den tiefsten Gedanken die glänzendsten Schilderungen.

Georg Scheurlin, geb. 25. Februar 1801 zu Mainbernheim in Unterfranken, † 9. Juni 1872 als geh. Ministerialsekretär in München. Die lieblichsten und ergreifendsten Herzensklänge tönen uns entgegen aus Liedern wie „Schneeglöckchen“, „Frühlingsahnung“, „Das Glöcklein im Herzen“. — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 460.

Theodor Storm, geb. 14. September 1817 in Husum, † 4. Juli 1888 zu Hanerau bei Hademarschen, ist nicht allein ausgezeichneter Lyriker, sondern vor allen Dingen feinsinniger Novellist. Den Stoff zu seinen Novellen nahm er meist aus dem ländlichen und bürgerlichen Kleinleben seiner nächsten Umgebung. Die Natur seiner Heimat mit der einsamen Heide, den dunklen Buchenwäldern, dem brausenden Meere, schildert er mit derselben Meisterschaft, wie die Menschen, die dort leben und arbeiten, in ihrem Tun und Treiben, in ihrem Lieben und Leiden [1]).

Wilhelm (Heinrich) Riehl, geb. 6. Mai 1823 in Biebrich am Rhein, Direktor des bayrischen Nationalmuseums und Generalkonservator der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns, † 16. November 1897 in München, schrieb vortreffliche kulturgeschichtliche Skizzen („Land und Leute“ — „Die Familie“ — „Die bürgerliche Gesellschaft“ — „Musikalische Charakterköpfe“ — „Kulturgeschichtliche Charakterköpfe“ — „Kulturstudien“ — „Die Pfälzer“), sowie ausgezeichnete Novellen („Geschichte aus alter Zeit“ — „Aus der Ecke“ — „Am Feierabend“ — „Lebensrätsel“ usw.) [2]).

Paul Heyse, geb. 15. März 1830 in Berlin (jetzt in München), ist neben Riehl einer der hervorragendsten der jetzt lebenden deutschen Novellisten. Seine Novellen, in denen er seine dichterische Meisterschaft bewährt und eine solche Fruchtbarkeit entwickelt, daß dieselben zahlreiche Bände füllen, besitzen eine wahrhaft künstlerische Vollendung. Nächstdem ist er bedeutender Dramatiker. Echt deutsch sind seine Dramen „Elisabeth Charlotte“ (1860), „Ludwig der Bayer“ (1862), „Hans Lange“ (1864); durchaus patriotisch ist sein „Kolberg“ (1868), in dem wir den trefflich gezeichneten Charakteren eines Gneisenau und Nettelbeck begegnen; mit feinem künstlerischen Geiste aufgebaut sind seine Tragödien „Graf Königsmark“, „Elfriede“, „Alcibiades“.

Nächst Riehl, Storm und Heyse gebührt in der Novelle der Preis zwei Dichtern in der Schweiz: Keller und Meyer.

Gottfried Keller wurde den 19. Juli 1815 zu Glattfelden bei Zürich geboren und starb den 15. Juli 1890 in Zürich. Nachdem er bereits 1846 mit „Gedichten“ und 1854 mit einem geistvollen Roman „Der grüne Heinrich“ hervorgetreten war, erschien 1856 die Novelle „Die Leute von Seldwyla“, worin er das Dorfleben in realistisch

---

[1]) Paul Schütze, Th. Storm, Berlin 1887. — Th. Matthias, Th. Storm als Novellist (Lyons Zeitschrift 13, 8), Leipzig 1899. Storm, sämtliche Werke, 8 Bände.

[2]) Riehl, Sechs Novellen, sowie Land und Leute, Schulausgaben von Theodor Matthias, Stuttgart 1902.

und dichterisch verklärter Anschaulichkeit schildert, und 1878 seine „Züricher Novellen“, in denen er uns prächtige Bilder aus dem Züricher Künstlerleben zur Zeit der Manesse vorführt [1]).

Konrad Ferdinand Meyer, geb. 11. Oktober 1825 in Zürich, † 28. November 1898 in Kilchberg am Züricher See, hat sich namentlich durch zwei größere Novellen voll packender Gewalt, „Jürg Jenatsch“ (8. Aufl.) [2]) und „Der Heilige“ (5. Aufl.) schnell bei den Besten der Nation Beifall und Anerkennung erworben. Die erste Geschichte, die uns einen trotzigen, gewalttätigen, aber von glühender Vaterlandsliebe erfüllten Charakter in einer wilden Zeit meisterhaft vorführt, spielt zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges in Graubünden. Der Held der anderen Erzählung ist Thomas Becket, einst der allmächtige Kanzler und Günstling Heinrichs II. von England. Dieselbe plastische Gestaltungskraft offenbaren auch seine kleineren „Novellen“ (2 Bände). Die gesunde und unverfälschte Dichternatur gibt sich auch kund in seinen „Gedichten“, unter denen namentlich die Balladen voll Kraft und Mark sind, und in seiner Dichtung „Huttens letzte Tage“ [3]).

Joseph (Viktor) Scheffel, geb. den 16. Februar 1826 zu Karlsruhe, † ebendaselbst 9. April 1886, ist der Verfasser des 1855 erschienenen „Ekkehard“, der zu den besten historischen Romanen gehört (180 Auflagen) [4]). Außerdem haben wir von ihm (1853 auf Capri vollendet) den „Trompeter von Säkkingen“ (250 Auflagen), einen frischen Sang, der im 17. Jahrhundert spielt; „Frau Aventiure“ (17. Auflagen), eine Wiedererweckung des mittelalterlichen Minnegesangs; „Bergpsalmen“, worin uns der Natursinn und die Naturbegeisterung eines alten Bischofs von Regensburg vorgeführt wird; endlich eine Sammlung höchst origineller, humoristischer und teilweise derb volkstümlicher Dichtungen unter dem „Gaudeamus“ (60 Auflagen) [5]). — Kluge, Auswahl deutscher Gedichte, Seite 462 ff.

Otto Weddigen, geb. 9. Februar 1851 in Minden, einem altwestfälischen Geschlechte entstammend, seit 1897 in Berlin-Charlottenburg. Weddigen ist ein sehr fruchtbarer und vielseitiger Dichter. Wir besitzen von ihm treffliche Lieder, die von Abt, Lachner u. a. in Musik gesetzt wurden,

[1]) Jakob Baechtold, Gottfried Kellers Leben, 3 Bände, Berlin 1894—96. — Albert Köster, G. Keller, 7 Vorlesungen, Leipzig 1900.

[2]) Richard Voß hat Meyers Novelle „Jürg Jenatsch“ zu einem Drama umgestaltet.

[3]) Die Werke von K. F. Meyer sind erschienen bei H. Häffel in Leipzig. Auf die hohe Bedeutung derselben weisen hin Anton Reitler, K. F. Meyer, 2. Aufl., Leipzig 1895, und Adolf Frey, K. F. Meyer, Sein Leben und seine Werke, Stuttgart 1900. — Ein Seitenstück und zugleich eine Ergänzung zu K. F. Meyers Dichtung „Huttens letzte Tage“ bildet Julius Rifferts Schauspiel „Huttens erste Tage“ (Leipzig 1896), das in höchst geschickter Weise den Konflikt des aus der Fremde heimkehrenden Hutten mit seinen Eltern auf der Steckelberg behandelt.

[4]) Scheffels Ekkehard dramatisch bearbeitet v. Schulte vom Brühl.

[5]) Biographien von Johannes Prölß (Stuttgart), Berlin 1887 und Joseph Stöckle (Schwetzingen), Paderborn 1888 (J. V. v. Scheffel, der Dichter des fröhlichen Wanderns und harmlosen Genießens). — Eine mit Scheffel verwandte Dichternatur begegnet uns in Adolf Volger, geb. 21. Januar 1843 zu Landsberg an der Warthe, der in seinen drei epischen Dichtungen „Die Wogenbraut“ — „Ginevra“ — „Hertha“ alte Sagen in hochpoetischer Weise behandelt.

Märchen und Fabeln, Novellen, Dorfgeschichten und Dramen, sowie das zur Zeit der Sachsenkriege Karls d. Gr. in des Dichters Heimatland spielende vaterländische Epos „Helgamor und Godalind". Aus dem Feldzuge von 1870 und 71, den Weddigen als Freiwilliger mitmachte, stammen seine „Schwertlieder", die ursprünglich auf losen Blättern in den Reihen der Kameraden von Hand zu Hand gingen und mächtig zündeten. Von anderen Werken Weddigens gedenken wir noch seiner Abhandlung „Lessings Theorie der Tragödie" (1877), seiner „Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literatur der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit" (1882), des „Buches vom Sachsenherzog Wittekind" (1883) und seiner „Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart", 2. Aufl. 1895. Seine letzten Gaben sind Kinderlieder, Sprüche und Aphorismen (2. Aufl.), sowie Novellen und Erzählungen". Von seinen Dramen nennen wir die beiden Trauerspiele „Charlotte Corday" und „Kaiser Joseph II." [1]).

Wilhelm Jordan, geb. am 8. Februar 1819 in Insterburg in Ostpreußen, hat sich als echter Dichter in den weitesten Kreisen einen Namen erworben durch seine „Nibelungen" (erster Teil Siegfriedssage, 2 Bände, 13. Aufl., zweiter Teil Hildebrands Heimkehr, 2 Bände, 7. Aufl.), die er als wandernder Rhapsode mit außerordentlichem Beifall vorgetragen hat. Indem er auf die ältesten nordischen Quellen zurückgeht, sucht er die alte Sage in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit nnd Reinheit wieder herzustellen. Zwar hat diese Neudichtung des Nibelungenliedes manches Moderne und Rhetorische, aber auch so vieles großartig Gewaltige und lieblich Zarte, daß sie den Vorzug verdient vor den dramatischen Bearbeitungen eines Hebbel und Geibel. Vortrefflich ist die sanfte Kriemhilde charakterisiert, anmutig wird Siegfrieds Brautwerbung dargestellt und rührend sein Abschied erzählt. Mit besonderer Vorliebe aber ist der Charakter der wilden Brunhild gezeichnet, und namentlich gehört die Schilderung ihrer Entzauberung und ihres Flammentodes neben dem prächtigen Nornenliede zu den schönsten Partien der Dichtung. Die Form ist die der Alliteration [2]). Klassische Meisterwerke der Übersetzungskunst sind W. Jordans Übertragung von Homers Odyssee und Ilias, worin der Sänger des Siegfried und Hildebrand seine Vorgänger durch echte Treue, schlichte Natürlichkeit und Glätte des Ausdrucks übertroffen hat. — Die neuesten Werke Jordans sind die Romane „Die Sebalds" und „Zwei Wiegen", die in der Gegenwart spielen und ebenso fesselnd sind durch die Handlung wie reich an Ideengehalt.

Wilibald Alexis (Wilhelm Häring), geb. 29. Juni 1798 in Breslau, † 16. Dezember 1871 in Arnstadt, betrat das Gebiet des vaterländischen Romans im Jahre 1832 mit seinem „Cabanis", dessen Mittelpunkt Friedrich der Große ist. Darauf folgen sieben andere Romane, deren Stoff der märkisch-brandenburgischen und preußischen Geschichte entnommen

---

[1]) Weddigens gesammelte Werke sind erschienen in 10 Bänden, Leipzig (Friese) 1897.

[2]) Georg (Reinhard) Röpe, die moderne Nibelungendichtung, mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan, 1869. — Karl Knortz, Das Nibelungenlied und Wilhelm Jordan, Glarus (1902).

ist. Es sind dies „Der falsche Waldemar“ — „Der Roland von Berlin“ (Zeit Kurfürst Friedrichs II.) — „Die Hosen des Herrn von Bredow“ (Unterdrückung des Raubrittertums durch Joachim I.) — „Der Wärwolf“ (Fortsetzung des vorigen: Anfänge der märkischen Revolution) — „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ (1804—1806 Auflösungsprozeß des damaligen Preußen) — „Isegrim“ — „Dorothee“. Alle diese Romane sind vom wärmsten Patriotismus durchdrungen und bieten meisterhaft ausgeführte geschichtliche Zeit- und Sittenbilder, so daß Wilibald Alexis mit Recht der „märkische Walter Scott“ genannt worden ist.

Theodor Fontane, geb. den 30. Dezember 1819 in Neuruppin, † 20. September 1898 in Berlin, trat im Jahre 1878 mit einem bedeutenden vaterländischen Roman „Vor dem Sturm“ hervor, dessen Handlung im Winter 1812 auf 1813 spielt. Eine echt vaterländische Gesinnung, tiefe Empfindung und gesunden Humor bekunden seine „Gedichte“. Seine geliebte Heimat bringt er zu Ehren in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, die in vier Teilen erschienen sind. — Kluge, Auswahl, Seite 75 ff.

Friedrich Spielhagen, geb. 24. Februar 1829 in Magdeburg, jetzt in Berlin, entwirft in seinen Romanen große Kulturgemälde und behandelt darin, an die Zeitromane von Karl Gutzow anknüpfend, mit Vorliebe soziale Fragen. Sein großes Erzählungs- und Darstellungstalent offenbaren sowohl seine „problematischen Naturen“, der erste größere Roman, der Aufsehen erregte, wie die späteren „Hammer und Amboß“, „In Reih und Glied“, der sich mit der sozialen Frage beschäftigt, vor allem aber „Sturmflut“ (1877), wohl das bedeutendste und geistreichste Werk Spielhagens, worin er gegen den Gründungsschwindel der siebziger Jahre zu Felde zieht. Ein Seitenstück dazu ist „Platt Land“, worin pommersche Zustände geschildert werden. Von seinen Novellen, in denen er seelische Vorgänge reizvoll darzustellen versteht und anziehende Stimmungsbilder vom Seegestade entwirft, nennen wir als die vorzüglichste „Auf der Düne“ (1858).

Gustav Freytag, geb. den 13. Juli 1816 in Kreuzburg in Schlesien, † 30. April 1895 in Wiesbaden, ist ein bedeutender Dramatiker, Romanschriftsteller und Kulturhistoriker. Unter seinen Dramen sind zu nennen „Die Journalisten“, eines der feinsten deutschen Lustspiele, ferner das Schauspiel „Die Valentine“ und das Trauerspiel „Die Fabier“[1]). Als feiner Kenner nicht nur der dramatischen Literatur, sondern auch der dramatischen Praxis, zeigt er sich in seiner „Technik des Dramas“. Von seinen Romanen fand gleich der erste, betitelt „Soll und Haben“, großen Beifall. Derselbe trägt einen durchaus realistischen Charakter und stellt das Volk bei seiner Arbeit dar. Daran schlossen sich „Die verlorene Handschrift“ und der großartig angelegte Roman „Die Ahnen“ in sechs Teilen: „Ingo und Ingraban“, „Das Nest der Zaunkönige“, „Die Brüder vom deutschen Hause“, „Marcus König“, „Die Geschwister“, „Aus einer kleinen Stadt“, die im 4., 8., 11., 13., 16., 17. und 19. Jahrhundert zumeist im Lande der Thüringer

---

[1]) Rudolf Foß, Freytags Fabier erläutert, Leipzig 1896.

spielen. — Ein großes Verdienst erwarb sich endlich Freytag durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die eine große kulturgeschichtliche Bedeutung haben. — Gleichfalls ein Schlesier von Geburt ist.

Rudolf von Gottschall, geb. 30. September 1823 in Breslau (jetzt in Leipzig), einer der vielseitigsten deutschen Schriftsteller der Gegenwart. Gottschall hat die verschiedensten Gebiete unserer Literatur mit Glück bearbeitet. Er ist Lyriker („Neue Gedichte“), Epiker („Carlo Zeno“, „Maja“), Romanschriftsteller („Im Banne des schwarzen Adlers“), namentlich aber bedeutender Dramatiker. Von seinen Tragödien sind hervorzuheben „Mazeppa“ — „Der Nabob“ — „Katharine Howard“ — „König Karl XII.“ — „Herzog Bernhard von Weimar“ — „Amy Robsard“; von seinen Lustspielen „Pitt und Fox“ — „Diplomaten“ — „Der Spion von Rheinsberg“. Außerdem ist Gottschall Literaturhistoriker (§ 60), Ästhetiker („Poetik“, 2 Bände) und scharfer Kritiker („Blätter für literarische Unterhaltung“).

Georg Ebers, geb. 1. März 1837 in Berlin, † 7. August 1898 in Tutzing, führt uns in seinen historischen Romanen mit Vorliebe nach Ägypten, wohin er verschiedene Reisen unternommen, deren eine er beschreibt in dem anziehend geschriebenen Reisewerk „Durch Gosen zum Sinai“[1]), während er auf einer andern den nach ihm benannten Papyrus Ebers entdeckte. Von seinen zehn ägyptischen Romanen erschien zuerst 1864 seine „ägyptische Königstochter“, worin sich die Handlung um Nitetis, die Tochter des Königs Amasis, bewegt; 1877 „Uarda“, die uns ein Bild altägyptischen Lebens aus der Zeit des Königs Ramses bietet; 1879 folgten „Die Schwestern“, worin uns Ebers nach Memphis, namentlich in den Tempel des Serapis und in das Königsschloß der Ptolomäer führt; 1880 „Der Kaiser“, der sich vorzugsweise um Hadrian und seinen Günstling Antinous bewegt und in Alexandrien spielt, jener Vereinigungsstätte der morgen- und abendländischen Kultur. Dazwischen erschien 1878 „Homo sum“, ein Roman, der uns zu den Anachoreten des vierten Jahrhunderts am Fuße des Sinai führt und wohl zu des Dichters besten Werken gehört. Der Grundgedanke desselben ist, daß für den Christen das wahre Heil nicht in der Weltflucht, sondern in treuer und liebevoller Pflichterfüllung für Familie und Gesellschaft zu suchen ist. Nach Ägypten führt uns Ebers noch in fünf weiteren Romanen: „Serapis“ (1885) — „Die Nilbraut“ (1887), 3 Bände — „Per aspera“ (1892), 2 Bände — „Kleopatra“ (1893) — und „Arachne“ (1895), 2 Bände. In Ägypten spielt auch das kleine Epos „Elifên“, das in die Form der Stanze gekleidet und warm empfunden ist, während die schalkhafte Erzählung „Eine Frage“ (1881) uns auf den klassischen Boden von Altgriechenland versetzt. Bald wählte sich Ebers noch einen anderen Schauplatz für seine Romane, indem er uns nach Deutschland und in die Niederlande führt. In dieser Beziehung sind zu nennen „Die

[1]) Das hochinteressante Buch (2. Aufl., Leipzig 1881) behandelt die kritische Sinaifrage mit viel Geschick. Nach Ebers ist nicht der Dschebel Musa, sondern der Serbal der Berg der Gesetzgebung.

Frau Bürgermeisterin" (1882), worin uns in ergreifender Weise der heldenmütige Verteidigungskampf der schwer bedrängten Stadt Leyden gegen die spanische Gewaltherrschaft 1547 geschildert wird — „Ein Wort" (1882) — „Die Gred" (1889), eine Geschichte aus dem alten Nürnberg, die uns in lebendigen Farben das Leben und Treiben der verschiedenen Stände erzählt — „Im Schmiedefeuer" (1894), 2 Bände — „Im blauen Hecht" (1896) — „Barbara Blomberg" (1897), 2 Bände. — Besondere Hervorhebung verdient die 1893 erschienene „Geschichte meines Lebens", worin Ebers in schlichter, bescheidener Weise seinen Lebensgang vorführt und zugleich das politische Tun und Treiben, sowie die Ideen seiner Zeit schildert.

Felix Dahn, geb. den 9. Februar 1834 in Hamburg, jetzt Professor in Breslau. Das bedeutendste Werk von ihm ist sein Roman „Ein Kampf um Rom" (1876, 33. Aufl. 1902, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 4 Bände), worin der Kampf und Untergang der Ostgoten in Italien geschildert wird. Im Vordergrunde stehen auf der einen Seite Theodorich, Athalarich, Amalaswintha, Theodahad, Witichis, Totila und Teja, auf der anderen Belisar und Narses, vor allem aber die vom Dichter frei erfundene Gestalt des Cethejus, dessen Seele für die glorreichen Zeiten der römischen Republik begeistert ist. Gleich nach Vollendung des Kampfes um Rom ging Dahn an den geschichtlichen Roman „Julian der Abtrünnige", der 1893 in drei Bänden erschien. Derselbe stellt die religiösen, philosophischen und nationalen Kämpfe des vierten Jahrhunderts dar, in denen sich von großartigem, welthistorischem Hintergrunde die echt tragische Gestalt Julians abhebt. Die eigene Weltanschauung des Dichters fand dabei ihren Ausdruck in einem germanischen Königssohne, der in die christliche, wie in die philosophische Geistesbildung der Zeit völlig eingeweiht war. — Die Zeit der Völkerwanderung wird in acht kleinen Romanen behandelt. Es sind dies „Felicitas" — „Bissula" — „Gelimer" — „Die schlimmen Nonnen von Poitiers" — „Fredigundis" — „Attila" — „Die Bataver" — „Vom Chiemgau". — In der Zeit Karls des Großen spielt seine Erzählung „Bis zum Tode getreu". — Ins Mittelalter führt uns der historische Roman „Die Kreuzfahrer" und erzählt von einem Ritter Friedmut, der mit Kaiser Friedrich II. ins Morgenland gefahren war, dort in Gefangenschaft gerät, aus der ihm eine sarazenische Prinzessin Soheide befreit, nach seiner Heimkehr Deutschritter wird und mit Hermann von Salza ins Preußenland zieht, wo er als Held stirbt. — Sein „Weltuntergang" ist eine geschichtliche Erzählung, die um das Jahr 1000 n. Chr. in Würzburg spielt und in köstlicher Weise das von der Furcht vor dem um jene Zeit erwartenden Weltuntergange beeinflußte menschliche Dichten und Trachten darstellt. — In seinen Balladen behandelt Dahn mit Vorliebe die altnordische Heiden- und Heldenzeit, deren begeisterter Verehrer er ist. Dieselbe Begeisterung gibt sich kund in seinen nordischen Romanen „Odhins Trost" und „Sind Götter?", worin das nordische Heidentum in Gegensatz gestellt wird zum Christentum. Von seinen Dramen verdient genannt zu werden „König Roderich", worin der schwache Roderich der Geschichte als ein energischer Charakter dargestellt wird, der mit starker Hand die Rechte des Staates der Kirche gegenüber verteidigt, und „Rüdeger von

Bechlaren", das jene ergreifende Episode aus dem Nibelungenliede behandelt (§ 15)[1]).

Rudolf Baumbach, geb. 28. September 1841 zu Kranichfeld in Thüringen, jetzt in Meiningen. An epischen Dichtungen besitzen wir von ihm außer „Hilde und Horand" (§ 16, S. 43), „Zlatorog", worin er die Sage von dem Gemsbock Zlatorog, der auf den Höhen des Triglav einen Schatz hütet und, von einem Menschen verfolgt, unmutsvoll die grünenden Almen mit Felstrümmern überschüttet, mit Frische und edler Einfachheit behandelt und uns den ganzen Zauber der Alpenwelt voll empfinden läßt. Seine lyrischen Gedichte, die in verschiedenen Sammlungen (Leipzig, Liebeskind) erschienen sind („Lieder eines fahrenden Gesellen" — „Von der Landstraße" — „Frau Holde" — „Mein Frühjahr" usw.) zeichnen sich durch schalkhaften Humor, frische gesunde Freude am Leben, Anmut und Natürlichkeit aus. Wein, Liebe, Wanderlust sind das Lieblingsthema seiner Lieder. Auswahl deutscher Gedichte, Seite 10—12. — Ebenso frisch und munter und voll urwüchsigen Humors sind die „Abenteuer und Schwänke", die er alten Meistern nacherzählt, die Dichtung „Der Pate des Todes", die prächtigen Lieder der Sammlung „Krug und Tintenfaß", ferner „Kaiser Max und seine Jäger", ein Gedicht, das in launiger Weise eine Episode aus dem Leben des Meistersängers Hans Sachs behandelt, und sein letztes Werk „Thüringer Lieder", das köstliche Perlen der Poesie enthält. — Aber Baumbach ist nicht allein ein liebenswürdiger Dichter, sondern auch liebenswürdiger Erzähler. Zeugnis davon geben die „Trug-Gold" betitelte Erzählung aus dem 17. Jahrhundert (2. Aufl., Berlin 1883), sowie die vier Geschichten „Aus der Jugendzeit" (Leipzig 1895). — Ein ganz anderer Charakter ist

Heinrich Leuthold, geb. 1827 zu Wetzikon in der Schweiz, † 1879 in einer Irrenanstalt bei Zürich, gab zuerst 1862 mit E. Geibel fünf Bücher französischer Lyrik heraus. Seine eigenen Lieder, die 1879 von Freundeshand (bei Huber in Frauenfeld, 4. Aufl., 1894) herausgegeben wurden, und einen ganz bedeutenden Lyriker erkennen lassen, sind ähnlich wie die Lenaus, oft schwermütig, oft voll trotziger Weltverachtung.

Friedrich Wilhelm Weber, geb. 26. Dezember 1813 zu Alhausen in Westfalen, † 5. April 1894 zu Nieheim (Kreis Höxter), trat erst im Jahre 1878 an die Öffentlichkeit mit dem epischen Gedicht „Dreizehnlinden", das um seiner meisterhaften Form, sowie um seines christlichen und nationalen Gehalts willen außerordentlichen Beifall fand und bereits mehr als 100 mal seine Wanderung durchs deutsche Volk antreten konnte. Der Held des Gedichts ist ein Sachse aus der Zeit Ludwigs des Frommen, Elmar vom Habichtshofe, der, von Haus und Hof vertrieben, im Kloster Dreizehnlinden die christliche Taufe erhält. Es vollzieht sich in dem Epos ein welthistorischer Prozeß: der letzte Sachse bekehrt sich zum Christentum, und Westfalen wird gewonnen für das befreiende Weltevangelium. Formvollendet und tiefempfunden sind auch seine „Gedichte", sowie seine „Herbst-

---

[1]) Unter dem Titel „Erinnerungen von Felix Dahn" erschien eine Selbstbiographie, Leipzig (Breitkopf & Härtel) 1890—95, die in vier Büchern bis 1886 führt. — Dahns sämtliche poetische Werke, 21 Bände, Leipzig 1898. Neue Folge 4 Bände, Leipzig 1903.

blätter“ [1]). Als meisterhafter Übersetzer hat er sich bewährt in der Übertragung von A. Tennysons Gedicht „Maud“. Die letzte Dichtung Webers, betitelt „Goliath“, in fünffüßigen reimlosen Jamben geschrieben, ist eine Dorfgeschichte, die viel Schönes und Anmutendes enthält. Sie behandelt die Liebe eines armen Knechtes Olaf (Goliath genannt) zu einer reichen Bauerntochter, die beide unter schweren Herzenskämpfen entsagen, denn „die Entsagung macht den Menschen stark und frei“.

Emil Rittershaus, geb. den 3. April 1834 und † den 8. März 1897 in Barmen, vereinigt gesunde Lebensfreudigkeit und frische Gesangsfröhlichkeit mit männlicher Lebenstüchtigkeit. Seinen Gedichten kann in der Tat als Motto vorgesetzt werden: „frisch, frei, fröhlich, fromm“. Krankhafte Gefühlsschwärmerei und Weltschmerz sind ihm völlig fremde Empfindungen, wie ihm überhaupt alles unlautere und unwahre Wesen zuwider ist. Auswahl deutscher Gedichte, Seite 428.

Unter den Dichtern unserer Periode, die sich des Dialekts bedienen (vergl. § 47), verdienen genannt zu werden:

Karl von Holtei, geb. den 24. Januar 1798 zu Breslau, † den 12. Februar 1880, dessen gemütliche, naive, volkstümliche „schlesische Gedichte“ im Jahre 1830 erschienen. Holteis tiefes und reiches Gemüt offenbaren auch seine Dramen, die eine Zeitlang die Bühne beherrschten („Der alte Feldherr“, „Leonore“, „Lorbeerbaum und Bettelstab“, „Die Wiener in Paris“, „Die Wiener in Berlin“ usw.), und seine Romane, von denen zu nennen sind „Die Vagabunden“, „Ein Schneider“ und vor allem „Christian Lammfell“ [2]).

Klaus Groth, geb. den 24. April 1819 in der Stadt Heide im Holsteinischen (Norderdithmarschen), † 2. Juni 1899 in Kiel, der unter dem Titel „Quickborn“ (Jungbrunnen) eine Sammlung plattdeutscher Gedichte herausgab, die sich durch Innigkeit der Empfindung und anmutige Naivität auszeichnen. Dieselben zeigen zugleich, welche Fülle von poetischen Anschauungen in unseren Volksdialekten ruht. Den Gedichten folgten „Vertellen“, Erzählungen in Prosa. — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 185.

Fritz Reuter, geb. den 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg, † 12. Juli 1874 in Eisenach, vereinigt den gesunden Humor mit dem tiefen Gemüt und einer meisterhaften Kunst der Gestaltung. Seine plattdeutschen Gedichte erschienen als „Läuschen und Riemels“ (gereimte Schnurren). Unter den prosaischen Werken, die den Titel „Olle Kamellen“ (alte Kamillen, d. h. alte Geschichten) führen, ist „Ut mine Stromtid“ (Aus meiner Landmannszeit) das vollendetste [3]). — Auswahl

---

[1]) J. Schwering (Münster), Fr. W. Weber, sein Leben und seine Werke, Paderborn 1900. — B. L. Tibesar (Luxemburg), Fr. W. Webers Dreizehnlinden, eine literarische Studie, Paderborn 1896. Frühere Schriften über Fr. W. Weber sind von Heinrich Keiter (5. Aufl.) und Karl Hoeber. — Ein verwandter Sänger und ein Lyriker ersten Ranges ist sein Landsmann Friedrich Wilhelm Grimme (geboren 25. Dezember 1827 zu Assinghausen in Westfalen, † 1887 in Münster), dessen „Deutsche Weisen“ (Paderborn, Schöningh, 1881) gleichfalls einen durchaus nationalen und christlichen Charakter tragen.

[2]) Die Vorzüge dieses Romans hat dargelegt Professor F. Willomitzer (Programm der Leopoldstädter Realschule in Wien, 1887).

[3]) Fritz Reuters Werke, 13 Bände, nachgelassene Schriften, herausgegeben von Adolf Wilbrandt, 2 Bände. — Otto Glagau, Fritz Reuter und seine Dichtungen,

deutscher Gedichte, Seite 414 ff. — Unter den süddeutschen Mundartdichtern ragen hervor

Franz von Kobell, geb. den 19. Juli 1803, † 11. November 1882 in München, der in seinen oberbayrischen und pfälzischen Gedichten kernigen Humor mit warmer Empfindung vereinigt, und

Karl Stieler, geb. 1842, † 1885 in München, der nicht allein durch seine mundartlichen Dichtungen „Weils mi freut“ — „Habt's a Schneid?“ u. a. sich auszeichnet, sondern auch im Hochdeutschen Meister ist („Hochlandslieder“ — „Wanderzeit“ — „Winteridyll“) [1]).

Denselben volkstümlichen Ton, wie Klaus Groth und Fritz Reuter, schlagen an Berthold Auerbach, Jeremias Gotthelf und Melchior Meyr.

Berthold Auerbach, geb. den 28. Februar 1812 zu Nordstetten im Schwarzwalde, † 8. Februar 1882 zu Cannes (Frankreich), hat seine große Befähigung zum Volksschriftsteller bekundet durch seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“, welche eine neue Epoche auf diesem Felde der Literatur begründeten. Später verließ er mehr und mehr diese Bahn und schrieb die größeren liberalen Tendenzromane: „Auf der Höhe“, „Das Landhaus am Rhein“, „Waldfried“. — Gesammelte Werke (Stuttgart, Cotta), 22 Bände.

Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), geb. 4. Oktober 1797 zu Murten im Kanton Freiburg, † den 22. Oktober 1854 als Pfarrer zu Lützelflüh im Emmental in der Schweiz, huldigte im Gegensatz zu dem Idealismus, der in Auerbachs Dorfgeschichten zu Tage tritt, mehr einem derben Realismus. Zeugnis davon geben „Uli der Knecht“, „Uli der Pächter“, „Käthi die Großmutter“, „Bilder und Sagen aus der Schweiz“, „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“.

Melchior Meyr, geb. 28. Juni 1810 zu Ehringen bei Nördlingen, † 22. April 1871 in München, hat sich insbesondere bekannt gemacht durch seine vortrefflichen „Erzählungen aus dem Ries“, worin er uns gesunde, prächtige Dorfgeschichten bietet.

Einer unserer bedeutendsten jetzt lebenden Humoristen und ein überaus fruchtbarer Novellist, der sich auszeichnet durch Gemütstiefe und Gedankenreichtum, ist

Wilhelm Raabe, geb. den 8. September 1831 in Eschershausen, jetzt in Braunschweig. Die Perle von seinen zahlreichen Erzählungen ist nach vieler Meinung der „Hungerpastor“ (1864). Nächstdem zeigen seine Begabung im glänzendsten Lichte „Chronik der Sperlingsgasse“ (1857), „Der heilige Born“ (1861) und „Gutmanns Reisen (1892) [2]).

Zu den bedeutendsten geistlichen Liederdichtern der neueren Zeit gehören:

Albert Knapp, geb. den 25. Juli 1798 zu Tübingen, erhielt seine theologische Ausbildung im Seminar zu Maulbronn und auf der Hochschule

---

2. Aufl., 1875. — K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen, 2 Bände, Wismar 1896—97.

[1]) S. M. Prem, Karl Stieler, Vortrag, Innsbruck 1889.

[2]) Georg Müller-Frauenstein (Hannover), Wilhelm Raabe, ein echt deutscher Dichter (Lyons Zeitschrift für deutschen Unterricht 9, 2), Leipzig 1895.

seiner Vaterstadt. In den Mußestunden studierte er seine Lieblingsdichter Goethe und Shakespeare, die ihn zu eigenen poetischen Versuchen anregten. Seine geistliche Wirksamkeit, die mit dem Jahre 1820 begann, und sein inniges Freundschaftsverhältnis zu Ludwig Hofacker führten ihn vorzugsweise der geistlichen Poesie zu, die neben seiner amtlichen Tätigkeit die Hauptaufgabe seines Lebens wurde. Zuerst erschienen seine „christlichen Gedichte“, die allmählich zu vier Bänden anwuchsen. Eine Reihe von Jahren gab Knapp das vom christlichen Geiste durchdrungene Taschenbuch „Christoterpe“ heraus, worin er zumeist seine eigenen lyrischen Erzeugnisse niederlegte, aber auch die Produktionen anderer Dichter veröffentlichte, sowie allerhand christliche Aufsätze und Erzählungen aufnahm. Außer den geistlichen Liedern haben wir von Knapp namentlich noch zwei Bände historische Dichtungen: „Die Hohenstaufen“ und „Bilder der Vorwelt“. Er starb den 18. Juni 1864 als Stadtpfarrer zu St. Leonhardt in Stuttgart. — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 311 ff.

Philipp Spitta [1], geb. den 1. August 1801 in Hannover als der Sohn eines Buchhalters. Nachdem er vier Jahre lang bei einem Uhrmacher in der Lehre gewesen, verließ er die Werkstatt, um Theologie in Göttingen zu studieren. Nach beendigten Studien bekleidete er eine Reihe von geistlichen Stellen und war zuletzt Superintendent in Burgdorf (zwischen Hannover und Celle), wo er am 28. September 1859 starb. Seine geistlichen Lieder führen den (Psalm 57, 9 entlehnten) Titel „Psalter und Harfe“, wovon bereits die 50. Auflage als Jubelausgabe erschien (mit Einleitung und Spittas Biographie von Julius Sturm). — Auswahl, Seite 584 ff.

Karl von Gerok, geb. 30. Januar 1815 zu Vaihingen an der Enz in Württemberg, † als Oberhofprediger und Prälat in Stuttgart am 14. Januar 1890, hat sich nach den Worten des Apostels Paulus: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi“ für alles Schöne in Wissenschaft, Kunst und Natur einen offenen Sinn bewahrt, der uns hell und rein wie Kristall in seinen Liedern entgegentritt. Zu dem Schönsten und Erhebendsten, was die neueste Lyrik aufzuweisen hat, gehören die „Palmblätter“, die 1853 erschienen und bereits in mehr als 100 Auflagen verbreitet sind. An die erste Sammlung der Palmblätter schließt sich eine „Neue Folge“, welche später den Titel „Auf einsamen Gängen“ erhielt. Eine neue Sammlung ist betitelt: „Blumen und Sterne“ (16 Auflagen), worin der Dichter eine Nachlese geistlicher und weltlicher Lieder aus älterer und neuerer Zeit liefert. Dergleichen Gelegenheitsgedichte bietet auch in vier Abschnitten (von Himmel und Erde — aus Sage und Geschichte — aus Welt und Kirche — von Haus und Herz) „Der letzte Strauß“ (7. Aufl., 1889), den Gerok im Spätherbst seines Lebens gesammelt, und die folgende Sammlung „Unter dem Abendstern“, die gleich der vorigen herrliche Blüten echter Poesie enthält. Auch manches patriotische Lied hat Gerok gedichtet, das sich in der Sammlung „Deutsche Ostern 1871“ (8. Aufl., 1893) findet. — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 125—137. — Das Leben eines so bedeutenden Theologen und Dichters

---

[1]) Karl Münckel († 1888 in Hannover), J. Ph. Spitta, ein Lebensbild, 2. Aufl. (besorgt von O. Mejer), Bremen 1891.

gewährt ein ganz besonderes Interesse, und wie köstlich Gerok zu erzählen weiß, davon geben Zeugnis seine „Jugenderinnerungen“, 4. Aufl., Leipzig (Velhagen & Klasing) 1890.

Julius Sturm, geb. den 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuß, † 2. Mai 1896 in Leipzig, hat verschiedene Sammlungen von Gedichten herausgegeben, darunter „Fromme Lieder“, die eröffnet werden durch das bekannte „Gott grüße dich!“ Der deutsch-französische Krieg brachte von ihm 1870 „Kampf- und Siegesgedichte“[1]). — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 615 ff.

Achte Periode.

Die deutsche Literatur von 1871 bis zur Gegenwart[2]).

---

§ 67. Das jüngste Deutschland.

Auf das junge Deutschland, das in der vorigen Periode die Emanzipation des Fleisches predigte und in Heine, Börne, Laube, Gutzkow seine namhaftesten Vertreter fand, folgte in neuester Zeit ein jüngstes, das einem Naturalismus huldigt, der, wie einst die Dichter der Sturm- und Drangperiode, die überlieferten Kunstgesetze verachtet. Diese neuen Stürmer und Dränger fanden ihre Vorbilder in den Dramen des Norwegers Ibsen[3]), den Romanen des Franzosen Emile Zola[4]), sowie in den Werken der Russen Tolstoi[5]) und Dostojewski[6]). Von Einfluß auf die neue Richtung waren der Philosoph Arthur Schopenhauer (geb. 22. Februar 1788 in Danzig, † 21. September 1860 zu Frankfurt a. M.), der in einem vortrefflichen Stile einen trostlosen Pessimismus predigt, und Friedrich Nietzsche (geb. 15. Oktober 1844 zu Röcken bei Lützen, † 1900 in Weimar), der, gleichfalls ein Meister im Stil und

---

[1]) Ferdinand Hoffmann (Gera), Julius Sturm, Hamburg 1898.

[2]) Adolf Bartels, deutsche Dichtung der Gegenwart, 6. Aufl., Leipzig 1904. — Paul Heinze, Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart, 2. Aufl., Leipzig 1903.

[3]) Henrik Ibsen, geb. 20. März 1828 in Skien, Dichter der Dramen „Nora“, — „Wildente“ — „Stützen der Gesellschaft“ — „Gespenster“ — „Rosmersholm“ u. a. Ibsens Werke übersetzt von Brandes, Elias und Schlenther, 9 Bände, Berlin 1901.

[4]) Emile Zola, geb. 2. April 1840 in Paris, † 29. September 1902, Verfasser der Romane „L'Assomoir“ (1877) — „Germinal“ (1887) — „La débacle“ (1892) — „Lourdes“ (1893) — „Paris“ (1898) — „Travail“ (1901) — „Verité“ (1902).

[5]) Leo Graf Tolstoi, geb. 9. September 1828 zu Jasnaja Poljana, Verfasser der Romane „Krieg und Frieden“ — „Anna Karennina“ — „Auferstehung“ usw Eine vielbändige Ausgabe seiner Werke erscheint in deutscher Übersetzung von Löwenfeld, Leipzig 1901 ff.

[6]) Fedor Dostojewski, geb. 1822 in Moskau, † 28. Januar 1881 in Petersburg. Romane: „Raskolnikow“ — „Brüder Karamasow“ u. a.

ein dichterischer Geist, sich die Umwertung aller sittlichen Werte zum Ziel seiner Philosophie setzte. Indem er in dem „Übermenschen“ ein höchstes sittliches Ideal aufstellte und das Recht des Stärkeren über den Schwächeren verkündete, unterschied er eine „Herrenmoral“ von der „Sklavenmoral“ und erhoffte so eine Vervollkommnung der Welt [1]).

Unter den Vertretern dieser jüngsten naturalistischen Richtung finden sich hochbegabte Dichter, von denen wir folgende nennen:

Hermann Sudermann, geb. 30. September 1857 zu Matziken bei Heydekrug in Ostpreußen. Im Jahre 1887 erschien sein Roman „Frau Sorge“, ohne Zweifel des Dichters bestes Buch, in dem sich eine tiefere Innerlichkeit offenbart und wirkliches Leben in künstlerischer Form ergreifend geschildert wird. Dem nächsten Romane „Der Katzensteg“ (1889) fehlt schon die innere Wahrheit, vielmehr ist alles auf den Effekt berechnet und auf die Spitze getrieben. Dasselbe gilt mehr oder weniger auch von dem dritten Roman „Es war“ (1898), der den ostpreußischen Junker als eine Art Übermenschen schildert, und von den kleineren Erzählungen.

Von seinen Dramen brachte dem Dichter „Die Ehre“ (1889) den ersehnten Erfolg. Das Schauspiel ist ein soziales Familiendrama, in dem der Verfasser durch Schilderung der sittlichen Atmosphäre des Vorder- und Hinterhauses gegen den herkömmlichen Ehrbegriff zu Felde zieht. Während man das „der Ehre“ folgende Drama „Sodoms Ende“ (1891) als das subjektiv wahrste Sudermanns bezeichnet, ist das dritte „Heimat“ (1893) vom rein theatralischen Gesichtspunkte aus betrachtet nicht unbedeutend. Von den anderen Dramen nennen wir noch „Das Glück im Winkel“ — „Johannes“ — „Es lebe das Leben“ und „Der Sturmgeselle Sokrates“. Das letztgenannte Werk, das mehr politische Kundgebung als Kunstwerk ist, bezeichnet einen Niedergang Sudermanns [2]).

Gerhart Hauptmann, geb. 15. November 1862 in dem schlesischen Kurort Obersalzbrunn. Während er in seinen Jugenddramen „Vor Sonnenaufgang“ und „Einsame Menschen“ ganz die Bahnen Ibsens wandelt, machte er sich von diesem Einflusse mehr und mehr frei und schuf selbständig im engsten Anschlusse an die Wirklichkeit (schlesischer Weberaufstand 1844) ein gewaltiges naturalistisches Drama in seinen „Webern“ (1892), worin er ein ergreifendes Bild sozialer Not und menschlicher Verkommenheit entwirft. Einen ganz anderen Charakter trägt „Die versunkene Glocke“ (1896), ein poesiereiches Märchendrama, das des Künstlers Aufstreben und seinen Sturz symbolisiert. Der Held ist eine Faustische Natur genannt worden, erscheint aber, mit Goethes Faust verglichen, als ein Schwächling. Ein ebenso schroffer Gegensatz, wie zwischen den beiden genannten Dramen, besteht zwischen „Hannele“ (1893), einer sentimentalen Traumdichtung, und „Fuhrmann Henschel“ (1899), einer wahr empfundenen, vortrefflich aufgebauten, aber düsteren Tragödie, in der der Dichter wieder dem krassesten Naturalismus huldigt. Im Anschluß an eine Erzählung des mittelalterlichen Dichters Hartmann von der Aue schuf er „den armen Heinrich“. In seinem neuesten Drama „Rose

---

[1]) Ernst Horneffer, Vorträge über Nietzsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken, 5. Aufl., Berlin 1904. — Hans Vaihinger, Nietzsche als Philosoph, Berlin 1902.

[2]) Waldemar Kawerau, Hermann Sudermann, Magdeburg 1897.

Bernd" bietet er die Gretchentragödie eines schlesischen Bauernmädchens [1]). — Hauptmanns begabtester Nachfolger ist

Max Halbe, geb. 4. Oktober 1865 zu Guettland, einem Dorfe bei Danzig. Mit einem Schlage berühmt wurde er durch sein Drama „Die Jugend" (1893), das in Berlin 150 mal nach einander aufgeführt wurde. An geistiger Bedeutung diesem Drama noch überlegen ist „Mutter Erde" (1897). In neuester Zeit (1903) erschien „Der Strom", worin der Dichter „den Wahrheitsmut eines Ibsen und die unerbittliche Konsequenz eines Hebbel offenbart". Das Stück spielt an der Weichsel zur Zeit des Eisganges. In der symbolischen Sprache des Dichters bezeichnet der Strom das Schicksal.

Otto Erich Hartleben, geb. 3. Juni 1864 zu Klausthal, jetzt in Berlin, erzielte einen großen Erfolg durch die ergreifende Offizierstragödie „Rosenmontag" (1901), die ihm 1902 den Grillparzerpreis eintrug.

Detlev von Liliencron, geb. 3. Juni 1844 zu Kiel, jetzt in Altona, ist ein Lyriker von ursprünglicher Kraft und Fülle. Seine unter dem Titel „Adjutantenritte" 1883 erschienenen Gedichte erregten Aufsehen und brachten durch ihre Unmittelbarkeit die tiefste Wirkung hervor. Weniger Erfolg hatte er mit seinen historischen Dramen (Knut der Herr — Die Rantzow und die Pogewisch usw.), denen die dramatische Entwicklung fehlt, wenn auch einzelne Szenen hochpoetisch sind. Besser gelingen ihm Novellen (Aus Marsch und Geest usw.), die teilweise vortreffliche Schilderungen der schleswig-holsteinischen Natur bieten. Ein charakteristisches Werk ist sein „Mäcen" (1890, 3. Aufl. 1900), eine Art erdichtetes Tagebuch, das so recht die eigentümliche Persönlichkeit des Dichters widerspiegelt [2]).

Max Kretzer, geb. 7. Juni 1854 in Posen, jetzt in Charlottenburg, nahm sich in seinen Romanen „Die Betrogenen" (1882), „Die Verkommenen" (1883), „Meister Timpe" (1888), „Die Bergpredigt" (1890), „Der Millionenbauer" (1891) vorzugsweise Zola zum Muster und versteht es vortrefflich, das Volk zu schildern.

Hermann Heiberg, geb. 17. November 1840 in Schleswig, gehört gleichfalls zu den Naturalisten und „Modernen", nur daß er im Unterschied von Kretzer sich weniger den niedren Kreisen als den mittleren und höheren Schichten zuwendet. Heiberg besitzt viel Erfahrung und Menschenkenntnis und wie er die bis ins einzelnste gehende Kleinmalerei liebt, versteht er es auch die Tiefen des Gemüts zu ergründen und die Eigentümlichkeiten der Menschennatur treu darzustellen. Bei der großen Fruchtbarkeit des Dichters findet sich unter seinen Werken auch Minderwertiges. Am besten gelungen ist wohl sein „Apotheker Heinrich" (1885), worin in naturalistischer Weise kleinstädtisches Wesen treu und anschaulich geschildert wird. Von seinen andern Werken nennen wir noch „Eine vornehme Frau" (1886) und „Landvogt von Pellworm" (1901).

---

[1]) Paul Schlenther, Gerhart Hauptmann, sein Lebensgang und seine Dichtung, 1898.

[2]) Sämtliche Werke, 9 Bände, Berlin (Schuster und Löffler). Eine neue Ausgabe in 14 Bänden wird 1904 ff. erscheinen. Schulausgabe der „Kriegsnovellen", 18. Auflage 1904.

Max Dreyer, geb. 25. September 1862 zu Rostock, jetzt in Berlin, Herausgeber der „Täglichen Rundschau“, stand anfangs unter dem Einflusse Hauptmanns, ging aber bald eigene Bahnen. Aufsehen erregte sein Schauspiel „Der Probekandidat“ (1899), das trotz manchen Übertreibungen feurig und lebendig geschrieben ist und gut gezeichnete Charaktere enthält. Auch Dreyers Prosaskizzen „Lautes und Leises“ (1899) enthalten viel Treffliches.

§ 68. Dichtende Frauen der Gegenwart.

Wie in den vorigen Perioden haben sich auch in neuester Zeit Frauen ein großes Verdienst um die deutsche Literatur erworben. Es mögen folgende Dichterinnen genannt werden:

Marie von Ebner-Eschenbach, geb. 13. September auf dem mährischen Gute Zdislavic (Zdislar), jetzt in Wien, machte sich in weiteren Kreisen bekannt durch ihre „Erzählungen“ (1875) und vor allem durch ihre „Dorf- und Schloßgeschichten“ (1883), die ein großes Talent und künstlerische Reife bekundeten. Echt poetischem Realismus begegnen wir in den größeren Erzählungen „Das Gemeindekind“, worin die Entwickelung eines armen mährischen Burschen zu einem tüchtigen Manne geschildert wird, und „Unsühnbar“, die das vergebliche Bemühen, einen Ehebruch zu sühnen, darstellt. Die Dichterin, der eine scharfe Beobachtungsgabe verliehen ist, verbindet mit einem sittlichen Ernst einen feinen Humor [1]).

Luise von François, geb. 27. Juni 1817 zu Herzberg bei Weißenfels, wo sie am 26. September 1893 starb, begründete ihren Ruhm durch den Roman „Die letzte Reckenburgerin“ (1871), der ein reiches Gemüt und eine tiefe Innerlichkeit offenbart. Es folgten „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne“ (1872) und „Stufenjahre eines Glücklichen“, sowie eine Anzahl Erzählungen und Novellen, die gleichfalls eine vorzügliche Darstellungsgabe kund tun.

Isolde Kurz (Tochter von Hermann Kurz) wurde geb. 21. Dezember 1853 in Stuttgart und lebt jetzt in Florenz. Auf die „Gedichte“ (1889) und die „Florentinischen Novellen“ (1890), durch die sie sich einen Namen machte, folgten „Phantasien und Märchen“ und vortreffliche „Italienische Erzählungen“ (1895).

Ricarda Huch, geb. 18. Juli 1864 zu Porto Allegre in Brasilien, jetzt in Triest, schuf ein Meisterwerk in dem Hamburger Patrizierroman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“ (1893). Auch ihr neuestes Werk „Aus der Triumphgasse“ beweist großes Erzählertalent.

Klara Viebig (jetzt Frau Kl. Cohn), geb. 1860 in Trier, jetzt in Berlin, beschenkte uns mit einer Novellensammlung „Kinder der Eifel“ (1897) und dem sozialen Großstadtromane „Das tägliche Brot“ (1900), sowie dem in der Heimat spielenden Werke „Die Wacht am Rhein“ (1902).

---

[1]) Gesammelte Schriften, 6 Bände, Berlin 1893.

Helene Böhlau (jetzt Frau Al Raschid Bey), geb. 22. November 1859 zu Weimar, jetzt in München, verfaßte die prächtigen „Ratsmädelgeschichten“ (1888 und 1897), die auf dem klassischen Boden Altweimars spielen, und den Künstlerroman „Der Rangierbahnhof“ (1896), worin in ergreifender Weise das Ringen einer künstlerischen Idealen nachstrebenden Frauenseele geschildert wird.

Hermine Villinger, geb. 6. Februar 1849 zu Freiburg im Breisgau, jetzt in Karlsruhe, bietet uns treffliche Erzählungen in ihren „Schwarzwaldgeschichten“ und in ihrer Sammlung „Aus dem Kleinleben“.

Ilse Frapan (Levien), geb. 3. Februar 1855 zu Hamburg, jetzt in Zürich, beschenkte uns mit mehreren Sammlungen „Hamburger Novellen“ (1886 ff.).

Charlotte Niese, geb. 7. Juni 1854 auf der Insel Fehmarn, jetzt in Altona, schrieb Skizzen „Aus dänischer Zeit“.

Marie Eugenie delle Grazie, geb. 14. August 1864 zu Weißkirchen in Ungarn, jetzt in Wien, ist eine vielseitige Dichterin. Ihres Heldengedichts „Hermann“ wurde bereits § 6 Anm. 4 gedacht. Zum andern Epos „Robespierre“ (1895) wurde sie durch Hamerling angeregt. Ihre „Gedichte“ erschienen bereits in 4. Auflage. Von ihren Dramen nennen wir „Saul“ — „Schatten“ und „Schlagende Wetter“[1]).

Bertha Baronin von Suttner, geb. 9. Juli 1843 zu Prag, jetzt auf Schloß Harmannsdorf in Niederösterreich, hat sich einen Namen gemacht durch ihren Roman „Die Waffen nieder!“ (1889), worin sie einer allgemeinen Abrüstung der Völker zur Sicherung eines ewigen Friedens das Wort redet. Der Roman verdient Beachtung um seiner sittlichen Tendenz willen, allein da diese allzusehr in den Vordergrund tritt, verliert er an Kunstwert.

Ida Boy-Ed, geb. 17. April 1853 zu Bergedorf bei Hamburg, jetzt in Lübeck, bietet in vielen Romanen und Erzählungen manches recht Gute. Die besten ihrer Werke, die psychologische Feinheiten enthalten, sind wohl „Fanny Förster“ (1888) und die zuletzt erschienenen „Nur ein Mensch“ (1900); „Aus einer Wiege“ (1901); „Helena“ (1901), worin tief ergreifende Seelenkämpfe dargestellt werden, und „Die säende Hand“, ein Roman, der die wichtige Frage der weiblichen Berufswahl in fesselnder Weise behandelt.

Anna Ritter, geb. am 25. Februar 1865 in Koburg, jetzt in Berlin-Wilmersdorf, früh verwitwet und durch herbes Schicksal gebeugt, gibt ihrem Schmerze Ausdruck in „Gedichten“ (1898)[2]), die voll echter wahrer Empfindung und zugleich voll Wohllaut sind. Daß die Dichterin endlich den herben Schmerz überwunden und Versöhnung und Frieden gefunden, erfahren wir aus einer zweiten Sammlung, die sie „Befreiung“ (1900) nennt.

---

[1]) Gesammelte Werke, 9 Bände, Leipzig 1903 ff.

[2]) Ausgewählt wurden dieselben von Karl Busse (geb. 12. Nov. 1872 zu Lindenstadt in Posen), der selbst ein bedeutender Lyriker ist und dessen „Gedichte“ (1892) Aufsehen erregten.

Frieda von Bülow, geb. 12. Oktober 1857 in Berlin, wo sie auch jetzt lebt, verwertete die Erfahrungen und Anschauungen, die sie bei ihrem Aufenthalte in Deutsch-Ostafrika gewonnen und die sie in dem Werke „Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika" (1889) niedergelegt hat, in einer Anzahl von Romanen und Novellen. Das Beste, was sie schrieb, ist wohl ihr Kolonialroman „Im Lande der Verheißung" (1899), der sich nicht nur durch lebendige Schilderung der Natur des Landes, sondern auch durch vortreffliche Entwicklung der Charaktere auszeichnet. In neuester Zeit schrieb sie den Roman „Hüter der Schwelle" (1902), dessen Gegenstand die moderne Gesellschaft bildet.

§ 69. Heimatsdichter der neuesten Zeit.

Es wird in neuester Zeit viel von Heimatskunst geredet. Diese Kunst ist nicht neu; es übten sie bereits ältere Dichter. Wir dürfen nur an Jeremias Gotthelf, Klaus Groth, Theodor Storm, Fritz Reuter, Wilibald Alexis, vor allem an die Oesterreicher Peter Rosegger, Anzengruber u. a. erinnern, die in ihren besten Werken Dichter ihres Stammes und ihrer Heimat sind. Die viel gepriesene Heimatskunst pflegten auch die im vorigen Paragraph genannten Frauen wie Ilse Frapan in ihren Hamburger Novellen, Charlotte Niese in ihren Geschichten aus Holstein, Hermine Villinger in ihren Schwarzwaldgeschichten. Wir heben noch folgende Heimatsdichter hervor:

Gustav Frenssen, geb. 19. Oktober 1863 zu Barlt bei Meldorf, entnahm seiner Heimat die Stoffe zu seinen Romanen „Die Sandgräfin" (1896), „Die drei Getreuen" (1898) und „Jörn Uhl" (1901). Der Vorrang gebührt „Den drei Getreuen", während „Jörn Uhl", der einen beispiellosen Erfolg hatte, in mancher Beziehung eine Nachahmung von Sudermanns „Frau Sorge" ist.

Wilhelm von Polenz, geb. 14. Januar 1861 auf Schloß Ober-Kunewalde in der sächsischen Oberlausitz, † in Dresden 13. November 1903, war vornehmlich tätig auf dem Gebiete der Novelle und des Romans. Mit Vorliebe stellt er das ländliche Leben seiner Heimat dar. Er tut dies vor allem in seinen drei naturalistischen Romanen „Der Pfarrer von Breitendorf" (1893), der nach religiöser Weltanschauung ringt, „Der Büttnerbauer" (1895), ein knorriger Charakter, der sich im Kampfe gegen die ihm unverständliche Neuzeit aufreibt, und „Der Grabenhäger" (1897), ein „Junkerroman", der dem deutschen Adel das Wort ans Herz legt: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! Eine große Auffassung des Lebens und innere Reife zeigt auch der die Frauenfrage behandelnde gehaltvolle Roman „Thekla Lüdekind" (1899). Auch sein letztes Werk „Wurzellocker" (1902) ist eine tüchtige Leistung [1].

Heinrich Sohnrey, geb. 19. Juni 1859 im Dorfe Jühnde, Kreis Göttingen, jetzt in Berlin, bietet in seinen Erzählungen aus dem Volksleben echte Dorfgeschichten, die sich durch große Naturwahrheit und treffliche

[1] Im letzten Lebensjahre unternahm W. v. Polenz eine längere Studienreise nach Nordamerika. Die Frucht dieser Reise ist sein vortreffliches Werk „Das Land der Zukunft".

Charakteristik auszeichnen. Seine Hauptwerke sind „Die Leute aus der Lindenhütte" (2 Bände, 1886 u. 87), „Die hinter den Bergen" (1894), „Wie die Dreieichenleute um den Dreieichenhof kamen" (1894). Gesammelte „Dorfgeschichten" 1899 ff.

Fritz Lienhard, geb. 4. Oktober 1865 zu Rothbach im Elsaß, jetzt in Halensee bei Berlin, bewegt sich auf dem Boden echter Heimatskunst in seinen „Liedern eines Elsässers" (1895), in dem von patriotischem Geiste beseelten Drama „Gottfried von Straßburg" (1897), in dem gleichfalls auf heimatlichem Boden spielenden Drama „Odilia" (1898), desgleichen in seinem anziehenden Wanderbuche „Wasgaufahrten" (1896), worin er sein engeres Vaterland verherrlicht, und in seinen „Gesammelten Gedichten" (1902), aus denen uns eine rührende Heimatsliebe entgegenweht. Durch geschickten Aufbau und schwungvolle Sprache zeichnet sich aus sein Trauerspiel „König Arthur" (1900). Daß unser Dichter auch eine satirische Ader besitzt, beweisen sein Drama „Till Eulenspiegel", sein Lustspiel „Münchhausen" und seine epische Dichtung „Die Schildbürger".

Karl Beyer, geb. 14. Februar 1847 zu Schwerin, Pfarrer zu Laage und dann zu Rostock, zeichnet in seinen Erzählungen „Die Grethenwäschen" und „Die Geschichte vom Buckligen" in gemütvoller Weise den Charakter und das Leben des niederdeutschen Volkes. Lebensvolle Bilder aus bewegter Zeit entwirft er in seinen Romanen „Pribislav" (1887), Anastasia" (1888), „Um Pflicht und Recht" (1893), „Ein Neubau unter Trümmern", „Die alte Herzogin", Werke, die zugleich von christlichem Geiste durchweht sind.

Otto Ernst (Schmidt), geb. 7. Oktober 1862 zu Ottensen, jetzt in Hamburg, erweist sich als echter Heimatsdichter in seinen „Kartäusergeschichten" (1896) und seinen „Hamburger Schiffergeschichten" (1899). Besonderen Erfolg hatten seine beiden satirischen Lustspiele „Die Jugend von heute" (1900) und „Flachsmann als Erzieher" (1901). Humoristische Plaudereien sind „Ein frohes Farbenspiel" und „Vom geruhigen Leben". Als Lyriker veröffentlichte er 1888 „Gedichte" und 1901 eine andre Sammlung unter dem Titel „Stimmen des Mittags".

§ 70. Andre hervorragende Dichter der Gegenwart.

Ferdinand Avenarius, geb. 30. Dezember 1856 in Berlin, jetzt in Dresden-Blasewitz, seit 1887 Herausgeber des „Kunstwart", stellt in seiner Dichtung „Lebe!" (1893, 4. Aufl. 1903) in echt poetischer Weise die Entwicklung eines Menschen aus egoistischem Gefühlsleben zu tatkräftiger Hingabe an die Menschheit dar. Seelische Zustände werden darin in feiner Weise gezeichnet. Auch in den neueren Gedichten „Stimmen und Lieder" (1898), die sich durch Feinheit der Stimmung auszeichnen, offenbart sich Avenarius als echter Dichter.

Adolf Bartels, geb. 15. November 1862 zu Wesselburen, jetzt in Weimar, bietet prächtige Kulturbilder in den beiden Romanen, die vorzugsweise in den Elbherzogtümern spielen „Die Dithmarscher" (1898) und „Dietrich Sebrandt" (1899), die sich durch Naturtreue

Anschaulichkeit der Darstellung auszeichnen. Seine „Gedichte“ tragen den Charakter schlichter Natürlichkeit und seine Geschichten in Versen „Aus der meerumschlungenen Heimat“ atmen warmes Heimatsgefühl. Echter Humor weht uns entgegen aus seinem kleinen komischen Epos „Der dumme Teufel“ (1896). In „Martin Luther“ (dramatische Trilogie, München 1903) haben wir ein vorzügliches Charakterdrama, das uns den großen deutschen Mann in markiger, kräftiger Sprache lebendig vor Augen stellt.

Gustav Falke, geb. 11. Januar 1853 zu Lübeck, jetzt in Hamburg, ist ein feinsinniger Dichter, dessen Bedeutung in der Lyrik liegt [1]). Ein echtes deutsches Dichtergemüt voll sittlichen Ernstes offenbart er in seinen Gedichten „Hohe Sommertage“ (2. Aufl. 1903). In dem neuesten Büchlein „Aus Muckimacks Reich“ zeigt er sich als feiner Satiriker und anmutiger Märchenerzähler.

Reinhold Fuchs, geb. 8. Juni 1858 in Leipzig, jetzt in Dresden, ist gleichfalls ein vorzüglicher Lyriker der Gegenwart. Aus seinen formvollendeten Dichtungen spricht ein reiches tiefes Gemüt, eine reife Welt- und Lebensanschauung. Wie das menschliche Herz belauscht er auch die Natur in den verschiedensten Stimmungen. Kostbare Perlen enthält seine Sammlung „Strandgut“, die 1902 in 5. Auflage erschien. Eine besondere Hervorhebung verdient das Gedicht „Inge“, eine Nordsee-Erinnerung. Im Jahre 1899 erschienen „Herzenskämpfe“, Novellen in Versen, darunter „Yolande von Blonay“, ein Sang aus den Savoyer Bergen, in dem wir reine Gletscherluft atmen, während uns die Dichtung „Helge“, die das tragische Geschick eines liebenden Paares in ergreifender Weise schildert, nach den nebelumdüsterten Shetlandinseln führt. Das markige „deutsche Flottenlied“ von R. Fuchs wurde preisgekrönt. — Auswahl S. 99.

Ludwig Ganghofer, geb. 7. Juli 1855 zu Kaufbeuren, eine Zeitlang Dramaturg des Wiener Ringtheaters, jetzt als Schriftsteller in Wien lebend, machte sich einen Namen durch seine lyrischen Volsschauspiele „Der Herrgottschnitzer von Ammergau“ (1880), „Der Prozeßhansl“ (1881) und „Der Geigenmacher von Mittenwald“ (1884), die er alle drei in Gemeinschaft mit dem Münchener Hofschauspieler Hans Neuert verfaßte. Vorzügliches leistete er auf dem Gebiete der Dorfliteratur in seinen zahlreichen Hochlandsgeschichten, in denen namentlich die Hochgebirgsszenerie der bayrischen und tiroler Alpenwelt meisterhaft entworfen wird und schlichte Naturmenschen trefflich geschildert werden. Sein bester Roman in dieser Gattung ist wohl „Das Schweigen im Walde“ (1899), über dem ein Zauber echter Poesie liegt. Außerdem nennen wir noch „Die Martinsklause“ und „Schloß Hubertus“. Nicht in der heimischen Welt des Dichters, sondern teils in Wien, teils in Italien spielt sein Künstler- und Gesellschaftsroman „Die Bacchanten“ (1896). Auch in seinen zahlreichen Novellen finden wir prächtige Naturschilderungen und treu entworfene Sittenbilder.

Martin Greif (Hermann Frey), geb. 18. Juni 1839 in Speyer (jetzt in München), dessen Gedichte bereits in sechs Auflagen erschienen sind. Derselbe versteht es, alle Saiten des Gefühls harmonisch anzuschlagen,

---

[1]) M. Spanier, Gustav Falke als Lyriker, 3. Aufl., Hamburg 1904.

Insbesondere weiß er den anheimelnden Ton des „Volksliedes“ glücklich zu treffen und poesiereiche, stimmungsvolle Naturbilder zu entwerfen. Auch unter seinen Balladen, Gedenkblättern, Widmungen, Sinngedichten findet sich manch köstliche Perle. — Auswahl S. 178. — Greif ist nicht bloß bedeutender Lyriker, der alles, was das Menschenherz in Leid und Lust bewegt, in einfacher, aber tief empfundener Weise gestaltet, sondern auch hervorragender Dramatiker. Als solcher bewährt er sich in „Corfiz Ulfeld, dem Reichshofmeister von Dänemark“, ebensosehr, wie in dem Römerdrama „Nero“, in „Marino Falieri“, wie in dem vaterländischen Schauspiel „Prinz Eugen“. Das letztere hat zum Mittelpunkte die Eroberung Belgrads, jenen gewaltigen Triumph, den Prinz Eugen errang, der freilich durch den Tod des Prinzen Ludwig von Savoyen teuer erkauft wurde. Die Szenen des Feldlagers und des Wiener Volkslebens sind hochdramatisch. Nicht minder bedeutend dem Gehalte und der Form nach sind die beiden folgenden Schauspiele „Heinrich der Löwe“ und „Die Pfalz am Rhein“, wovon das letztere die endliche Versöhnung zwischen Welfen und Ghibellinen durch enge Familienbündnisse vorführt. Dieselbe sichere Zeichnung der Charaktere, dieselbe dramatische Gewalt, dieselbe kräftige Sprache, die alle Bühnenstücke M. Greifs auszeichnet, begegnen uns auch in seinen neuesten Dramen, in „Konradin, der letzte Hohenstaufe“, und in dem vaterländischen, jenen denkwürdigen Sieg kernbayrischer Tapferkeit über einen heldenmütigen Gegner verherrlichenden Schauspiel „Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf“ ebensowohl wie in seiner Tragödie „Francesca da Rimini“. Dramen, wie „Ludwig der Bayer“, in denen uns das inhaltsschwere Wort „die Treue ist des deutschen Volkes höchster Schatz“ verkörpert entgegentritt, vermögen das Herz zu wahrer Vaterlandsliebe zu entflammen [1]). — Seine letzten dramatischen Meisterwerke sind „Agnes Bernauer“, der Engel von Augsburg, vaterländisches Trauerspiel, „Hans Sachs“, vaterländisches Schauspiel, und General York [2]). — Seine neueste Gabe sind „Neue Lieder und Mären“, aus denen gleichfalls echt deutsches Gefühl und echt deutsche Denkungsart spricht.

Wilhelm Hegeler, geb. am 25. Februar in Berlin, bekundet eine starke Darstellungsgabe in seinen beiden Romanen „Ingenieur Horstmann“ (1900) und „Pastor Klinghammer“ (1903). In dem ersten höchst eigenartigen Werke führt uns der Dichter auf ein technisches Gebiet, aber von der Technik ausgehend, sucht er ethisch-soziale Fragen zu lösen. In dem zweiten Roman hat er das alte Thema von dem feindlichen Brüderpaare mit künstlerischer Wahrheit in fein psychologischer Weise behandelt.

Hans Hoffmann, geb. 27. Juli 1848 in Stettin, jetzt in Weimar als Generalsekretär der Schillerstiftung, ist insbesondre ein vortrefflicher Novellendichter. Nachdem er mit den Novellen „Unter blauem Himmel“ (1881) den Anfang gemacht, erschien nach und nach eine Reihe von Novellensammlungen, bei denen er sich anfangs an andre Dichter anlehnt, bald

---

[1]) S. M. Prem, Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens, 2. Auflage, Leipzig 1895.

[2]) Greifs gesammelte Werke, 3 Bände, Leipzig (Amelang) 1895—96. — General York, Schulausgabe von Th. Stromberger, Leipzig 1900.

aber selbständig wird: „Der Hexenprediger“ — „Im Lande der Phäaken“ — „Neue Korfugeschichten“ — „Von Frühling zu Frühling“ — „Bozener Mären und Geschichten“ — „Geschichten aus Hinterpommern“. Kräftigen Humor offenbart er in seinem „Gymnasium zu Stolpenburg“. Neben den kleineren Novellen und Erzählungen schrieb er auch die größeren historischen Romane „Wider den Kurfürsten“ und den noch bedeutenderen „Der eiserne Rittmeister“, der im Jahre 1812 spielt und dessen Grundgedanke ist, daß dem strengen Pflichtgebote jedes eigne Begehren weichen muß. Prächtige Episoden sind zwischen die Haupthandlungen eingestreut.

Wilhelm Jensen, geb. 15. Februar 1837 zu Heiligenhafen in Holstein, stand zuerst unter dem Einflusse Theodor Storms, doch erweiterte er bald seinen Gesichtskreis und wendete sich mit Vorliebe dem Fremdartigen und Seltsamen zu. Die zahlreichen Novellen und Romane dieses überaus fruchtbaren Dichters stehen nicht alle auf gleicher Höhe. Von seinen Novellen nennen wir „Unter heißer Sonne“ (1869), „Eddystone“ (1874) und die beiden Novellensammlungen auf geschichtlichem Hintergrunde, die zu seinen besten Werken gehören „Aus den Tagen der Hansa“ (1883) und „Aus schwerer Vergangenheit“ (1887). Mit Vorliebe wendet er sich bald dem historischen Roman zu, in dem die Phantasie und die subjektive Stimmung des Dichters eine Hauptrolle spielt. Hervorzuheben sind „Nirwana“ (1877), eine phantasiereiche Darstellung der französischen Revolution, „Um den Kaiserstuhl“ (1878), worin Herzog Bernhard von Weimar den Mittelpunkt bildet; „Versunkene Welten“ (1882); „Am Ausgange des Reichs“ (1886). Als formgewandter Lyriker zeigt sich Jensen in der Sammlung „Vom Morgen zum Abend“ (1897).

Gustav Kastropp, geb. 30. August 1844 zu Salmünster in Kurhessen, jetzt in Wien, bietet uns in seinem Ritterepos „Heinrich von Ofterdingen“ ein prächtiges Gemälde des höfischen Minnegesangs. Die Dichtung zerfällt in vier Bücher: Ein Minnesänger — Der Sängerstreit — Das Turnier — Der Kreuzzug. Der Hauptheld, Heinrich von Ofterdingen, ein gottesfürchtiger Ritter und Sänger, gewinnt trotz seiner Armut das Herz der gleichgesinnten Klara von Gleichen, der er in allen Anfechtungen Liebe und Treue bewahrt. In die Erzählung sind ernste und heitere Lieder eingeflochten, welche die Schicksale des Helden begleiten und sein Inneres abspiegeln. In einer zweiten gewaltigen Dichtung „Kain“ wird das ewige Ringen und die ruhelose Zweifelsucht des menschlichen Geistes meisterhaft dargestellt. Der Held des Epos ist ein dämonischer Charakter, der in seinem Größenwahnsinn Gott zu stürzen sucht und in seiner Gottentfremdung zu entsetzlichen Verbrechen fortgerissen wird, endlich aber durch jahrhundertelange Reue gereinigt und mit Gott wieder vereint im Angesicht der über die Erde hereinbrechenden Sintflut durch den ersehnten Tod erlöst wird. Mit den philosophischen Erörterungen gehen in dieser Dichtung Hand in Hand prächtige Schilderungen der Natur, namentlich der Hochgebirgswelt.

Joseph Lauff, geb. 16. Nov. 1855 zu Köln, jetzt Dramaturg in Wiesbaden, entnimmt seine Stoffe mit Vorliebe der preußisch-brandenburgischen Geschichte. In seinen beiden Hohenzollerndramen „Der Burggraf“ (1897) und „Eisenzahn“ (1899) zeigt er großes Geschick im Aufbau

der Handlung, die mit Spannung durchgeführt wird. Von seinen Romanen gilt „Regina coeli“ (1894) als sein bestes Werk. Von seinen mittelalterlich-romantischen Epen, die sich durch farbenfrische Schilderung auszeichnen, fanden Beachtung „Der Helfensteiner“ (1849), „Die Overstolzin“ (1891) und „Klaus Störtebecker“ (1893). Von seinen zahlreichen Festspielen heben wir „Döberitz“ hervor, das ein treues Bild des Lagerlebens Friedrichs des Großen bietet und an Wallensteins Lager von Schiller erinnert. Die neueste Zeit brachte von Lauff zwei Heimatsdichtungen, und zwar zuerst einen modernen Heimatsroman unter dem Titel „Kärrekieke“ und einen anderen, den er „Pittje Pittjewitt“ nennt, der in seiner rheinischen Heimat spielt, auf einem winzigen Stückchen Erde, in dem aber auch das Kleine anschaulich geschildert und gemütvoll behandelt wird.

Georg von Ompteda, geb. 29. März 1863 zu Hannover, jetzt in Dresden, schildert in seinem Roman „Sylvester von Geyer (1896) mit realistischer Treue und warmem Mitgefühl das Leben eines Offiziers. In dem späteren Roman „Eysen, Deutscher Adel um 1900“ tritt der Adel als Familiengemeinschaft in den Vordergrund. Eine Fortsetzung des „deutschen Adels“ bildet sein neuestes Werk „Cäcilie von Sarryn“ (1902).

Heinrich Seidel, geb. 25. Juni 1842 zu Perlin in Mecklenburg, jetzt in Lichterfelde bei Berlin, besitzt einen liebenswürdigen sonnigen Humor. Die köstlichste Gestalt, die er schuf, und die den Mittelpunkt vieler Erzählungen bildet, ist sein „Leberecht Hühnchen“, ein harmloses Gemüt, bescheiden und genügsam, dessen Glück auch durch das Unangenehme und Unbequeme nicht beeinträchtigt wird. In den sämtlichen Schriften Seidels ist es namentlich die von dem geräuschvollen Getriebe der Großstadt und von dem Strom des modernen Lebens nicht berührte Kleinwelt, die er in sinniger und humorvoller Weise darstellt. Auf diesem Gebiete hat er eine große Fruchtbarkeit entwickelt[1]). Auch in seinen Gedichten findet sich ein warmes Herz und ein goldener Humor[2]).

Heinrich Steinhausen, geb. 27. Juli 1836 zu Sorau, errang einen bedeutenden Erfolg durch seine „Irmela“ (1881), eine Geschichte aus alter Zeit, die sich durch frische Darstellung mittelalterlichen Lebens und Reichtum an Stimmung auszeichnet. Seine Novellen, in denen sich der Dichter als Meister der Kleinkunst bewährt, tragen neben einem religiösen einen humoristischen Charakter und erinnern an Raabe und Dickens[3]).

Adolf Stern, geb. 1835 in Leipzig, jetzt in Dresden als Professor der Literaturgeschichte am Polytechnikum, Verfasser der „Geschichte der neueren Literatur“, sowie der „Studien zur Literatur der Gegenwart“, leistet Vorzügliches auf dem Gebiet der Novelle und des Romans. Seine

---

[1]) Seidels Prosawerke erschienen in einer Gesamtausgabe unter dem Titel „Gesammelte Schriften“, Leipzig und Stuttgart 1899 ff.

[2]) Es erschienen vier Gedichtsammlungen: „Blätter im Winde“ (1872), „Winterfliegen“ (1880), „Glockenspiel“ (1889), „Neues Glockenspiel“ (1893).

[3]) Von „Irmela“ erschien 1900 die 19. Auflage. Von den anderen Dichtungen nennen wir „Markus Zeisleins großer Tag“ und „Heinrich Zwiesels Ängste (1899). — Steinhausen ist auch der geistreiche Verfasser der kleinen Schrift „Memphis in Leipzig“, mit der er 1880 gegen Ebers auftrat.

„Ausgewählten Novellen" (1898) zeigen, daß er ein Meister ist in dieser Gattung der Poesie. Von seinen Romanen mögen genannt werden „Die letzten Humanisten" (1880), „Ohne Ideale" (1881) und „Die Ausgestoßenen" (1902). Das Seelenleben versteht Stern in feiner, wahrhaft künstlerischer Weise zu schildern.

George Taylor (Adolf Hausrath), geb. 13. Januar 1837 zu Karlsruhe, jetzt Professor der Theologie in Heidelberg, schrieb vier historische (archäologische) Romane, die einen tieferen Gehalt besitzen und die Begebenheiten treu darstellen. Es sind dies „Antinous" (1880), worin der Günstling des Kaisers Hadrian den Mittelpunkt bildet und das Vordringen des neuen Glaubens im alten Rom dargestellt wird; „Klytia" (1883), worin wir den Kampf der christlichen Glaubensrichtungen in der Pfalz gegen Ende des 16. Jahrhunderts kennen lernen; „Jetta" (1884), ein Missionsroman, der im 4. Jahrh. n. Chr. spielt, und „Pater Maternus", der uns wieder in das 16. Jahrhundert versetzt. Einer feinen Ironie, reicher Phantasie und geistvollen Gedanken begegnen wir in der Dichtung „Unter dem Katalpenbaume" (1899).

Heinrich Vierordt, geb. 1. Oktober 1855 zu Karlsruhe, zeichnet sich aus durch poetische Gestaltungskraft, farbenreiche Schilderungen und markige Charakteristik. In seinen „Liedern und Balladen" (Heidelberg 1881) führt er uns gern in die Vorzeit und in die deutsche Sagenwelt zurück, während in den „Neuen Balladen" (1884) vorzugsweise Stoffe der neueren und neuesten Geschichte behandelt werden. Aus der ersten Sammlung heben wir hervor „Aurelians Triumph" und „Geisterschlacht am Euphrat", aus der zweiten „Tycho de Brahe", „Die Tuilerienkinder" und „Der Traum von Miramar". Die gleiche Beachtung verdienen die „Akanthusblätter", Dichtungen aus Italien und Griechenland (1888) — „Vaterlandsgesänge" (1890) — „Fresken" (1901) — „Gemmen und Pasten", Tagebuchblätter aus Italien (1902).

Ernst Wichert, geb. 11. März 1831 zu Insterburg, Kammergerichtsrat in Berlin, wo er den 21. Januar 1902 starb, zeigt sich als ein gewandter Erzähler in seinen Romanen und Novellen. Von seinen historischen Romanen ist der bedeutendste „Heinrich von Plauen", der zur Zeit der Deutschritter in den Ordenslanden spielt. Der Held ist „des deutschen Ordens letzter Ritter", unter dem noch einmal die alte Herrlichkeit der Brüder vom deutschen Hause auflebte. Die Fortsetzung dazu bildet der Roman „Tilemann vom Wege", der den furchtbaren Kampf des Ordens gegen die Polen schildert, in welchem die Marienburg verloren geht. Der dritte große historische Roman führt den Titel „Der große Kurfürst in Preußen (1887). Von seinen Novellen heben wir vor allem hervor seine „Litauischen Geschichten". Von seinen Dramen mögen die vaterländischen Stücke „Unser General York" und „Aus eignem Recht" (1894), das uns in die Zeit des großen Kurfürsten und in Königsbergs ruhmvolle Vergangenheit versetzt; von seinen Lustspielen „Ein Schritt vom Wege", „Der Narr des Glücks", „Die Realisten" genannt werden [1]).

---

[1]) Wichert, gesammelte Werke, 18 Bände, 1896—1902. Seine Selbstbiographie führt den Titel „Richter und Dichter" (1900).

Adolf Wilbrandt, geb. 24. August 1837 zu Rostock, wo er jetzt lebt, wandte sich in seinem „Grafen von Hammerstein“ (1870) dem historischen Drama zu. Der deutschen Heldensage entlehnte er den Stoff zu seiner „Kriemhild“ (1877), die dem Verfasser 1878 den Schillerpreis eintrug, nachdem er bereits 1875 für sein Trauerspiel „Gracchus der Volkstribun“ (1873) den Grillparzerpreis erhalten hatte. Diesem Römerdrama folgte bald ein andres, „Arria und Messalina“ (1874). Formvollendet und lebensvoll ist seine dramatische Dichtung „Der Meister von Palmyra“ (1889), worin er hochwichtige Fragen des Geisteslebens poetisch zu lösen versteht. Später wandte sich Wilbrandt dem Zeitroman zu und stellt nach großen Gesichtspunkten Zeitbewegungen und Persönlichkeiten dar, die in künstlerischer, oder in anderer Beziehung hervorragen. Es gehören hierher „Adams Söhne“ (1890), „Hermann Ifinger“ (1892), „Der Dornenweg“ (1893), „Die Rothenburger“ (1895), „Der Sänger“ (1899), „Ein Mecklenburger“ (1902). Diese Hauptromane bieten Idealgestalten, denen die charakteristischen Züge großer und bedeutender Ausnahmenaturen eigen sind. Von dieser Gattung ist wohl der bedeutendste Roman „Die Osterinsel“ (1894). Zum Schluß mögen noch seine prächtigen „Novellen aus der Heimat“ (1882) herorgehoben werden[1].

Ernst von Wildenbruch, geb. 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien als Sohn des dortigen preußischen Generalkonsuls, widmete sich dem Militärdienste und machte 1870 den Krieg gegen Frankreich mit; später widmete er sich der Rechtswissenschaft und lebt jetzt als Legationsrat a. D. in Berlin. Wildenbruch ist ein wahrhaft patriotischer, ja nationaler Dichter, der sich namentlich das Herz der deutschen Jugend im Sturm eroberte. Seine Meisterschaft zeigte er zunächst im Drama. In seinem Trauerspiel „Harold“ (1882) behandelt er den Gegensatz zwischen Normannen und Angelsachsen und das Ringen der beiden feindlichen Mächte um den Vorrang am englischen Königshofe. Das folgende in Prosa geschriebene Drama „Der Mennonit“ (1882) schildert hochdramatisch den Konflikt zwischen Vaterland und Glauben. Wie hier, verleiht er auch in dem nächsten gleichfalls 1882 geschriebenen Werke, dem Schauspiele „Väter und Söhne“ seiner glühenden Vaterlandsliebe Ausdruck. Diese drei Dramen erlangten erst Erfolg, nachdem Wildenbruch durch das vierte ebenfalls 1882 vollendete Drama „Die Karolinger“, das den Streit der Söhne Ludwigs des Frommen um die Erbfolge und die Teilung des Karolingerreichs zum Gegenstande hat, berühmt geworden war. Von den nächsten Stücken fand „Das neue Gebot“ (1886) viel Beifall. Bald darauf begann unser Dichter nach dem Vorbilde der Shakespeareschen historischen Stücke in einer Reihe von Dramen die brandenburgisch-preußische Geschichte zu behandeln. Den Anfang machte er mit den „Quitzows“ (1888), worin der Einzug des Hohenzollerngeschlechts und mit ihm der des Rechtes und des Gesetzes in die Mark Brandenburg, sowie die Bekämpfung des räuberischen und gewalttätigen Rittergeschlechts in derselben

---

[1]) Nicht unerwähnt möge bleiben, daß Wilbrandt ausgewählte Tragödien des Sophokles mit Rücksicht auf die Bühne meisterhaft übersetzt hat, München, 2. Aufl., 1903.

geschildert wird. Das Stück fand großen Beifall, den die nächstfolgenden „Der Generalfeldoberst“ (1889) und „Der neue Herr“ (1891) nicht erlangten. Erfolg errang er wieder durch sein Doppeldrama „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ (1895—96), das ihm abermals den Schillerpreis brachte, nachdem er den ersten bereits 1884 erhalten hatte. Das neueste Drama des Dichters ist seine Tragödie „König Laurin“, deren Hauptheldin die Gotenkönigin Amalasunta (Amalaswinta) ist. Wildenbruch ist aber nicht allein Dramatiker, sondern auch Meister in der Novelle. Seine beste Leistung in dieser Gattung ist wohl der „Der Meister von Tanagra“ (1879). Es folgten „Novellen“ (1882), „Neue Novellen (1885) und „Tiefe Wasser“ (1898) mit den ergreifenden Erzählungen „Franceska da Rimini“, „Die Danaide“ und „Die Weidfrau“. Schwungvolle Begeisterung begegnet uns in seinen Schlachtengemälden „Vionville“ (1874) und „Sedan“ (1875). Zu nennen sind endlich seine „Lieder und Balladen“ (1892). Unter den letzteren ist namentlich „Das Hexenlied“ von packender Wirkung.

Julius Wolff, geb. 16. September 1834 in Quedlinburg, jetzt in Berlin, behandelt in seinen mit eingeflochtenen Liedern geschmückten epischen Dichtungen „Till Eulenspiegel Redivivus“ (1875), „Der Rattenfänger von Hameln“ (1876) und „Der wilde Jäger“ (1877) mit großer Formgewandtheit alte Volkssagen. In der umfangreichen Dichtung „Der Tannhäuser“, worin er die Figuren Tannhäusers und Heinrichs von Ofterdingen zu einer einzigen verschmilzt und diesen seinen Helden, nachdem Papst Innocenz III. in Rom den Fluch über ihn ausgesprochen, auf der Burg Kürenberg bei seinem Jugendfreunde das Lied von den Nibelungen dichten läßt, entrollt er ein farbenprächtiges Bild aus der Hohenstaufenzeit und aus dem Leben der Minnesänger. 1883 erschien „Der Sülfmeister“ (d. h. Salzpächter), ein geschichtlicher Roman, der um das Jahr 1454, also am Ausgange des Mittelalters in Lüneburg spielt und den Kampf der Zünfte mit dem Rate der Stadt und dem Adel um die höchsten Bürgerrechte schildert. Das neueste Werk des Dichters ist „Die Hohkönigsburg“, eine Fehdegeschichte aus dem Wasgau.

Register.

Die **Zahlen** bedeuten die **Seiten** des Buches.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

23Nov'62BBX

REC'D LD

JAN 26 1963

INTERLIBRARY LOAN

JAN 7 - 1981

UNIV. OF CALIF., BERK.

OCT 27 1988

AUTO DISC. JUL 27 '88

LD 21A-50m-3,'62
(C7097s10)476B

General Library
University of California
Berkeley



UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

